Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/holinessofsociet0002kons

Der hl. Franz Xaver.
(Nach einem alten Kupferstich).

Die Heiligkeit der Gesellschaft Jesu

Herausgegeben
von
Konstantin Kempf S. J.

Zweiter Band

In den Missionen

Mit 12 Einschaltbildern in Duplex-Autotypie

Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G.
Typographen des Hl. Apostolischen Stuhles
Einsiedeln
Waldshut — Köln a. Rh. — Straßburg im Elsaß
1925

39256

Imprimatur

Curiae, die 29 Oct. 1924

† **Georgius**
Epps. Cur.

Imprimi potest

Coloniae, die 16 Junii 1924

Bern. Bley S. J.
Præp. Prov. Germ. Inf.

Vorwort.

Wichtige Berufspflichten hinderten den Verfasser des ersten Bandes der »Heiligkeit der Gesellschaft Jesu«, den zweiten Band selber auszuarbeiten. Die vorliegenden Lebensbilder stammen darum fast ausnahmslos aus der Feder einiger Mitbrüder, denen ich für ihre liebevolle Hilfsbereitschaft aufrichtigen Dank sage.

Gleichsam nur ein Strauß von Blumen aus dem großen Missionsgarten der Gesellschaft Jesu wird hier dem Leser dargereicht. Der Raum und die Fülle des Stoffes erlaubten es nicht, auf das Entstehen und Wachsen dieser Blumen näher einzugehen. Auch so wird uns ihr Anblick genugsam erfreuen und das Lob der göttlichen Gnade verkünden, der allein sie ihre wundervolle Pracht verdanken.

Valkenburg, am Feste Unserer Lieben Frau della Strada, am 24. Mai 1924.

Der Herausgeber.

Inhalt

Seite

Vorwort V

I. Asien.

1. Der hl. Franz Xaver 3
2. Anton Criminale, der Erzmärtyrer der G. J. 15
3. Der sel. Rudolf Aquaviva u. seine Gefährten . . . 20
4. Der sel. Johannes de Britto 32
5. Die Märtyrer von Tongking:
   Joh. B. Messari u. Franz M. Bucherelli 42
   Joh. K. Cratz und seine Gefährten 45
   Franz X. Camerini 52
6. Ägidius de Abreu 54
7. Gregor Lopez 54
8. Chinesische Glaubensboten:
   Stephan Lefèvre 55
   Anton Henriquez u. Tristan de Attimis 60
   Die Opfer des Boxeraufstandes 65
9. Japanische Märtyrer:
   Erste Christenverfolgung 70
   Das Edikt von 1614 75
   Ausrottung des Christentums 81

II. Polynesien.

Der Apostel der Marianen 93

III. Afrika.

1. Gonsalvo da Silveira 101
2. Andreas Oviedo 104
3. Die Märtyrer von Äthiopien: 110
   P. Abraham de Georgiis 111
   P. Kaspar Paez und P. Johann Pereira 112
   Apollinaris de Almeida, Bischof von Nicäa, Hyacinth Franceschi und Franz Rodriguez 114
   P. Bruno Bruni und P. Ludwig Cardeira 116

IV. Amerika. Seite

1. Brasilien:

Der sel. Ignatius v. Azevedo mit 39 Gefährten . . . 121
Peter Diaz mit 11 Gefährten 125
Joseph Anchieta 125
Johann Meade 140

2. Peru:

Joh. Sebastian de la Parra 147
Jakob Alvarez de Paz 155
Peter de Oñate 159
Jakob Martinez 163
Leonhard de Peñafiel 170
Johann de Alloza 172
Franz del Castillo 175
Gonzalvus Baeza 177

3. Paraguay:

Rochus Gonzalez de S. Cruz mit zwei Gefährten . 181
Christoph de Mendoza 188
Anton Ripari und Kaspar Osorio 196
Julian de Lizardi 204

4. Chile:

Horaz Vecchi mit zwei Gefährten 211
Peter Mayoral 224

5. Kolumbien:

Der heilige Peter Claver 227
Nikolaus Rodriguez 236

6. Mexiko:

Die Märtyrer der Tepehuaner 241
Im Lande der Tarahumaren:
Kornelius Beudin 255
Jak. Anton Basile 258
Hermann Glandorff 260

7. Nordamerika:

Die kanadischen Märtyrer 275

Nachtrag zum 1. Band. 288
Namenverzeichnis 290

Bilderverzeichnis

	Seite
Der hl. Franz Xaver (Titelbild)	
Der sel. Rudolf Aquaviva	20/21
Der sel. Johannes de Britto	32/33
P. Johannes Messari	44/45
P. Joh. Kaspar Cratz	50/51
Die drei hh. japanischen Märtyrer	72/73
Die äthiopischen Märtyrer	114/115
Der ehrw. P. Joseph Anchieta	126/127
Die Märtyrer von Elicura	220/221
Der hl. Alfons Rodriguez und der hl. Peter Claver	226/227
Der hl. Peter Claver	236/237
P. Isaak Jogues	280/281

I. Asien.

1. Der heilige Franz Xaver. 1506—1552[1].

Eine Aufgabe, die Gott der Gesellschaft Jesu gestellt hatte, war die Ausbreitung des Reiches Gottes in der Heidenwelt. Darum rief er sie bereits nach der Übersee, bevor sie noch von seinem Stellvertreter auf Erden bestätigt war, und darum stellte er an die Spitze ihrer Glaubensboten einen Mann, der wie ein kühner Eroberer ferne Lande durchzog, dessen leuchtender Glaubenseifer für alle Zeiten anziehend und vorbildlich wirken sollte. Franz Xaver, so heißt der große Bannerträger und Wegebereiter der heiligen Jesuitenmissionäre.

Neunzehn Jahre war Franz Xaver alt, von frischem Aussehen, mit lebhaften Augen und hellem, offenem Gesicht, als er September 1525 das Schloß seiner Väter im Baskenlande verließ. Nach Norden ging die Fahrt. Die Heimat war ihm zu eng geworden, seine Familie verarmt. Ihn aber zog es nach dem Ort der Ehren und Würden, nach der Stätte, die immer noch wie vor Jahrhunderten als Mittelpunkt christlicher Wissenschaft galt, nach der Sorbonne zu Paris. Dort glaubte der junge navarresische Edelmann mit seinen glänzenden Geistesgaben und weitausschauenden Plänen am ehesten seine Ziele zu erreichen.

Unverdorben und unerfahren warf sich Franz der goldenen Freiheit in die Arme und mitten in den Strudel des studentischen Lebens. Rasch im Auffassen, schlagfertig in der Antwort, geistreich und gewandt im Ausdruck, zeichnete er sich im Hörsaal ebenso aus, wie er seine Kommilitonen bei frischem Spiel und Sport auf den grünen Wiesen der Seineinsel an Kraft und Be-

---

[1] Ed. de Dos S. J., Leben und Briefe des heiligen Franz Xaver, Regensburg 1877. — U. Greff S. J., Leben des hl. Franz Xaver[5], Einsiedeln 1905 — Joh. B. Kraus S. J., Der hl. Franz Xaver, Einsiedeln 1923. — G. Schurhammer S. J., Der heilige Franziskus Xaverius, der Apostel des Ostens, Aachen 1920. — Monum. Historica S. J., Monum. Xaveriana, 2 vol. Madrid 1900, 1912. — A. Brou S. J., Saint François-Xavier[2], 2 Bde. Paris 1922.

hendigkeit übertraf, und wenn man, so oft es nur ging, der strengen, konviktähnlichen Hausordnung ein Schnippchen schlagen konnte, Franz war dabei, fehlte bei keinem tollen Streich und zog auch durch die spärlich beleuchteten Gassen mit zu heimlichen Kneipereien. Zwar ließ er sich nie zu schlimmen Verirrungen verleiten, aber es war doch ein großes Glück für den leichtfertigen Studenten, daß er 1529 einen neuen Stubengenossen bekam, den stillen, einfachen, engelgleichen und engelreinen Peter Faber aus den Savoyer Alpen. Bald sah Franz zu Faber mit Bewunderung, ja mit Verehrung wie zu einem Heiligen auf und pflog mit ihm vertraute Freundschaft. Für den Landsmann Ignatius von Loyola jedoch, der am 1. Oktober in der Barbaraburse zu wohnen kam, hatte Franz Xaver nicht viel übrig und fertigte die ernsten, erbaulichen Reden des ehemaligen Offiziers und jetzigen Bettelstudenten zuerst nur mit beißendem Hohn und Spott ab. Ignatius aber hatte gar bald die hervorragenden Eigenschaften und den goldenen Kern in Franz entdeckt, ließ sich nicht abschrecken, gewann durch einige Liebesdienste das Herz des jungen Professors, brachte ihn vom Verkehr mit Genossen ab, die innerlich mit der Kirchenlehre zerfallen waren, lieh ihm Geld und hörte geduldig zu, wenn Franz seine Lebenspläne und Zukunftsträume entwickelte, hohe Ämter, klangvolle Titel, ein sorgloses Auskommen, und dann sagte Ignatius schließlich nur das eine Wort: »Was nützt dir das, Franz, wenn du die ganze Welt gewinnst, aber Schaden leidest an deiner Seele? Was nützt es dir?« Franz lachte zuerst, ging darüber hinweg. Das Wort hatte doch getroffen, er merkte es noch nicht, aber es ließ ihn nicht los, bohrte sich ein, immer und immer wieder mußte er daran denken, und schließlich errangen Ignatius und die Gnade den Sieg.

Am Maria-Himmelfahrts-Tage des Jahres 1534 kamen Ignatius, Franz Xaver und fünf weitere Gefährten am Montmartre bei Paris zusammen und bekräftigten hier ihren Entschluß, Gott allein zu dienen durch das Gelübde der Armut, der Keuschheit und einer Wallfahrt ins Heilige Land. Nun fand Franz auch Zeit, die geistlichen Übungen zu machen. Diese 30 Tage der Einsamkeit, des Gebetes, der Buße vollendeten

seine rückhaltlose Hingabe ans Heldentum der Liebe und der Tugend. Der König der ewigen Herrlichkeit, der sein Reich auf Erden gegründet hat auf die Mitwirkung edler Menschen, der hochherzige Seelen auffordert zu einem heiligen Kreuzzug, trat vor ihn und sprach zu ihm: »Mein Wille ist es, die ganze Welt und alle Feinde zu unterwerfen und so in die Herrlichkeit meines Vaters einzugehen. Wer deshalb mit mir kommen will, muß mit mir sich anstrengen, damit er, wie er mir in der Mühsal folgte, so auch in der Herrlichkeit folge.« (Exerz.) Franz hatte sich in Paris die ganze moderne Bildung angeeignet; er stand auf der Höhe seiner Zeit. Aber er war auch ein Spanier, ein Baske, und in Spanien lebten damals noch ziemlich unberührt von den Glaubenswirren die alten katholischen Ideen. Man fühlte auch im Gegensatz zu den Katholiken anderer Länder noch den Mut und die Begeisterung, für sie einzutreten. Und diese katholischen Ideen lebten auch in der edlen, hochherzigen Seele des Franz Xaver, und wie nun Jesus ihn rief, da kannte er kein Zögern und Zaudern, keine Halbheit und keine Schranken. Er faßte den tiefsten Sinn der Ignatianischen Grundbetrachtung vom Reiche Christi; er gehörte zu denen, die sich nicht begnügen wollen mit der gewöhnlichen Nachfolge, sondern sich auszeichnen, Führer sein, die dem Heiland so nah wie möglich stehen wollen, und so sprach er sein Aufopferungsgebet: »Sume, Domine, et suscipe — Nimm hin, o Herr, mich selber ganz und gar. Ich beteure, daß ich wünsche und darnach verlange, und daß es mein wohlüberlegter Entschluß ist, dich nachzuahmen in jeglicher Unbill, Schmach und Armut, wenn deine heiligste Majestät mich zu solchem Leben und Stande erwählen und aufnehmen will.«

Diese Idee der Exerzitien ist fortan das Licht, das ihm leuchtet und den Weg weist. Man hat sich manchmal gewundert über die auffallende Übereinstimmung in der Ansicht und Handlungsweise des heiligen Ignatius und des heiligen Franz Xaver. In den Exerzitien liegt die Erklärung. Beide Heiligen lebten aus ihrem Geist.

Im Januar 1536 trafen sich Ignatius und seine Gefährten in Venedig, um ihr 3. Gelübde, die Pilgerfahrt ins Heilige Land, zu erfüllen. Die Abreise verschob sich, und

Ignatius verteilte seine Gefährten für die nächsten zwei Monate auf die Spitäler der Stadt, den Kranken zu dienen, Betten zu machen, zu fegen und zu scheuern, die Verstorbenen aufzubahren und zu begraben und des Nachts allen immer zur Verfügung zu stehen — nach den Strapazen der achtwöchigen harten Winterreise wahrlich keine geringe Zumutung. Aber die Gefährten murrten nicht, am wenigsten Professor Franz Xaver. Er tat mutig, freudig, ja begeistert alles, was Ignatius verlangte, und wohin Franz später auch kam, immer eröffnete er sein Apostolat mit den Werken der Barmherzigkeit.

Als die Fastenzeit kam, schickte Ignatius seine Jünger nach Rom, sich vom Stellvertreter Christi nach frommem Brauch den Segen für ihre Wallfahrt zu holen. Aber der Krieg brach aus zwischen der Türkei und Venedig und verhinderte ihre Abfahrt, und so verteilten sich die Gefährten — sie hatten nach der Romreise mit Erlaubnis des Heiligen Vaters in Venedig die Priesterweihe erhalten — zu apostolischen Arbeiten in Italiens Universitätsstädte. Franz kam nach Bologna, und bald sprach man in der ganzen Stadt von dem bleichen, spanischen Padre, der sein Brot von Tür zu Tür betteln ging, der die Armen, Kranken, Gefangenen besuchte und dessen Straßenpredigt halb spanisch, halb italienisch, so wunderbar die Gemüter ergriff.

Ein Jahr wartete Ignatius auf eine Fahrgelegenheit ins Heilige Land; dann rief er auf Ostern 1538 seine Gefährten nach Rom, die junge geistliche Streiterschar dem Papst Paul III. zur Verfügung zu stellen. Franz erschien bei seinen Mitbrüdern wie ein Sterbender. Fieber, Kälte, Armut, Bußstrenge und Hunger hatten ihn in kurzer Zeit völlig heruntergebracht, doch unter Ignatius liebevoller Sorge erholte er sich bald wieder und beriet mit dem Ordensstifter die Satzungen der neuen Gesellschaft. Schon bald bot sich Gelegenheit mit dem 4. Gelübde, wozu man sich verpflichten wollte, Ernst zu machen. Der Portugiese Dr. Diego de Gouvea schrieb nämlich aus Paris an seinen früheren Schüler Ignatius, ob er nicht mit seinen Gefährten im portugiesischen Indien das Evangelium verkünden wolle. »Wir werden mit Freuden nach Indien gehen, wenn der Papst uns schickt«, war die Antwort, und durch eine merkwürdige Ver-

kettung der Umstände wurde schließlich Franz Xaver als päpstlicher Nuntius für die Mission bestimmt.

Am 7. April 1541 lag die Ostindienflotte im Hafen von Lissabon zur Abfahrt bereit, fünf mächtige Schiffungetüme, Stockwerk über Stockwerk mit einem Wald von Masten und Rahen. Die Ankerketten rasselten, die Kanonen dröhnten, die Riesensegel blähten sich. »A Dios, a Dios!« klang es aus tausend Stimmen, und langsam setzten sich die schwerfälligen Schiffe in Bewegung. Um das Kap der Guten Hoffnung ging die Reise zur Sieberinsel Mosambik und weiter, bis sich die Kokospalmen der ersehnten Küste in der Ferne zeigten. In Lissabon las man zu jener Zeit in einem Brief aus Goa: Möge Gott uns Heilige schicken, die uns zurückführen auf den Weg unserer Rettung — da stieg im selben Goa auch schon der Heilige ans Land, am 6. Mai 1542, und nahm Wohnung im Spital.

Goas christliche Bevölkerung war stark verkommen. Franz Xaver begann sofort den Kampf gegen die Unsittlichkeit der portugiesischen Kolonialbeamten, widmete sich aber auch mit seiner ganzen Apostelliebe den Kranken, den Kindern und Sklaven. Mit einem Glöcklein rief er sie in den Straßen zur Christenlehre zusammen, lehrte sie Lieder singen, in denen die Hauptstücke des Glaubens enthalten waren, und schon am 20. September konnte er seinen römischen Ordensmitbrüdern schreiben, es seien so viele zur Beicht gekommen, daß er sich hätte verzehnfachen müssen, um allen genügen zu können. Er habe auch die Gefangenen angeleitet, eine Lebensbeichte zu machen, und die Aussätzigen vor der Stadt seien alle seine guten Freunde geworden. Jetzt schicke ihn der Vizekönig in eine Gegend, in der viele Bekehrungen zu erhoffen seien. Es waren die Fischerdörfer an der Südspitze Indiens, am Kap Komorin.

Bei der ersten Ankunft der Portugiesen hatten auch Soldaten in ihrer Weise an der Ausbreitung des Christentums sich beteiligt, indem sie z. B. indischen Kriegsgefangenen ohne weiteres die Taufe spendeten; auch Priester waren vielfach in derselben Soldatenart vorgegangen. Natürlich hatten die so getauften Perlfischer vom Christentum nicht mehr als den Namen. Xaver wurde nun ihr Apostel. Über ein Jahr zog er von Ort zu Ort,

überall ließ er die wichtigsten Gebete schriftlich zurück, ließ sie auswendig lernen und jeden Tag wiederholen. Zur Liebe gesellte sich Festigkeit; war es ja sein Grundsatz: »Wenn Güte nicht hilft, ist Strafe ein Werk der Barmherzigkeit.« Die Hauptgegner des Christentums, die Brahmanen, suchten ihn durch Geschenke zu gewinnen. Er aber deckte unerbittlich ihre Betrügereien auf und ließ ihre Götzenbilder zertrümmern. Zahlreiche Kranke, für die er betete oder Kinder beten ließ, wurden geheilt. Das trug viel bei, daß man ihm unbedingt Glauben schenkte. Zuweilen taufte er an einem Tag ein ganzes Dorf; in den Küstendörfern von Travankur spendete er in einem einzigen Monate 10.000 Heiden die heilige Taufe. Oft wurden ihm nach seinen eigenen Worten die Arme müd vom Taufen und die Zunge schwer, weil er so oft nacheinander laut die Gebete vorsprechen und seine Perlfischer über die Christenpflicht unterweisen mußte.

Im folgenden Jahre besuchte Franz Xaver viele Städte und Länder Vorder- und Hinterindiens, überall den Heiden und Christen predigend, er fährt nach der Handelsstadt Malakka in Hinterindien und nach den Molukken, im Frühjahr 1546 treffen wir ihn auf der Insel Amboina bei Neu-Guinea, zur Sommerzeit in Ternate, der äußersten portugiesischen Festung, ja noch weiter ostwärts geht die Fahrt, zu den Moroinseln mit ihren heimtückischen Eingeborenen. Ihm tut niemand etwas; denn was man sich erzählt von der Glut seines Gebetes, von seiner erbarmenden Liebe zu den Kindern, Sklaven, Kranken, den Sündern und Soldaten und Heiden, von seinen Weissagungen und Krankenheilungen, das gewann ihm aller Herzen, das gab auch seiner Predigt eine fast unwiderstehliche Gewalt.

Auf der Rückfahrt nach Indien wurde dem Apostel, als er zu Malakka gerade mit einer Trauung beschäftigt war, ein Fremder vorgestellt. Yaschiro hieß der Mann. Er war ein Japaner. Alles, was nun Franz Xaver von dem kürzlich entdeckten Inselreich hörte, ließ in ihm den Entschluß reifen, nach Japan zu gehen. Er erkannte, daß China, Japan und die Tartarei ein und derselben Religion, dem Buddhismus, huldigten. Ihn wollte er kennenlernen und bekämpfen, und zwar

sollte die christliche Lehre von den Hochschulen aus hinab in das Volk dringen. Die indischen Freunde entsetzten sich, als sie von diesen Plänen vernahmen. Die Fahrt sei gefährlich, das Meer wimmle von Seeräubern. Gerade auf die Europäer hätten sie es abgesehen. Dazu die vielen Klippen und schrecklichen Stürme! »Wenn von vier Schiffen zwei sich retten, ist es viel.« Das alles wußte Franz Xaver sehr wohl. Aber er vertraut auf Gott, der Gewalt habe über Stürme und Räuber. »Eines tröstet uns: Gott weiß es, warum wir nach Japan gehen. Nur darum, damit jene, die Gottes Abbild sind, ihren Schöpfer kennenlernen und ihn verherrlichen... Die Grenzen der heiligen Kirche will ich weiter hinausschieben... Ich habe darum die Zuversicht, daß unser Zug gelingt«, so schrieb Franz Xaver an seinen Vater, den heiligen Ignatius, und am 15. August 1549, 15 Jahre seit dem Tag von Montmartre, landete er in der Stadt Kagoschima, im Süden Japans.

Eine neue, fremde Welt tat sich ihm auf, eine Kultur ganz eigener Art, andere Lebensgewohnheiten und Umgangsformen. Und der Apostel muß allen alles werden und darum mit dem Japaner nach Japanerart leben. »Man muß«, schrieb später ein Missionär, »in Japan wieder zum Kinde werden, von neuem sprechen, sich setzen, gehen, essen lernen.« Kein Wunder, daß Franz Xaver am 5. November 1549 die ersten Eindrücke und Erfahrungen in die Mahnung an seine Mitbrüder zusammenfaßt: »Die größten Mühsale, die ihr bisher erduldet habt, sind klein im Vergleich mit jenen, die ihr in Japan erleben werdet. Bereitet euch auf Schweres vor, indem ihr alle Rücksichten auf die eigenen Interessen beiseite lasset.« Auf der andern Seite schrieb er aber auch bald: »Wenn Gott uns 10 Jahre Leben gibt, werden wir große Dinge in diesen Gegenden sehen.«

Das Haus Yaschiros wurde der Mittelpunkt für Franz Xavers erste Missionstätigkeit in Kagoschima, und die Japaner drängten sich, die sonderbaren Ankömmlinge, die schwarzen Kutten, die ernsten Gesichter, die auffallende Stellung der Augen und den großen Mund dieser »Barbaren des Südens« zu betrachten. Mit Hilfe eines Dolmetschers schrieb sich der Heilige hier in ein Heft die Hauptwahrheiten des Christentums

in japanischer Sprache zusammen und las von der Terrasse eines Tempels dem Volke zweimal täglich daraus vor. Dieser erste Versuch mißlang. Xaver wurde wegen der vielen Fehler einfach ausgelacht, aber das ganze Auftreten des Missionärs, der Gedanke, daß er aus so weiter Ferne gekommen sei, nur aus Sorge für das Seelenheil eines fremden Volkes, die Erhabenheit seiner Lehre, die trotz der Mangelhaftigkeit der Sprache durchleuchtete, machten allmählich auf viele starken Eindruck. Nach einem Jahr zählte man in Kagoschima etwa hundert Christen, ja es entstand eine Volksbewegung hin zum Christentum, so daß die Bonzen zum Fürsten liefen und das Verbot weiterer Übertritte erwirkten.

Dies war für Franz Xaver Anlaß, einen längst gehegten Plan auszuführen, bis zur Landeshauptstadt Miyako (heute Kioto genannt) vorzudringen. Vor den König wollte er hintreten im armen Gewande als Gesandter Christi, wollte von ihm Freiheit erlangen zur Predigt des Glaubens und dann wollte er auf die Hochschulen gehen und von der Stätte der Gelehrsamkeit den Siegeszug des Evangeliums beginnen. Barfuß, einen siamesischen Hut auf dem Kopfe und in schlechtem Gewand machte sich also der Heilige mit dem Laienbruder Fernandez auf den Weg. Fünfhundert Kilometer zu Fuß, auf rauhen Pfaden, durch Wälder und Heideland, im Winterschnee über Berg und Tal! Nicht selten mußten die zwei Wanderer, bis zum Gürtel eintauchend, eiskalte Bäche durchwaten. In den Dörfern wurden sie von dem zusammenströmenden Volk begafft, verlacht, von den Kindern mit Steinen beworfen, und am Abend fanden sie in den Herbergen nichts als eine Matte und das hölzerne japanische Kopfkissen, vorausgesetzt, daß man sie, die wie Landstreicher aussahen, überhaupt aufnahm. Aber fröhlich zog Magister Franz des Wegs, die letzten 15 Meilen im Laufschritt um die Wette mit den Kulis einer Karawane. Er sprang und hüpfte und tanzte wie ein Kind, wie verzückt im Geist vor lauterster Freude; denn Weihnachten war's und es ging nach Miyako, zur Königsstadt, und bald sollte in ganz Japan das »Ehre sei Gott in der Höhe« ertönen. Elf Tage später, und Franz hatte die Wirklichkeit geschaut.

Beim Scheiden aus Miyako tanzte der Wanderer nicht mehr. Er hatte den König nicht gesprochen. Vergebens war die Mühsal der Reise gewesen. Nein, doch nicht ganz. Franz hatte zwei wichtige Erkenntnisse gewonnen. Daß der König vor den Teilfürsten des Landes ein bloßer Schatten war und die Armseligkeit seiner eigenen Kleidung und seines Auftretens ein Hindernis für das Evangelium bildete. So geht er also nach Yamagutschi, tritt vor den Fürsten Outschi Yoschitaka in seinen schönsten Gewändern und mit kostbaren Geschenken, wie man dergleichen noch nie am Hofe gesehen, wird freundlich aufgenommen und erhält jede Erlaubnis. Bald entsteht eine blühende Christengemeinde zu Yamagutschi, und auch im Nachbarreiche von Bungo winkt eine frohe Ernte, als dringende Pflichten den Heiligen im Winter 1551 nach Goa zurückrufen.

Das Haar Xavers ist vielfach weiß geworden während seines Wirkens in Japan. Nicht umsonst. Zwei mächtige Fürsten sind der Mission gewogen. Die Kirche Japans ist gegründet, gegen 2000 Seelen getauft. Franz Xaver verläßt Japan — vergessen sind die Leiden und Entbehrungen, aber süß der Trost seiner Seele, so daß er schreibt: »Könnte man doch an die Universitäten Europas auch die Tröstungen schicken, die Gott uns gab. Ich bin fest überzeugt, viele Gelehrten würden ihre Studien drangeben.... Prälaten ihre Würden und Einkünfte verlassen für ein anderes Leben voll süßeren Trostes und würden dieses suchen in Japan.«

Sobald der Heilige in Indien die Wirren beigelegt hatte, trat er seine letzte Missionsreise an, um dem Christentum auch in China Eingang zu verschaffen. China galt in Japan als Urquell aller Wahrheit und aller Weisheit. »Wie kann die Religion der Europäre wahr sein, da China nichts von ihr weiß?« hatten die Japaner dem Apostel Christi oft entgegengehalten, und Franz hatte sich überzeugt, daß dies große Reich des Ostens zu gewinnen sei, wenn das Christentum in Asien festen Fuß fassen sollte. Es mußte gewonnen werden. Auf der andern Seite verhehlte sich der Heilige keinen Augenblick die Gefahren, denen er entgegenging. Schon das Betreten des chinesischen Bodens war jedem Fremden strengstens untersagt, und selbst

die schiffbrüchigen, an die Küste verschlagenen Portugiesen mußten jahrelang für ihr Verbrechen in Ketten und Gefängnis schmachten. Sorgfältig bereitete darum Franz Xaver seine wichtige Fahrt vor. Als Begleiter einer portugiesischen Gesandtschaft will er das verbotene Land betreten und es dem Christentum erschließen. Aber der Befehlshaber der protugiesischen Flotte in Malakka, Don Alvaro, verhindert in letzter Stunde das Unternehmen. Messe um Messe liest der Heilige, viele Nächte durchwacht er in heißem Gebete vor dem Bild seiner himmlischen Mutter, aber sein Widersacher bleibt hart. Franz kann gehen, wann und wohin er will, die Gesandtschaft aber muß unterbleiben. So nahm denn Franz Xaver Abschied von seinen Freunden und ging. Der portugiesische Geistliche kam und bat den Scheidenden, auch vom Flottenkommandanten sich zu verabschieden, damit man kein Ärgernis nehmen könne. »Don Alvaro wird mich in diesem Leben nie wieder sehen«, gab Xaver zur Antwort. »Ich erwarte ihn vor dem Richterstuhl Gottes. Dort wird er Rechenschaft ablegen müssen über das, was er tat.« Auf seinem Wege zum Strand nahe bei Don Alvaros Wohnung hielt Franz Xaver noch einmal inne, breitete die Arme in Kreuzesform aus und betete laut für seinen Verfolger. Dann kniete er einen Augenblick nieder, erhob sich und stieg ins Boot. Die Todesfahrt begann.

Öd war die Insel Sanzian, wo der Heilige auf eine Gelegenheit zur Überfahrt nach China wartete. Die portugiesischen Kaufleute, die von hier aus Schleichhandel mit dem nahen Festland trieben, wohnten für die Tage ihres Aufenthalteś in rasch hergestellten Strohhütten, die sie bei der Abreise verbrannten. Ist Xaver bis jetzt schon verlassen, auf der Insel wurde er noch verlassener. Von seinen Gefährten mußte er den portugiesischen Laienbruder als untauglich aus der Gesellschaft entlassen und zurückschicken; ein Dolmetscher verließ ihn bald aus Furcht vor den Strafen der chinesischen Mandarine; der Portugiese, in dessen Hütte Franz Aufnahme gefunden, reiste ab — nur der treue Dolmetsch Antonio und ein indischer Diener Christovao waren noch bei ihm. Der Winter kam. Die Nahrung ging aus. Der Pater litt bitteren Mangel, hungerte und wartete sehn-

süchtig auf die Dschunke, die ihn hinüberführen sollte ans Land.

Aber die Tage verstrichen, und nichts zeigte sich. Da wurde Franz Xaver krank vor Elend und Hunger und bitterer Kälte. Am 22. November überfiel ihn ein starkes Fieber. Schon beim Abschied in Malakka hatte er einem Freunde gesagt: »Bis heute habe ich gewünscht zu leben, um Christus zu dienen und um die Ehre seines Namens zu vergrößern; heute weicht meine Sehnsucht einer mächtigeren: hinauf zum Himmel und Gott anzuschauen.« Nun lag er da in elender Hütte, in der äußersten Armut und Verlassenheit wie sein Herr und Heiland, und da rief Gott nach zweiwöchigem Leiden seinen Franz Xaver zu sich zur ewigen Ruhe und Herrlichkeit, am 3. Dezember des Jahres 1552, Samstags um zwei Uhr des Morgens.

Kurz war sein Leben gewesen. Fünf bis sechs Jahre der Vorbereitung durch Gebet, durch Buße, in Verborgenheit, das Herz voller Selbstverachtung, aber auch glühend vor Sehnsucht, für Gott zu streiten und zu erobern, dann zehn Jahre apostolischer Arbeit, nicht mehr. Zehn Jahre allerdings rastlosester, nimmermüder Arbeit, stürmischen Vorwärtsdrängens, ununterbrochener Strapazen, heldenmütiger Opfer. Franz Xaver hatte überall zu gleicher Zeit sein wollen, um überall das Reich Christi zu fördern. So war er ein Mann der Tat, der nie ausruhen konnte, dem alles, was er leistete, klein und unbedeutend erschien, weil er auf das schaute, was noch zu leisten übrig blieb, dem es als Lebensaufgabe erschien, überall Bahn zubrechen, die Schwierigkeiten des ersten Anfangs auf sich selber zu nehmen und seinen Mitarbeitern dann in den Weltteilen ihren Wirkungskreis anzuweisen. Man mußte vor ihm stehen, dann bekam man den Eindruck »von einem Soldaten, von einem Ritter, der ganz und gar sich aufopfert und vernichtet im Dienste seines Königs, von einem Ritter, der keine Mühe, keine Wunde spürt, solange er an seinen König denkt«, schrieb einer, der ihn gesehen hat. Ja, so war Franz Xaver, der lebendig gewordene Gedanke aus jener Fundamentalbetrachtung der Exerzitien, und nie hat einer den apostolisch tätigen Geist des heiligen Ignatius tiefer erfaßt, nie einer sich mehr von ihm treiben lassen als Franz Xaver.

Das ist aber nur die eine Seite seines Wesens. Es lebte ja in ihm zugleich jene andere Seele, die der heilige Ordensstifter als wesentlich jedem seiner Söhne wünscht: die Innerlichkeit. Ja, mit seinem verzehrenden Tatendrang vereinigte Franz Xaver die Beschaulichkeit und Innigkeit des Mystikers. Viele Stunden des Nachts und alle Zeit, die ihm seine Arbeiten übrig ließen, widmete er dem Gebete. Er wandert auf den vereisten Wegen Japans, seine Füße bluten aus vielen Wunden. Franz aber sieht nichts und spürt nichts; denn er ist versunken, verzückt im Gebete. Er betet in der Ecke einer Sakristei, auf den Stufen des Altars, im untersten Schiffsraum und droben auf dem Verdeck, in den Hospitälern und am Königshof, in Wäldern und Städten, ja noch im Traum und im Fieber kommen herzinnige Stoßgebete über seine Lippen, und die Stunden der größten Gefahr sind bei ihm Stunden der größten Gottversenkung.

Je mehr er aber betete, um so mehr vergaß er sich, und um so unwiderstehlicher trieb ihn die Gottesliebe zum Apostolat, zur Wanderung. Durch die Vereinigung dieses apostolischen Geistes mit Innerlichkeit ist Franz Xaver der Jesuit geworden nach dem Herzen des heiligen Ignatius; hat er selbst auch sein Ziel erreicht. Als Führer wollte er seinen Mitbrüdern voranleuchten in der treuen Nachfolge seines Herrn und Königs, des gekreuzigten Heilandes. Als Wegebereiter wollte er den Kampfplatz erkunden in fremden Welten, als Bahnbrecher wollte er ihnen die Gebiete eröffnen für ihre apostolische Arbeit, und sein herrliches Beispiel riß auch die Gefährten im Sturm mit fort zum mutigen Streit, zu nimmermüder Arbeit, ja zum glorreichen blutigen Tod für die heilige Sache ihres Königs. Das Kreuzesbanner, das der sterbenden Hand des Apostels auf Sanzian entsank, seine Mitbrüder griffen es auf und tragen es siegreich voran, in Indien, in China bis in den verschlossenen Kaiserpalast von Peking und in alle andern Länder im Osten und Westen bis zu den Grenzen der Erde.

2. Anton Criminale, der Erzmärtyrer der Gesellschaft Jesu. († 1549)[1].

Am 27. Januar 1545 wandte sich der heilige Franz Xaver an den heiligen Ignatius mit der Bitte um Gehilfen in der Missionsarbeit. »So viele du tauglich findest..., schicke zu uns; denn hier werden sie recht gute Dienste tun. Doch müssen sie stark und kräftig sein und große Geduld bei der Arbeit haben. Der Boden hier verlangt nämlich viel Mühe und auch viele Opfer wegen des Mangels an Trinkwasser und Lebensmitteln. Unsere Nahrung ist Reis, Fisch und Milch; sonst nichts; kein Brot, kein Wein, und nichts von all dem, was ihr im Überfluß habet. Wir brauchen hier also nicht schwache und alte, sondern junge und gesunde Leute, die eine beständige Anstrengung... aushalten, besonders auch... die Christen vor der Wut und Raserei der Heiden schützen können. Bisweilen müssen sie sich... in Lebensgefahr begeben. Allein sie sollen denken, daß wir sterbliche Menschen sind und es für einen Christen nichts Erwünschteres geben kann, als für Christus den Tod zu erleiden.« Dieser Brief war noch nicht an seinem Bestimmungsort angekommen, da hatten sich schon drei Patres im heiligen Gehorsam auf den Weg nach dem fernen Indien gemacht; unter ihnen war einer, der sicher allen Anforderungen des heiligen Franz Xaver entsprach: Antonio Criminale, der erste Märtyrer der Gesellschaft Jesu.

Anton Criminale, am 7. Februar 1520 als Sohn vornehmer Eltern in Sissa, einem Dorfe, nahe bei Parma geboren, hatte sich mit 19 Jahren entschlossen, in den Orden einzutreten, pilgerte nach Rom und bat den heiligen Ignatius demütig um die Aufnahme in die Gesellschaft. Er sei zufrieden, auch wenn er nur als Diener der Patres bleiben dürfe. Ignatius nahm den hochherzigen Jüngling gerne in das Noviziat auf; die Probezeit dauerte jedoch nicht lange. Schon nach einem halben Jahr befand sich Anton auf dem Weg nach Portugal, um im Kolleg von Coimbra seine Studien zu vollenden.

---

[1] Selectae Indiarum Epistolae. Florentiae 1887, Ricci. (No. 5, 8, 20—24).

Drei Monate nach seiner Priesterweihe ließ ihn Simon Rodriguez, der Obere der Studienanstalt, zu sich rufen. Der junge Pater hatte keine Ahnung, was man von ihm wolle. »Willst du morgen nach Indien?«

Anton lachte, ein kindlich-heiteres Lachen, wie er es in seiner frühen Jugend geliebt und auch im Ordenshause nicht verlernt hatte; denn was der heilige Ignatius einst einem Novizen gesagt, das hatte für alle Geltung: »Ich sehe dich immer lachen, mein Lieber! — Ich freue mich darüber: Wer sich Gott geweiht, hat keinen Grund zu trauern, wohl aber fröhlich zu sein.« Criminale antwortete also auf die unerwartete Frage des P. Rektors mit heiterem Lächeln: »Man kann doch nicht an einem Tag nach Indien kommen?«

»Wenigstens wirst du morgen abreisen. Oder würdest du lieber nach Italien zurückkehren, statt nach Indien zu gehen?«

»Das ist gleich. Italien, Indien, die Türkei oder sonst ein Land; ich bin zu allem bereit. Ich habe kein anderes Verlangen, als unserm Herrn und Gott zulieb zu handeln und ihm zu dienen.«

Es ist die Sprache des Jesuiten, der in der Schule des Gehorsams war und den Geist des heiligen Ignatius in sich aufgenommen hat: Gott in allem finden, nichts verlangen als den göttlichen Willen zu erfüllen. Alles andere ist gleichgültig.

So sprach Criminale. Es blieb nicht bei dem Wort: schon am nächsten Tag befand er sich auf dem Wege. Die erste Ausfahrt war unglücklich, ein Sturm zwang das Schiff zur Umkehr. Am 25. März 1545 aber bestieg der Pater mit zwei Gefährten wiederum den Indienfahrer und landete nach sechs Monaten glücklich in Goa, voller Erwartung, den großen, berühmten Franz Xaver zu sehen und dessen Anordnungen zu vernehmen. Doch Magister Franz war nach Malakka und zu den Gewürzinseln im fernsten Osten gefahren, und es dauerte geraume Zeit, bis ein Schreiben des Heiligen eintraf: »Für jetzt bitte ich euch, liebste Mitbrüder, Juan de Beira und Anton Criminale, daß ihr euch nach Lesung dieses Briefes [vom 16. Dezember 1545] sogleich bereit machet, nach dem Vorgebirge Komorin abzugehen, wo ihr Gott mit mehr Nutzen dienen werdet als zu Goa... Ich bitte euch bei Gott, tut es und lasset euch durch

nichts von dieser Reise abhalten, die ich ernstlich verlange und für notwendig halte.«

An der Fischerküste, wohin den P. Criminale der Befehl seines Oberen wies, arbeiteten schon 5 Priester; 1546 kamen neue Hilfskräfte hinzu, so daß die Mission 6 Ordens- und 4 eingeborne Priester zählte. Auf drei Mittelpunkte verteilt, verwalteten sie mit Hilfe der Katechisten ihr großes Arbeitsfeld: 30 000 Christen über einen Küstenstreifen von 1 000 Kilometer zerstreut. Die drei Jahre von 1546—49 waren für P. Criminale, den man trotz seiner Jugend zum Missionsobern gewählt hatte, eine Zeit ununterbrochener, mühsamster Apostelarbeit. Er wußte, wie der heilige Ignatius sich seine Söhne vorstellte; er kannte dessen Wort: »In unserem apostolischen Berufe sollten wir sein wie die Engel, die mit sich selbst nichts mehr zu tun haben und ganz in der Sorge für das Heil der Seelen aufgehen. Durch keinen Mißerfolg entmutigt, fahren sie immer fort, für das Wohl ihrer Schützlinge tätig zu sein, immer heiter und zufrieden: Sie schauen immerfort das Angesicht des Vaters, der im Himmel ist.«

So zu sein, hatte sich Criminale vom Noviziat an geübt. Noch im späten Alter erinnerte sich einer seiner Mitbrüder, wie der ewig heitere, stets hilfsbereite Anton auf dem Weg von Rom nach Coimbra seinen Gefährten die Mühseligkeiten der Reise erleichterte. Waren die jungen Pilger müde geworden, Anton hatte immer noch einen munteren Scherz auf den Lippen, der die gesunkene Stimmung neu belebte. Wurde einer schwach — der erst fünfzehnjährige Ribadeneira z. B. — dann trug Anton des andern Reisebündel oder noch lieber nahm er den ganzen Mann auf seine Schultern, ihn eine Wegstrecke zu tragen. Galt's eine Furt zu suchen, er war voraus und probierte den Übergang, und in den Herbergen ruhte er nicht, bis alle gut untergebracht und bedient waren. Dann erst dachte er an sich. Und die gleiche selbstlose, apostolische Liebe beseelte den Pater auch jetzt und ließ ihm jedes Opfer willkommen sein; denn ein Opferleben war's, das der Missionär an der Fischerküste zu führen hatte. Unermüdlich durcheilte er allmonatlich seine Mission, wie einst der heilige Franz Xaver fast immer barfuß, schlecht genährt und schlecht gekleidet.

Er achtete nicht auf die sengenden Strahlen der indischen Sonne, nicht auf den strömenden Monsunregen. Gern ertrug er die bitterste Armut, wenn er nur von den Reichtümern Christi seinen Schutzbefohlenen austeilen konnte. Der immer heiterfreundliche Pater wurde denn auch bald jedesmal mit Jubel begrüßt, sobald er sich einem Dorfe nahte. Die Kinder zogen ihm, die gelernten Gebete laut singend, entgegen und führten ihn im Triumph zur Kapelle. Täglich versammelte er sie dann zweimal zum Katechismusunterricht, die Frauen kamen Samstags, die Männer des Sonntags an die Reihe. P. Criminale war ihr Lehrer, Richter und Friedenstifter. Wie der gute Hirte nahm er sich seiner neubekehrten Schäflein an, und furchtlos verteidigte er sie gegen die Ausbeutung durch die Portugiesen, setzte todesmutig sein Leben ein, wenn es galt, sie vor den Gefahren der götzendienerischen Ärgernisse zu bewahren.

»Niemals sah ich solche Tugend«, berichtete ein Mitbruder an den Ordensgeneral, und selbst der heilige Franz Xaver schrieb am 14. Januar 1549, nachdem er die Mitbrüder an der Fischerküste zu einer Missionsberatung in Manapad versammelt hatte, voller Bewunderung nach Rom: »Criminale ist am Kap Komorin mit sechs andern aus der Gesellschaft. Wahrhaftig, glaube es mir, das ist ein heiliger Mann, wie geboren für die Missionen in diesem Land. Ich wünschte gar sehr, du schicktest mir recht viele solcher Arbeiter; denn daran fehlt es hier.... Es ist ein Wunder, wie lieb er allen ist, den eingebornen Christen, den Heiden und Mohammedanern. Und wie sehr ihn die ihm unterstellten Mitbrüder lieben, ist kaum zu sagen.« Auch Ignatius schätzte die Tugend des Paters und hatte ihn schon Ende 1548 zu den letzten Gelübden zugelassen. Neu flammte an diesem großen Tage sein Gelöbnis auf, der göttlichen Majestät zu dienen, wo und wie es ihr gefalle, mit noch heiligerem Ernste sprach er sein Aufopferungsgebet: »Nimm hin, o Herr, meine ganze Freiheit, mich ganz und gar und verfüge über mich ganz nach deinem Wohlgefallen.«

P. Criminale kannte ja wohl die Gefahr, in der er und seine Mitarbeiter beständig schwebten. Die ewigen Herausforderungen und Gewalttaten der rohen portugiesischen

Soldaten hatten nämlich die Eingeborenen aufs äußerste aufgebracht, besonders am nördlichen Ende der Fischerküste, wo auf der Insel Ramanankor die berühmte Pagode des Götzen Rama stand. Die heidnischen Brahmanen hatten ihr Heiligtum verlassen und sich grollend und rachebrütend in das Innere des Landes zurückgezogen. Jeder Tag konnte den Sturm entfesseln. Doch unsern Missionär schreckte keine Gefahr. Anfang Juni begab er sich gerade in die gefährdetste Gegend, in die Nähe der Festung Wedalai, die der Insel Ramanankor gegenüber die Meerenge und die angrenzende Christengemeinde zu schützen hatte.

Eines Morgens bemerkten die Neubekehrten zu ihrem Erstaunen, wie bei der Messe die hl. Hostie in purpurrotem Scheine aufleuchtete. Was sollte das bedeuten? Unglück? Blut? Bald kam mit dem Schreckensruf: »Die Badager!« Gewißheit. In hellen Scharen nahte sich der Feind. Der Festungskommandant ließ den Pater rechtzeitig warnen; er solle sich retten, denn lange könne das Fort dem wilden Ansturm der Badager nicht widerstehen. Doch den Missionär hielt die Liebe bei seinen teuren Christen, die alle ruhige Überlegung verloren hatten, bald zu ihren Hütten, bald an den Strand rannten, dann wieder nach dem Feinde ausschauten. Es war ein Schreien und Jammern und eine Verzweiflung! Ruhig brachte der Pater Ordnung in diesen Wirrwarr. Während bei der Festung die Gewehre knatterten, brachte er zuerst Frauen und Kinder auf die Schiffe in Sicherheit. Aber den übrigen schnitten die Badager den Weg zum Strande ab. Der treue Katechist, den P. Criminale selbst getauft hatte, geht den feindlichen Reitern entgegen, blutüberströmt bricht er zusammen. Was nun folgt, ist das Werk einiger Augenblicke. P. Criminale wirft sich auf die Knie, die Hände zu Gott erhoben; er erwartet den Todesstreich. Doch die Wilden lassen ihn in Ruhe, nur reißt ihm einer den Hut vom Kopfe. Ein zweiter Trupp kommt; sie zerren den Missionär in die Höhe, lassen aber dann wieder von ihm ab. Criminale kniet sich zum zweiten Male nieder, da naht sich unter der dritten Bande ein Mann mit einem Turban, offenbar ein Mohammedaner, ein Todfeind der Christen — und stößt dem Be-

tenden die Lanze in die linke Brust. Nun stürzen sich auch die andern auf den Wehrlosen, reißen ihm die Kleider vom Leib und lassen ihn liegen. Der Pater rafft die letzten Kräfte zusammen und will sich zum nahen Kirchlein schleppen; doch einige Badager folgen ihm. Criminale will ja nicht fliehen, so wendet er sich seinen Verfolgern entgegen, und einer stößt ihm die Lanze mitten in die Brust. Nun versucht der Pater zum letzten Mal den Altar zu erreichen, um dort sein Opfer zu vollenden, aber wiederum stürzen sich die Feinde auf ihn, und von zwei weiteren Lanzenstichen durchbohrt, sinkt Criminale sterbend zu Boden. Die Wilden schlagen das Haupt vom Rumpfe, tragen es auf hoher Stange an den Strand, zeigen es jubelnd den Christen auf den Schiffen und ziehen dann in Prozession mit den Götzendienern zur Pagode.

So starb der erste Märtyrer der Gesellschaft. »Die Frucht war gereift«, so schrieb der heilige Ignatius auf die Kunde davon in einem Briefe an die ganze Gesellschaft. »Die Frucht war gereift, und so jung sie auch noch war, Jesus Christus wollte sie doch schon pflücken, um ihm als dem ersten aus dieser Gesellschaft die glorreiche Krone des Martyriums zu geben.... Ein großes Geschenk, eine besondere Auszeichnung, ein herrlicher Tod.... Leben wir wie er, damit wir zu sterben verdienen wie er! Dann werden wir durch den Tod mit einer so glorreichen Palme hinübergehen zum Leben, in dem kein Tod mehr ist, wo wir mit diesem heiligen Märtyrer das höchste Gut und die ewige Seligkeit genießen können. Amen!«

3. Der selige Rudolf Aquaviva und seine Gefährten[1] († 1583).

Der Hauptfeind der Portugiesen und des Christentums von Afrika bis zu den fernen Molukken war der Islam und sein mächtigster Herrscher in Indien der Großmogul in Delhi. Die Stunde kam, wo die Söhne des heiligen Ignatius auch in diese Hochburg eindrangen.

[1] Angelini-Gruber S. J. »Der sel. Rud. Aquaviva und seine Gefährten.« Regensburg 1894.

Der sel. Rudolf Aquaviva und seine Gefährten.

Im Jahre 1579 erschien in Goa eine aufsehenerregende Gesandtschaft des Großmoguls Akbar des Großen und verlangte christliche Missionäre. Ungeahnte Aussichten schienen sich dem Christentum zu öffnen. Drei Patres wurden für die weltgeschichtliche Sendung ausersehen. Ihr Führer war Rudolf Aquaviva.

Bobadilla, für den Franz Xaver in letzter Stunde die indische Mission übernommen hatte, war im Sommer 1566 für einige Wochen in die Abruzzenberge gekommen und weilte als Gast im Palaste des Herzogs von Atri. Sein Feuergeist hatte die Seele des sechzehnjährigen Rudolf ergriffen, und seit jener Zeit sah man den Herzogssohn allsonntäglich andächtig am Tisch des Herrn; jeden Samstag fastete er zu Ehren der Himmelskönigin; die Bettler auf der Straße, die Kranken im Spital bedachte er mit seinen Almosen. Als Rudolf nun gar noch vernahm, sein Onkel Klaudius, Geheimkämmerer des Heiligen Vaters, sei in die Gesellschaft Jesu eingetreten, legte er zwei Wochen später das Gelübde ab, seinem Verwandten zu folgen. Den Widerstand seines Vaters suchte er durch verdoppeltes Gebet und strenge Bußübungen zu überwinden. Eines Tages hörte Rudolf zu Rom die heilige Messe in dem Kirchlein Maria della Strada, wo Ignatius und Franz Xaver so oft gebetet. Da ergriff ihn eine Glut wie ein gewaltiges Feuer. In heiliger Entschlossenheit eilte er zu dem Ordensgeneral, Franz Borgia, warf sich ihm zu Füßen und bat und beschwor ihn unter Tränen, ihm die Aufnahme ins Noviziat nicht zu verweigern. Doch der Vater holte seinen Sohn wieder zurück. Alles wurde nun versucht, den jungen Rudolf vom Ordensstande abzuschrecken — umsonst. Er blieb fest. Schließlich erlangte Franz Borgia für den Herzogssohn eine Audienz beim Papste Pius V. Dieser erkannte die Echtheit des Berufes und bestimmte den Vater zur Einwilligung.

Am 2. April 1568 überschritt Rudolf die Schwelle des Noviziates. Vier Monate später stand er am Sterbebett eines Mitnovizen, Stanislaus Kostka. Rein und unschuldig wie diese Himmelsblume war auch er; keine unreine Versuchung, so vertraute er einem Mitbruder, hatte sein Herz mehr berührt,

seit er mit 16 Jahren eine schwere Versuchung, die sich in verführerischer Gestalt genaht, entschieden zurückgewiesen hatte.

Nach Vollendung der philosophischen Studien wurde der schwächliche Scholastiker drei Jahre Repetitor der Physik am Kollegium Germanikum in Rom und zugleich Leiter der 1563 gegründeten Marianischen Kongregation. Aber schon in den Abruzzenbergen war sein Sehnen weiter gegangen — über die blaue Adria ins Land des heiligen Franz Xaver! Wohl hielten die Oberen den kränklichen Magister für untauglich zum harten Opferleben eines Missionärs, aber eine Prophezeiung gab ihm die Hoffnung, er werde stark werden und sein Blut dereinst in Indien vergießen für den heiligen Glauben. Wirklich ließen die Vorgesetzten Aquaviа im Jahre 1578 nach Indien, und das folgende Jahr brachte ihm den Befehl der Oberen: Auf zum Hof des Großmoguls Akbar des Großen!

Am 17. November 1579 lichtete Rudolfs Schiff die Anker. Zwei Begleiter waren ihm mitgegeben für die weite Reise, P. Anton Montserrat, ein Katalonier, und P. Henriquez, ein bekehrter Mohammedaner, der seinen Mitbrüdern behilflich war, die schwierige persische Hofsprache zu erlernen. Von Surat über Land reisend, kamen die Missionäre Mitte Februar 1580 in Fatihpur, der Residenz des Großmoguls, an.

Nach einem freundlichen Empfang erhielten die Patres ihre Wohnung im Palaste, wo sie alsbald eine Kapelle zur Feier der heiligen Messe einrichteten. Als Akbar das Altarbild sah — Maria mit dem Jesuskinde — grüßte er es feierlich nach mohammedanischem, persischem und christlichem Brauch; denn all diese Ehrenbezeugungen, sagte er, gebührten Gott; auch erklärte er sich sofort bereit, als Gegenstück zu den Pagoden und Moscheen in seinem Reich schöne christliche Kirchen zu erbauen, soviel die Missionäre wünschten. Es war eine ganz neue Welt, die sich in Fatihpur vor den Jesuiten auftat. Die fremdartigen Erscheinungen und Trachten aus allen Teilen des gewaltigen Reiches, das sich vom Kaspischen Meer bis nach Bengalen, vom Himalaja bis tief hinab nach Zentralindien erstreckte, die blendend weißen Moscheen mit ihren schlanken Minaretten, die figurenreichen Bauten der Götzentempel, die prunkvollen Paläste der

Vornehmen und Großen des Reiches: alles vereinigte sich in der Residenz zu einem Bild märchenhafter Pracht und ungeahnten Reichtums. Zählte doch der kaiserliche Marstall allein über 5000 Elefanten; umstanden doch an die dreißig Vasallenkönige und Prinzen den Thron. Man feierte den Kaiser als den weisesten, größten, mächtigsten und glücklichsten Herrscher der Welt.

Akbar, obwohl des Lesens und Schreibens unkundig, war gewiß ein außergewöhnlicher Geist. Mit dem Glauben seiner Väter hatte er gebrochen, kurz vor Aquavivas Ankunft den Islam als Staatsreligion abgeschafft und sich selber zum unfehlbaren Richter in Glaubenssachen erklärt. Eine neue Vernunftreligion, zusammengesetzt aus allen Religionen seines Reiches, ohne Offenbarung, ohne Wunder sollte fortan allein gelten. Ihre Glaubensformel war: »Es gibt nur einen Gott, und Akbar ist sein Kalif.« Akbar war eine religiös schwärmerische Gefühlsnatur. Fasten und Bußübungen wechselten mit sinnlichen Ausschweifungen. Oft erschien er im wollenen Gewande des Sufi, des mohammedanischen Mönches, und manche Morgenstunde sah den Kaiser auf dem großen, flachen Stein eines alten Gebäudes sitzen in melancholischen Träumen und stillem Gebet zu Gott.

Kaum hatten sich die Patres in die neuen Verhältnisse eingelebt, als Akbar auch schon den »Padre Rudolf«, wie Aquaviva hieß, in den Ibadat Khana führte, die große Halle, wo unter des Kaisers Vorsitz allwöchentlich die öffentlichen Religionsgespräche stattfanden. Kein gewöhnlicher Zuhörerkreis war hier vor Aquaviva versammelt; da saßen die Großen des Reiches, blitzend von Gold und Edelgestein, drüben die Nachkommen des Propheten in ihren grünen Turbanen, dort die würdevollen Schaiks und vor allem die Ulemas, die Gelehrten der Schiiten und Sunniten, der Sufis und Parsis, Brahmanen und Dschainas, Freidenker und Juden. Durch sein ruhiges, würdevolles, stets ritterliches Benehmen hatte Aquaviva bald die Achtung der Anwesenden und des Kaisers gewonnen. Mochten die fanatischen Mullas noch so sehr die Fäuste ballen und schreien: der Osten hat seinen Meister gefunden. Christus triumphierte. »Der Muselmann wurde zuschanden gemacht, heißt es in

einer persischen Chronik, und Akbar gestand, er sehe klar ein, wenn man den Koran einmal einer ernsten Prüfung unterziehe, blieben keine zwei Körner Wahrheit mehr darin.

Aber in den Herzen der Gegner siegte Christus nicht.

»Unsere Augen sehen nur Sünden«, schrieb Aquaviva nach einjährigem Aufenthalt nach Goa, unsere Ohren hören nur den garstigen, fluchwürdigen Namen Mohammeds..., der süße Name ‚Jesus Gottessohn' aber wird fast niemals ausgesprochen. Sie betrachten ihn nur als Propheten. Ich aber kenne keinen solchen Jesus, ich kann nur sprechen ‚Jesus Gottessohn', und hören das die Muselmänner, dann rufen die einen voll Abscheu: ‚Stafurlah, Gott bewahre!', die andern fluchen, halten sich die Ohren zu oder lachen voll Hohn.... Komme ich dann nach Hause, so wünschte ich, daß von den Wänden nichts anderes entgegentöne als ‚Gottessohn, Gottessohn'; aber mir scheint dann nur eine Antwort zu kommen: ‚Wie sollen wir singen des Herrn Sang im fremden Land?' —

»Unsere Hoffnungen,« so fügte er bei, »auf die Bekehrung des Kaisers sind ungewiß.«

Der Vertraute Akbars Abul Fazil hatte im Verein mit Aquaviva den Kaiser gedrängt, das Christentum anzunehmen. Aber Akbar schwankte. Sufi und Mulla, Dschaina und Brahmane, Parsi und Rationalist rangen um seine Seele und oft auch Christus, und oft die Weiber. Und die waren viele. »Das Christentum ist zu rein,« sagte er öfters, »meine Sitten sind zu verdorben.« Er ließ sich das Leben Christi vorlesen, er fastete zuweilen, Licht von oben zu erlangen, er machte Versprechungen, ja sein ganzes Reich sei er bereit preiszugeben um Aquaviva und seines Glaubens willen, aber dann war die fromme Anwandlung wieder verschwunden, dann kamen der Trunk und die Weiber und alles war vergessen.

Akbar neigte sicher zum Christentum hin; Prinz Murad, den Zweitgeborenen, und zuweilen auch den Erstgeborenen Solim ließ er im Christentum unterrichten, und im Volke munkelte man, er selber sei bereits Christ. Das war ein böses Wort. Düstere Gewitterwolken zogen sich zusammen am politischen Horizont. Schlimme Gerüchte kamen aus Gudscherat, Birbar, Arissa und

Turan. Die fanatischen Mullas hetzten zum heiligen Krieg gegen den »abtrünnigen Kaiser«. Im Sommer 1582 standen die Bengalen im Osten und Kabul im Westen in offener Rebellion. Während Akbar mit seinem Heer über den Indus zog, mußte Aquaviva in Fatihpur zurückbleiben, um nicht durch sein Erscheinen bei den Truppen die Gemüter noch mehr zu erregen. Er benutzte die unfreiwillige Muße, durch verdoppeltes Gebet und Buße dem Kaiser die Gnade der Bekehrung zu erlangen.

Prinz Solim überraschte ihn einmal und fand seine Geißel ganz mit Blut getränkt; auch wußte man, wie der Padre oft ganze Nächte im Gebet auf der Terrasse unterm Sternenhimmel durchwachte, wie er lange, lange dakniete mit ausgespannten Armen, wie streng er fastete, wie wenig er auf ärmlicher Matte schlief. Dazu studierte Padre Rudolf eifrig den Koran und die persische Sprache.

Bei seiner siegreichen Rückkehr war Akbars Stimmung günstiger denn je. Er rüstete eine prächtige Gesandtschaft aus nach Europa an den Heiligen Vater, an den Ordensgeneral der Jesuiten und an den König, neue Hilfskräfte von dort zu erbitten. Ein hoffnungsvoller Brief ging deshalb um jene Zeit an den inzwischen zum Ordensgeneral erwählten Onkel. Die Liebe des Kaisers, schreibt Aquaviva, der Einfluß auf die Prinzen, die Aussichten für eine Mission in Sindh, vor allem aber die außerordentlich wichtige zentrale Lage der Mission am Kaiserhof verlange die Aufrechterhaltung der Station, solange noch irgendwelche Aussicht auf eine Bekehrung Akbars bestehe.

Aber bald wurde Aquaviva bitter enttäuscht. Mit größerem Eifer als je begann der Kaiser trotz aller Gegenvorstellungen der Patres, seine neue Religion im Reiche einzuführen. Er erklärte freilich, dadurch wolle er nur den Islam vernichten, denn dann erst sei eine Einführung des Christentums möglich. In Wirklichkeit aber schwankte er unschlüssig hin und her.

Unter solchen Umständen fühlte sich Aquaviva verpflichtet, seinen Provinzial von der gegenwärtigen Aussichtslosigkeit der Mission in Fatihpur zu unterrichten. Der Obere schrieb ihm, sich vom Kaiser die Erlaubnis zur Abreise zu erbitten. Aber

Akbar wollte davon nichts wissen, und auch sein Hof nicht, selbst seine religiösen Gegner, die Mullas, drängen in den liebgewonnenen Padre Rudolf, zu bleiben. Daraufhin kam ein neues Schreiben des Provinzials, sich ohne weiteres zu verabschieden und abzureisen, da Akbar ja sein Wort verbürgt habe, die Missionäre nicht mit Gewalt zurückhalten zu wollen. Nur sehr ungern gab der Kaiser nach und erst, als Aquaviva eidlich versprach, zurückzukehren oder zu sorgen, daß andere Patres kämen.

Mit einigen Christensklaven, die er sich statt Gold und Edelsteinen von Akbar als Abschiedsgeschenk erbeten, kehrte Aquaviva nach dreijähriger, scheinbar erfolgloser Tätigkeit nach Goa zurück, enttäuscht, aber nicht entmutigt.

Eine neue Arbeit erwartete ihn.

Südlich von der Stadt Goa lag jenseits des Meeresarmes die fruchtbare Halbinsel Salsette — ein riesiger Kokospalmenhain im blauen Meer; reich bevölkert, einst eine Hochburg des Heidentums. Die portugiesische Regierung hatte mit starker Hand zugegriffen, den öffentlichen Götzendienst mit seinen Unsittlichkeiten und Grausamkeiten verboten, die Tempel und Götzenbilder zerstört und Christengemeinden gegründet. Um 1583 zählte man auf Salsette 8000 Christen und 15 Jesuiten. Freilich hatten die fanatischen Heiden in wiederholten Aufständen manche Kirche und Mission in Asche gelegt; besonders waren die fünf Grenzdörfer im Osten, gestützt auf die Macht des nahen Sultans von Bidschapur, ein steter Herd der Empörung gewesen. Selbst am Hof in Lissabon hatten die schlauen Brahmanen durch Bestechung sich Gönner zu verschaffen gewußt. Aber der gerade damals in Europa weilende Vertreter der Mission hatte ihre Pläne durchkreuzt, und ihr Aufstand von 1581 war durch eine Strafexpedition niedergeschlagen worden. Die Kirchen erstanden wieder aus Schutt und Asche, die Christen atmeten freier, bei den Heiden glühte aber der alte Haß im verborgenen weiter.

So standen die Dinge, als Aquaviva Oberer der Mission von Salsette wurde. Am 8. Juli 1583 betrat er sein neues Arbeitsfeld und beschloß nach einer Beratung mit seinen Mitbrüdern, deren Herzen er sofort gewonnen hatte, sein Gebiet zu visitieren. Mit dem noch heidnischen Runkolim, einer der fünf

rebellischen Ortschaften, wollte man beginnen, dort ein Kreuz errichten und den Platz zur Erbauung einer Kirche auswählen.

Es war der 25. Juli 1583. Vier Mitbrüder begleiteten ihren Oberen, die Patres Pacheco, Berno, Franzisco und der Laienbruder Aranha.

P. Alfons Pacheco, Aquavivas Vorgänger im Amte, aus einer der angesehensten Familien Kastiliens, war mit 18 Jahren in die Gesellschaft Jesu eingetreten, und nur mit Mühe hatte der indische Visitator von den Ordensobern in Spanien den eifrigen, talentvollen und tüchtigen Jüngling für seine Mission erhalten.

P. Petrus Berno, ein kräftiger Sohn des Schweizer Kantons Tessin, war 1552 zu Ascona an den blauen Gestaden des Lago Maggiore geboren. Sein Vater, ein Fruchthändler, war mit ihm nach Rom gezogen, dort aber bald gestorben. Der Eltern beraubt, war es dem jungen Peter gelungen, als Student im Kollegium Germanikum Aufnahme zu finden zu einer Zeit, wo Aquaviva dort als Repetitor der Physik tätig war. Ob seiner Klugheit und Treue gab man ihm sogleich das Amt eines Präfekten. Als die Priesterweihe nahte, hatten die Verwandten den jungen Germaniker gedrängt, daheim am Lago Maggiore Primiz zu feiern, aber ein höherer Ruf war an ihn ergangen — der zur Gesellschaft Jesu. Zwei Jahre später war er schon nach Indien gefahren, und da er bald die Konkanisprache meisterte, hatte man ihm vor drei Jahren die wichtige Mission von Margar auf Salsette anvertraut, wo der unermüdliche Arbeiter in drei Jahren mehr Heiden taufte als alle übrigen Mitarbeiter zusammen. In Begleitung eines christlichen Knaben aus Runkolim, des kleinen Dominik, hatte er in den umliegenden Dörfern Kreuze errichtet und die Götzenbilder zerstört. Waren die Heiden schon P. Pacheco grimmig feind wegen der Zerstörung ihrer Pagoden, so haßten sie P. Berno noch mehr, weil er durch Schlachten einer Kuh den hochverehrten Termitenhügel und einen heiligen Teich bei ihrem Dorf entweiht.

Der dritte Pater war der junge Anton Francisco, seit drei Monaten Missionär des nahen bei Runkolim gelegenen Dorfes Orlim. In Coimbra 1553 von armen Eltern geboren, hatte er als Student der dortigen Universität, siebzehn Jahre, alt vom glor-

reichen Martertod des seligen Ignatius von Azevedo und seiner Gefährten gehört und war daraufhin in das Noviziat eingetreten. Von P. Pacheco 1581 für die indische Mission gewonnen, empfing er 1583 die Priesterweihe und brachte seitdem täglich bei der heiligen Messe sein Leben Gott zum Opfer dar. Auch an seinem Sterbetag tat er es, und da geriet das heilige Blut plötzlich in Wallung bis zum Kelchesrand. Den »Heiligen« nannten die Mitbrüder den demütigen Ordensmann, der, wenig für gelehrte Studien gemacht, gern in freien Stunden das Handwerk ausübte, das er in früher Jugend gelernt hatte.

Mit den Patres ging Bruder Franz Aranha, der Missionsbaumeister. Er kam aus Portugal, war in jungen Jahren seinem Oheim, dem ersten Erzbischof von Goa, nach Indien gefolgt und dort mit 20 Jahren, da er keine regelrechten Studien gemacht, als einfacher Laienbruder in die Gesellschaft Jesu eingetreten. Ein geschickter Zeichner und Architekt, hatte er schon manch zerstörtes Kirchlein und Missionshaus auf Salsette neu erbaut. Jetzt sollte er mit seinem Rat behilflich sein, Bauplatz und Grundriß der neuen Kirche für Kunkolim zu bestimmen. Schon mehrmals hatte der fromme Bruder vom Martertod gesprochen und dabei scherzend gesagt, man werde ihn dann in dem alten Kasten begraben, in dem er aus Abtötung zu schlafen pflegte.

Von Orlim, P. Franziscos Station, machten sich die Missionäre auf den Weg, begleitet von zwei Portugiesen und etwa 50 eingeborenen Christen.

Nahe bei Kunkolim war zum Schutz gegen die Witterung für die Patres ein Laubdach errichtet. Hier machte die Reisegesellschaft halt. Niemand erschien zur Begrüßung. Nur ein fanatischer Fakir zeigte sich am Dorfeingang drüben, von einer Schar Weiber und Kinder umgeben, und verschwand dann wieder nach wilden drohenden Gebärden. Wie ausgestorben lagen die Hütten da. Dann hörte man erregte Stimmen, und schließlich wurde das Lärmen und Schreien so bedenklich, daß man schon daran dachte, einen gelegeneren Tag für die Feier der Kreuzerrichtung zu wählen, als ein Platzregen alle zum Bleiben bewog.

Drei verdächtige Gesellen schlichen sich spähend in der Nähe herum, während man das Mittagsmahl einnahm. Schon wollten sie sich unbemerkt davonmachen, als einer der eingebornen Christen ihnen zum Hohn ein Kreuz aufpflanzte auf der Hütte der Missionäre. Rasch meldeten das die Späher im Dorf. Ein fürchterlicher Lärm war die Antwort. Einer der Christen brachte die Botschaft, der Fakir sei drüben und habe wie ein Besessener geschrien, die Götter verlangten zur Sühne »jene fünf Hähne« (die fünf Missionäre) als Opfer.

Kaum war dies gemeldet worden, da kam auch schon der wütende Hetzer, von einem Trupp bewaffneter Heiden begleitet; eine zweite und dritte Bande tauchte auf, und im Nu waren die Patres von gegen 1000 fanatisierten Götzendienern umzingelt. Die Stunde des Opfers war gekommen.

Da erhoben die Missionäre Augen und Hände zum Himmel, kreuzten die Arme über der Brust und erwarteten ruhig ihr Los.

Rodriguez, der Sekretär von Ratschol, legte seine Muskete an. Aber Pacheco riß ihm die brennende Lunte weg: »Wir sind nicht hierhergekommen zu töten,« sagte er, »sondern zu retten«. Aquaviva tat dasselbe mit einem der indischen Begleiter, und als jemand ihm sein Pferd zur Flucht anbot, gab er zur Antwort: »Es ist jetzt nicht die Zeit, zu fliehen, sondern zu kämpfen und zu siegen.«

Dem Pater Superior galt der erste Schlag. Ein Säbelhieb ließ ihn in die Knie stürzen; im Fallen noch öffnete er den Kragen seines Kleides und neigte sein Haupt zum Todesstreich. Zwei weitere wütende Hiebe trafen den Hals, ein dritter trennte den Arm fast ganz von der Schulter, schließlich durchbohrte ein Pfeil Brust und Rücken. Da brach er zusammen. »Herr, verzeihe ihnen! Franz Xaver, bitte für mich! Herr, nimm meine Seele auf.« Das waren Aquavivas letzte Worte.

Bruder Aranha war in seiner Nähe. Er erhielt von einem wild einstürmenden Heiden einen wuchtigen Säbelhieb auf den Hals und einen Lanzenstich mitten durch die Brust, dann ließ man ihn für tot liegen und warf sich auf P. Berno, um sich an ihm für die Schändung ihrer Heiligtümer zu rächen. Ein furcht-

barer Hieb spaltete ihm den Kopf, und selbst an der Leiche ließen die erbitterten Heiden ihre maßlose Wut aus.

P. Pacheco war den Feinden mit ausgebreiteten Armen entgegengegangen. Da traf ein Lanzenstich seine Brust. Doch mit zum Himmel gerichteten Augen betete der Pater: »Auch du, Herr, wolltest von einer Lanze durchbohrt werden aus Liebe zu mir. Um deiner heiligen Seitenwunde willen bitte ich dich: Verzeih ihnen und schicke ihnen andere Glaubensboten, sie zu bekehren!« Während der Schwerverwundete noch wiederholt den süßen Namen Jesus aussprach, raubte ihm ein Hieb auf die Kehle Stimme und Leben.

Jetzt kam die Reihe an P. Franzisco. Von zahlreichen Pfeilen durchbohrt und vom Schwert getroffen, brach er zusammen.

»So, jetzt kommt, tauft uns, macht uns zu Kiristaos [Christen],« hatten die Heiden gerufen während dieser blutigen Szenen, »so, jetzt errichtet Kreuze, baut Kirchen und zerstört unsere Pagoden und Götter!«

Auch die Begleiter der verhaßten Padres sollten die Rache der Unmenschen fühlen. Viele wurden von den wütenden Heiden verwundet, und 15 starben mit ihren Missionären den Tod für ihren heiligen Glauben. Auch Dominik war darunter, P. Bernos Meßdiener und Alfons, P. Pachecos kleiner Begleiter, der seines Paters Brevier nicht eher preisgab, als bis ihm ein Säbelhieb beide Hände grausam abschlug.

Jubelnd über ihren Sieg zogen die Heiden nun zum Dorf und bestrichen ihre Götzenbilder zum Dank mit dem Blut, das noch an ihren Waffen klebte. Aber die Furcht vor der Rache des Vizekönigs ließ sie bald zur Mordstelle zurückkehren, die Leichen zu verbergen. Man fand Bruder Aranha noch am Leben. Unter rohem Spott und grausamen Mißhandlungen schleppte man ihn vor das häßliche Götzenbild der Mammai und befahl ihm, dem Idol seine Ehrfurcht zu bezeugen.

»Bin ich denn ein vernunftloses Tier,« gab der Schwerverwundete zur Antwort, »daß ich Holz oder Steine anbeten soll statt des wahren Gottes?«

Da gab ihm einer der Anführer wütend einen Schlag auf

den Kopf, und die andern schleiften den Bruder an den Füßen ein-, zweimal um das Götzenbild herum. Dann rissen sie ihm die Kleider vom Leib und schossen auf den Wehrlosen ihre Pfeile, bis sein Körper durchlöchert war wie ein Sieb. Jetzt konnte auch Bruder Aranhas verklärte Seele seinen Gefährten folgen hinauf vor Gottes Thron.

Das Opfer war vollendet.

Der Gesandte Akbars war noch in Goa, als die Nachricht von der Bluttat dorthin gelangte.

Da zeigte sich, welche Liebe sich Aquaviva selbst bei den so harten Herzen der Muselmänner erworben hatte. Der Mann riß den Turban vom Kopf, warf sich mit dem Gesicht auf die Erde und weinte wie ein Kind. Und als Akbar vom Tod Aquavivas erfuhr, da brach auch er in lautes Schluchzen aus und sprach: »So werde ich also nie mehr diesen Engel wiedersehen an meinem Hof! O hätte ich ihn doch niemals ziehen lassen!«

Am Tag nach dem Martyrium ging P. Provinzial mit 30 Mitbrüdern von Goa zur Opferstätte, die heiligen Leiber zu holen, traurig, daß ihm die Palme entgangen war, und doch jubelnd über das Glück seiner Untergebenen. Es war Nacht, als der Zug sich Ratschol nahte mit dem heiligen Schatz. Die Zöglinge des Priesterseminars und die Gläubigen des Orts gingen den Patres mit brennenden Fackeln in Prozession entgegen. Als sie die in blutgetränkte Tücher gehüllten Märtyrerleiber kommen sahen, sanken sie auf die Knie, und die Seminaristen stimmten den Psalm an: »Lobet den Herrn, alle Völker!« Aber sie sangen ihn nicht zu Ende, denn alles weinte in seliger Rührung, Volk und Sänger. Dann drängten sie sich heran und küßten in frommer Ehrfurcht die heiligen Wunden. Es war ein Bild wie aus der Zeit der Katakomben.

Der Herzog von Atri lag krank zu Bett, als sein Bruder, der Ordensgeneral, ihm vom glorreichen Tod seines Sohnes schrieb. Da sprang er vom Bette auf in heiliger Freude, warf sich auf den Boden und bedeckte den Brief mit Küssen und Tränen. Dann ließ er den ganzen Hof Festkleider anlegen zum Zeichen der Freude, reichliche Almosen wurden an die Armen verteilt, ein feierlicher Dankgottesdienst wurde abgehalten, und die

Abruzzenberge erstrahlten im Glanz der Freudenfeuer ringsumher.

Und das Volk, für das die Märtyrer starben? Unter den Briefen, die 1647 deren Seligsprechung bei Papst Innozenz X. erbaten, war auch einer der Gemeinde Kuntolim. Sie war katholisch geworden und ist's heute noch und mit ihr ganz Salsette und seine 122 000 Bewohner. Wo einst die Pagoden standen, da grüßen jetzt die Steinkreuze und die weißgetünchten schmucken Fassaden der zahlreichen Kirchen aus dem frischen Grün der Kokospalmen.

Das Blut der Märtyrer ward zum Samen der Christen.

4. Der selige Johannes de Britto[1]. († 1693)

Im heidnischen Madura war die Missionsmethode, die man in den portugiesischen Kolonien anwandte, unmöglich. Der Prangui (Europäer), dieser kastenlose, unreine, fremde Barbar, wurde gehaßt, verachtet und mit ihm seine Religion und der Missionär. Da hatte P. Robert de Nobili 1606 mit genialem Blick das Heilmittel erkannt und mit dem Heroismus des Heiligen es durchgeführt: er legte sein schwarzes Priesterkleid ab und ward zum Sanyassi[2].

Der Sanyassi hat mit der Welt gebrochen. Barfuß, in ein Stück gelber Leinwand gehüllt, dessen Ende er über den Turban schlingt, den Stab in der Hand — so zieht er durchs Land im heißesten Sonnenbrand, in Kälte und Entbehrung. Nur Reis, Kräuter, Milch und Butter sind des Sanyassis Speise, lauwarmes, oft verdorbenes Wasser sein Trank. All das nahm de Nobili aus Liebe zu den Seelen auf sich. Es war ein kühner Schritt, doch der Erfolg gab ihm recht.

Eine neue Blütezeit begann für die Mission, aber der Arbeiter waren zu wenige. So fuhr nach 27 Jahren harter Arbeit P. Balthasar da Costa nach Portugal, neue Mitarbeiter zu

[1] Heinr. Doering S. J., Vom Edelknaben zum Märtyrer. Der selige Johannes de Britto S. J. (Herder, Freiburg 1920). — P. Prat S. J., Lebensbeschreibung des sel. Joh. de Britto, Regensburg 1854.

[2] Peter Dahmen S. J., Robert de Nobili S. J., Ein Beitrag zur Geschichte der Missionsmethode und der Indologie. Münster 1924.

Der sel. Johannes de Britto.

werben. Mit 27 jungen begeisterten Ordensgenossen trat er die Rückreise an; unter ihnen war P. Johannes de Britto.

Als Glied des portugiesischen Hochadels war de Britto am Hof in Lissabon mit dem Infanten Don Pedro erzogen worden. Auf die Fürbitte des heiligen Franz Xaver von schwerer Krankheit genesen, trug er als Elfjähriger einem Gelübde seiner Mutter zufolge ein Jahr lang das Jesuitenkleid. Johannes aber wollte es für immer tragen, trat 1662 mit fünfzehn Jahren in den Orden und stellte sich acht Jahre später als Erster dem P. da Costa für die Mission zur Verfügung. War seine Gesundheit auch schwach, sein Wille war stark wie Stahl. Nichts konnte ihn wankend machen in der getroffenen Wahl, nicht die Tränen der Mutter, nicht die Bitten des Königs, nicht die Vorstellungen des päpstlichen Nuntius — am 15. März 1673 lichtete sein Schiff die Anker und legte nach sechsmonatiger stürmischer Fahrt glücklich im Hafen von Goa an. Dem heiligen Franz Xaver schrieb Johannes seine Rettung aus großer Seenot zu; aber P. da Costa und elf andere Mitbrüder schliefen den Todesschlaf im tiefen Meer. Nachdem Britto seine Studien beendet und sich durch einen Monat der Sammlung noch einmal für die apostolische Tätigkeit vorbereitet hatte, ging's über die rauhen Berge der Ghats ins Land der Sehnsucht, Madura.

Die Mission Madura umfaßte den ganzen Südosten Indiens von der Fischerküste bis nach Maissur und Golkonda, aber das Reich war in völliger Auflösung. Rebellion und Erpressung verwüsteten das Land ohne Maß und Ende. Nördlich vom Kolerunfluß, in den einsamen Bergen des nordwestlichen Maduras, hatte P. Freyre vor kurzem die neue Missionsstation von Kolei eröffnet. Hier lebte sich Britto als Pandaramswami, d. h. als Missionär für die niederen Kasten, in die so fremdartigen Verhältnisse ein, lernte die verwickelten Kastenvorschriften und Religionssysteme und die schwierige Tamilsprache. Die Neugründung hatte bald einen solchen Aufschwung genommen, daß eine Teilung nötig war; den Norden bis nach Golkonda erhielt P. Freyre, den Süden Britto. Sofort begann der junge, eifrige Missionär seine weithin zerstreuten Christengemeinden zu besuchen, gründete die zentralgelegene Station von Tattu-

wantscherry auf einer Anhöhe am Kolerunfluß und zwölf Meilen nördlich davon für seine Parias die Waldkapelle von Sirukarambur.

Bald nach seiner Ankunft riß eine gewaltige Überschwemmung im Dezember 1676 Kirchlein und Missionshaus von Tattuwantscherry mit sich fort; verzweifelt wehrte er sich mit seinen Christen drei Tage lang gegen die steigende Flut und die zischenden Giftschlangen, die ihnen die rettende Baumkrone streitig machten, bis endlich die Wasser sanken. Das war ein trauriges Weihnachtsfest! Dazu ringsum die brennenden Dörfer, die hungernden, sterbenden, verscheuchten Christen im kriegdurchtobten Land! Aber Entmutigung kannte der junge Swami nicht. Unermüdlich durcheilte er sein riesiges Arbeitsfeld, bald Flüsse durchschwimmend, bald durch die dichten Wälder den Weg sich bahnend, bald steile Berghänge erklimmend, hungernd und dürstend, verleumdet, verfolgt — überall durch Wort und Tat die gehetzten, verscheuchten Christen sammelnd, ermunternd und tröstend.

Bald hingen die Neubekehrten an ihm wie an einem Vater. Wenn der Reis nicht wuchs, die Heuschrecken kamen, böse Geister, Fieber und Not sie plagten, stets wandten sie sich mit kindlichem Vertrauen an ihren Pandaramswami, und Gott gab seinen Gebeten und Heilmitteln oft wunderbare Kraft. Und wenn man ihm auch seine Kirchlein in Kolei und Tattuwantscherry niederbrannte, wenn auch das Fieber ihn einmal nach all den übermenschlichen Strapazen aufs Krankenlager niederwarf, der Eifer seiner Christen hob ihn über alles hinweg.

Die Jahre 1679—1685 waren ausgefüllt mit angestrengtester aber segensreicher Arbeit in den Reichen Tanjore und Gingi. Eine neue schwere Bürde erwartete ihn; er ward 1685 zum Superior der ganzen Maduramission ernannt. Zwölf Missionsdistrikte mit über 80 000 Christen auf nur neun Missionäre verteilt, riesige Gebiete, von denen der Maissurdistrikt (schon 1666) 130 teilweise christliche Dörfer, der von Trichinopoly 30 000 Christen zählte, während ein anderer sieben Provinzen, ein vierter drei Königreiche umfaßte — alles von Krieg und Verfolgung verwüstet — ein schweres Erbe!

Mit gewohnter Energie griff Britto seine neue Aufgabe an.

Den alten Missionsbezirk behielt er bei. Kaum war er jedoch nach dreimaligem Schiffbruch glücklich in Kuttur angekommen, als dort auch schon die Verfolgung ausbrach. Der fanatische Statthalter wollte die Christen zu Parias erniedrigen — ein lebendiger Tod im Lande der Kasten! Die opfermutigen Gläubigen waren bereits zur Auswanderung entschlossen, als der Verfolger starb. Aber schon riefen Eilboten den Missionär zu den Christen von Sirukarambur, die beim Radscha verleumdet waren, einen lebendigen Ochsen an die unreinen Pranguis verkauft zu haben, ein unerhörtes Verbrechen in den Augen aller, die die Kuh heilig hielten. Aber der Sturz des Anklägers rettete die Christen. So konnte Britto nach Dschindschi weiterziehen, wo er in Felswildnissen im Dunkel der Nächte seine geliebten Parias um sich sammelte. Zweimal wie durch ein Wunder dem Mordstahl entronnen, kehrte er nach Sirukarambur zurück. Sein und seiner Christen mutiges Auftreten vereitelte eine neue, offene Verfolgung. Nun schickte der Statthalter Meuchelmörder aus; schon hatten diese die Waldkapelle erreicht. Britto schlief ahnungslos. Da — ein Blitz, ein furchtbares Gewitter; und zitternd flohen die Mordbuben davon.

Inzwischen kam aus dem Nordwesten die schlimme Kunde vom Tod der beiden Missionäre, im Süden drohte eine neue Verfolgung, und auch aus Marawa rief man ihn inständig zu Hilfe. Seit der grausamen Verfolgung vor 18 Jahren (1669) hatte kein Missionär mehr gewagt, das Land zu betreten; aber das heilige Feuer war noch nicht erloschen. Im Dickicht der Wälder, an den Grenzen des Landes, im Dunkel der Nacht hielten die standhaften Bekenner ihre Versammlungen und warben neue Anhänger für Christus. Mochte auch der Tod drohen, Britto mußte ihnen helfen!

Am 15. Mai betrat er die Wälder von Marawa, empfangen von den Christen wie ein Engel vom Himmel. Mitte Juni hatte er bereits 2000 Heiden getauft, und Tausende von Gläubigen schöpften aus seinen Worten neue Kraft für die Zeit des Kampfes. Und der Kampf war nahe. Schon am 17. Juli fiel Britto in die Hände Kumara Pilleys, des Führers der Marawatruppen, und mit ihm seine treuen Katechisten Silvei, Schuren und Kana-

gâpen und drei andere Christen. Alle Mittel grausamen Erfindungsgeistes wandte der Wüterich an, den Gefangenen zur Anbetung des Götzen Schiwa zu bewegen. Er ließ den Pater an Händen und Füßen an zwei Bäumen aufhängen, ins Wasser tauchen und Todesqualen leiden, grausam geißeln, am Schandpfahl verspotten, im Kerker hungern — alles umsonst! Er ließ ihn von Mangalam nach Codiarcoil und Pagany schleppen, drohte, ihn zerstückeln zu lassen, ihm die Glieder zu zerreißen und mit Salz zu bestreuen, schließlich ließ er ihn mit entblößtem Oberkörper auf zackigem Fels ausstrecken und von acht Henkern mit Stöcken und Stricken zerschlagen, ihn zertrampeln und schließlich halbtot in der glühenden Sonne liegen — das Blut rieselte den Stein herab, aber nur der süße Name Jesus kam über des Bekenners Lippen. Nur eines schmerzte Britto: einer der Gefährten hatte im Übermaß der Qualen wie unwillkürlich Schiwas Namen ausgesprochen und so die Freilassung erlangt. Umsomehr tröstete ihn aber die Standhaftigkeit der anderen, die mit ihm die Foltern teilten. Der alte Silvei, erst gegeißelt, bis die Knochen auf Schultern und Brust bloßlagen, wurde nach zweiwöchigen Mißhandlungen schließlich so zerschlagen, daß sein Auge aus der Höhle gerissen wurde. Da hielten die Henker entsetzt inne und meldeten es Kumara Pilley. »Wenn der Swami es heilt, will ich glauben«, sagte er spöttisch. Man brachte Silvei zu Britto. Mit grenzenlosem Vertrauen setzte dieser das Auge wieder ein und sieh — es war geheilt!

Der Wüterich hielt dem Katechisten das gesunde Auge zu und ließ ihn beim Lampenschimmer mit dem verwundeten einige Palmblattzeilen entziffern. Silvei las ohne Stocken. »Zauberei«, murmelte der Wortbrüchige. Der Zauberer muß sterben! Am nächsten Tag erfolgte das Urteil: »Der Guru [Britto] und seine Katechisten werden angepfählt, nachdem man ihnen Hände und Füße abgehauen, den drei Jüngsten wird ein Fuß, eine Hand, Ohren, Nase und Zunge abgeschnitten, dann soll man sie entlassen.«

Voll Freude umarmten sich da die Bekenner und niederkniend sangen sie im Chor die Lauretanische Litanei und Hymnen zu Ehren Christi und der heiligen Dreifaltigkeit.

Während man auf die Bestätigung des Urteils durch den König wartete, nahm Britto in einem herrlichen Schreiben Abschied von seinen Ordensbrüdern und der Welt. Aber seine Stunde war noch nicht gekommen. Ranganâda Dewan wollte Britto sehen. So schleppte man den Fieberkranken unter roher Mißhandlung nach Ramnad, der Residenz, in deren Nähe einst P. Criminale den Martertod erlitten. »Bist du ein Prangui oder ein Holländer?« forschte ihn der König aus.

»Herr,« war die Antwort, »ich gehöre zu einer Gesellschaft gelehrter, ehrbarer Männer. Ihre Lehre ist edel, ihre Gedanken sind keusch. Als Gesandte Gottes gehen sie in alle Welt, sein heiliges Gesetz zu verkünden.«

»Aber bekennt man dein Gesetz nicht jenseits unserer Meere?«

»Ja, Fürst, die ganze Welt hat das christliche Gesetz angenommen. Es kann nicht das Vorrecht eines einzelnen Volkes sein. Es verpflichtet alle Menschen, allen verkündet es den einen Gott, den alle anbeten müssen.«

Dieser Freimut gefiel Ranganâda Dewan. Er gab den Swami und seine Jünger frei, verbot ihnen aber streng jede weitere Predigt, denn eine Religion, die Vielweiberei, Diebstahl, Raub und den Kult der Götter verbiete, passe nicht für ihre Sitten.

Das war sein letztes Wort. Noch hatte Britto die Hoffnung nicht aufgegeben, den König milder zu stimmen oder gar für Christus zu gewinnen, als ein Brief des Provinzials ihn aus der Mission abberief ins Kolleg von Topo am Kap Komorin. Wieder einmal war ihm die Märtyrerkrone entgangen. Seinen Peiniger Kumara Pilley aber traf Gottes gerechte Strafe. Er und seine Angehörigen wurden kurz darauf als Rebellen gefangen und bei lebendigem Leibe gepfählt, nachdem man ihnen Hände und Füße abgehauen.

Ein schweres Opfer des Gehorsams erwartete indes den Superior. Ein Pater mußte als Vertreter der Mission nach Europa reisen und dort neue Gönner und Kräfte erwerben, und keiner schien dazu besser geeignet als des Königs einstiger Jugendgefährte P. Britto. Alle Vorstellungen waren umsonst, und er gehorchte.

Nach vierjähriger Abwesenheit kehrte der Missionär in seine geliebte Mission zurück. Der jubelnde Empfang in Portugal, am Königshof, an den Universitäten, in den Ordenshäusern, wo er überall als Sanyassi auftrat, all die hohen Ämter, die man ihm dort angeboten, hatten sein Herz unberührt gelassen, selbst das Erzbistum Kranganor in Südindien hatte er ausgeschlagen — nur ein Verlangen kannte seine Seele: Madura und das Martyrium!

In Talle an der Fischerküste erwartete den Zurückkehrenden bereits der alte Silvei, sein treuer Katechist und Leidensgefährte.

Nachdem Britto sein Gebiet visitiert, Missionäre und Gläubige zu heiligem Eifer entflammt, betrat er wieder den Boden von Marawa »am Fest des heiligen Märtyrers Johannes [27. Mai 1691] — ein günstiges Vorzeichen«, wie er einem Mitbruder schrieb.

Noch tobte der Krieg rings im Land. Aber mit grenzenloser Begeisterung wurde der Swami überall von seinen Christen empfangen, als er wieder furchtlos das verfemte Land durchzog. Alle wollten ihn sehen, Tausende hielten ihn zuweilen an auf freiem Felde und baten ihn um die heilige Kommunion oder die Taufe. Er schlug dann den Altar auf, hörte ihre Beichten Tag und Nacht, reichte ihnen den Leib des Herrn, belehrte sie, taufte und zog weiter.

Aber die Feinde erhielten von ihm Kunde. Er mußte sich in die Wälder an Maduras Ostgrenze, dann in die von Marawa zurückziehen, zuletzt in den abgelegenen Grenzstaat von Muni im Nordwesten Marawas, wo der Fürst ihm Unterkunft gewährte.

Von da machte er seine Ausflüge nach Marawa, mit wunderbarem Erfolg. Überall strömten die Christen ihm zu, in die Wälder, Täler, auf freiem Feld, und der Zudrang zum Christentum war größer als je. In Valetirel taufte er an einem einzigen Tag so viele, daß die Katechisten seine müden Arme stützen mußten. Nach sieben Monaten hatte er bereits 8000 Heiden in die Kirche aufgenommen. Wohl waren zuweilen Gerüchte zu ihm gedrungen, der König wolle ihm den Kopf abschlagen lassen. Aber es schadet nichts — »ich kenne kein anderes Vater-

land als den Himmel«, hatte er seinem Bruder geschrieben. Und einem Ordensgefährten: »Unterdessen kommen die Ungläubigen in Masse zum wahren Glauben. Ich höre Beichten, ich taufe, ich spende die Sakramente mehr als je, und von allen Seiten bittet man mich um Katechisten. O mein Bruder! Was sind damit verglichen alle Ehren Europas!«

Als Mittelpunkte für seine Christen baute Britto drei Kapellen in den Wäldern von Marawa, seine Hauptstation aber blieb Muni. Hier wirkte auch die Gnade ihre staunenswertesten Wunder.

Die Kunde davon kam auch zu Teria Dewan, auch Tadayadeven genannt, dem in Marawa hochangesehenen Prinzen der gestürzten alten Herrscherfamilie. In schwerer Krankheit rief er den berühmten Swami zu Hilfe, und als dessen Katechist ihn wunderbar geheilt, wurde er Christ, entließ all seine Frauen bis auf eine und ließ sich von Britto taufen.

Lange hatte der Missionär diesen Schritt überlegt. Konnte diese aufsehenerregende Bekehrung und zumal die Rache der entlassenen Frauen nicht einen neuen Sturm der Verfolgung heraufbeschwören im Lande? Aber würde nicht ein solches Beispiel auch einen gewaltigen Eindruck machen auf die Unentschlossenen und sie zum gleichen Schritt bewegen?

Am 6. Januar 1693 fand die feierliche Taufe des Prinzen in dessen Residenz Sirupallei statt. Am nächsten Tag kehrte Britto nach Muni zurück. Die dunkle Zukunft umdrängte seine Seele. Er rief die Christen des Ortes zu sich: »In zwei oder drei Tagen werde ich gefangen von den Häschern des Königs von Marawa,« sagte er zu ihnen, »bringt euer Leben in Sicherheit.« Ungern und weinend folgten sie seinem Befehl.

Britto hatte recht gesehen. Kadelei, die jüngste der entlassenen Frauen, war zu ihrem Onkel, dem König, gegangen, weinend über die ihr zugefügte Schmach, und ihre Tränen hatten Ranganada Dewan und seine Räte zur höchsten Wut gereizt. Teria Dewan, zu Hofe befohlen, hatte freimütig die Wahrheit bekannt. Sofort machten sich die Häscher auf den Weg.

Am 8. Januar morgens hatte Britto den letzten Christen die heilige Kommunion gereicht und sie dann zur Flucht genötigt.

Am Mittag kamen die Schergen. Er ging ihnen entgegen und ließ sich binden. Ein christlicher Brahmane und zwei junge Katechisten eilten herbei, küßten ehrfurchtsvoll die gefesselten Hände ihres Swamis und baten, sein Schicksal teilen zu dürfen.

An die Pferde der Soldaten angekoppelt, mußten die Gefangenen im Eilschritt den Weg zurücklegen. Todmüd stürzte Britto fast bei jedem Schritt, Stockschläge trieben ihn weiter. Aber während sein Blut den Boden rötete, erfüllte sein Herz die süßeste Freude im Gedanken an Christi Todesgang und beim Anblick seiner treuen Christen, die drei bis vier Meilen weit herbeiströmten, zum letzten Mal seinen Segen zu erhalten.

In Ramnad warf man die Gefangenen in ein enges, dunkles Gefängnis. Zwanzig Tage mußten sie hier auf ihr Todesurteil warten. Es waren Tage heißer Gebete, froher Hymnen und glühender Sehnsucht. Silvei, Schuren und Kanagâpan, seine treuen Katechisten, waren sofort in die Hauptstadt geeilt und hatten bei Prinz Teria Dewan, den christlichen Hauptleuten und den angesehensten Christen der Stadt alles in Bewegung gesetzt, die Freilassung ihres Meisters zu erlangen. Aber als Britto davon hörte, schrieb er, um der Liebe Jesu Christi willen, ihm doch nicht das Glück des Martyriums zu rauben.

Am 20. Januar kam Ranganada Dewan nach Ramnad. Während die Brahmanen den König mit ihren haßerfüllten Verleumdungen bestürmten, machte Teria Dewan einen letzten Versuch, den Fürsten umzustimmen — umsonst.

Vor Blutvergießen schreckte der Herrscher zwar zurück, aber als der Swami nach acht Tagen trotz aller Zauberopfer der Brahmanen noch am Leben war, wurde das Todesurteil gefällt. Mit dankerfülltem Herzen nahm Britto diese Kunde entgegen — noch ein letztes ermutigendes Wort an seine Gefährten, die letzte Absolution — dann wurde der Vater von den Kindern getrennt.

Aus Furcht vor den zahlreichen Christen in Ramnad ließ man Britto nach Orniur schaffen, einer Stadt am Meer, zwei Tagereisen nach Norden. Prinz Teria Dewan wollte seinen Wohltäter begleiten, seinen Tod zu verhindern, aber dieser befahl ihm, in Ramnad zu bleiben, dort die Befreiung seiner Gefährten zu erwirken, und er mußte gehorchen.

Nach fünf Tagen des Zauderns gab der Gouverneur, gedrängt durch seinen Minister Murugapa Pullei, endlich den Befehl zur Enthauptung. Es war am 4. Februar 1693. Das Antlitz strahlend vor himmlischer Freude, ging Britto den Soldaten voraus zum Hügel, der nahe bei Orniur den Pambarufluß und die Ebene beherrscht. Eine unermeßliche Menge Heiden und Christen umgab die Anhöhe und verfolgte jede Bewegung in atemloser Stille, während der Swami daknietе im Gebet, wie in überirdischer Verzückung den Blick zum Himmel gewandt.

Perumal, der Henker, zaudert. Ein Bote kommt und drängt zur raschen Tat. Noch immer zögert der Mann. Da beschließt Britto mit dem Kreuzzeichen sein Gebet, steht auf und umarmt den Henker mit zärtlicher Liebe. »Freund, spricht er, ich habe jetzt zu meinem Gott gebetet. Ich habe meine Schuldigkeit getan. Nun führ' auch du den Befehl aus, den man dir gegeben hat.« Dann kniet er nieder, schaut noch einmal wie grüßend zum Himmel und neigt das Haupt zum Todesstreich.

Da entsteht eine Bewegung im Volk. Zwei Christen stürzen hervor und werfen sich unter Perumals Säbel. Sie wollen sterben mit dem Vater. Mit Gewalt reißen die Soldaten sie zur Seite. Jetzt entblößt der Henker den Nacken seines Opfers. Da sieht er am Hals den Reliquienbehälter hangen. Die Kraft dieses Zaubers fürchtend, tritt er einen Schritt zurück, holt aus, und ein kräftiger Schwerthieb durchschneidet die Schnur, die Brust und die Schulter. Ein zweiter Schlag auf den Hals, ein dritter — der Kopf rollt in den Staub, der Leib sinkt rückwärts zusammen — es ist vollbracht!

Ein Schrecken geht durch die Menge. Still wird's um die Opferstätte, während Perumal dem Befehl gemäß Hände und Füße abschneidet und sie mit Kopf und Rumpf am Pfahl aufhängt, den Geiern zur Beute. —

Eine geheimnisvolle Flamme schwebte in der folgenden Nacht überm Henkerspfahl; erschreckt ließ der Minister ihn umstürzen. Der Ort aber verbreitete einen lieblichen Wohlgeruch; von allen Seiten strömten die Pilger herbei, und einer derer, die dort zu weinen pflegten, war der Henker Perumal. Er

selber bezeugte später vor Gericht, wie täglich 1000, ja oft über 2000 fromme Beter aus Marawa, Tandschur und Madura dort sich einfänden, sich der Fürbitte des großen Pandaramswami zu empfehlen, und das Christentum blüht trotz grausamer Verfolgung wunderbar auf in Marawa.

5. Die Märtyrer von Tongking[1].

P. Johannes B. Messari und P. Franz Maria Bucherelli. († 1723)

In das große annamitische Reich, das sich an der Ostküste von Hinterindien hinzieht, kamen die ersten Jesuitenmissionäre im Jahre 1615. Ihr kühnster Bahnbrecher war P. Alexander von Rhodes, der vom Südstaat Cochinchina aus 1627 in den Nordstaat Tongking eindrang. Herrliche Berichte konnte man bald von der aufblühenden Mission nach Europa schicken, die für die Tätigkeit der Missionäre nicht weniger als für den Glaubenseifer der Christen ein glänzendes Zeugnis ablegen. Nach 35 Jahren waren 350000 Heiden getauft, ein frisches Glaubensleben herrschte in den Gemeinden; zahlreich waren die heiligen Beichten und Kommunionen, groß der Eifer im Beten, Fasten, Almosengeben. Jünglinge und Jungfrauen weihten sich einem strengen Leben, jene vorzüglich, um Katechistendienste zu tun, diese, um durch Gebet und Handarbeit Missionäre und Katechisten zu unterstützen. In häufigen und harten Verfolgungen bewiesen die Christen die Festigkeit ihres Glaubens. Auch da gab es natürlich bei manchen Furcht und Feigheit, selbst Abfall vom Glauben; viel zahlreicher sind jedoch die Beispiele des Heldenmuts und seltener Opferfreudigkeit, die dann auch die Schwankenden und Mutlosen wieder aufrichteten. Andreas, der jugendliche Katechist des P. von Rhodes starb als erster Blutzeuge der Kirche Annams. Sein Name steht an der Spitze der Prozeßberichte für die Seligsprechung.

Eine der heftigsten Verfolgungen brachte das Jahr 1722. Den Anlaß dazu bot die haßerfüllte Anklageschrift eines schlechten

[1] G. M. Pachtler, Das Christentum in Tonking und Cochinchina, Schöningh, Paderborn 1861. — Gabriel M. Rossi S. J., Martiri Tonkinesi nel 1723, Festa, Napoli 1914.

christlichen Weibes gegen die beiden Missionäre Messari und Bucherelli. Die Frau zeigte dem Mandarin auch den Aufenthaltsort der zwei Patres an, nämlich die fast ganz christliche Stadt Ke-sat in Osttongking. Soldaten rückten heran. Die Christen, auch die Missionäre, flohen. Aber sie wurden durch Verrat entdeckt und die Patres mit vielen Christen in die Hauptstadt Ke-cho (Hanoi) geschleppt.

Über das Vorleben der beiden Missionäre ist wenig bekannt. P. Joh. Bapt. Messari, aus Görz gebürtig und Mitglied der österreichischen Ordensprovinz, hatte schon 17 Jahre in den Missionen gearbeitet; er war ein leuchtendes Vorbild der Geduld und Standhaftigkeit in den zahlreichen Mühen und Gefahren seiner weiten Missionsreisen. P. Franz Maria Bucherelli, ein Florentiner, war 1716, im Alter von 30 Jahren, nach Tongking gekommen.

Bald nach der Ankunft in der Hauptstadt begann das Verhör. Die Richter fragten: »Wann seid ihr in unser Land gekommen?« — »Vor 7 Jahren.« — »Wußtet ihr nicht, daß der christliche Glaube bei uns verboten ist? Weshalb seid ihr also hierhergekommen?« — »Weil er verboten ist, deswegen sind wir gekommen, damit die Christen den Glauben nicht verlieren.«

»An welchen Orten habt ihr gepredigt?« — »Das wissen wir nicht, weil wir nirgends lange bleiben können; wir gehen überallhin, wo sich Christen finden.« — »Warum predigt ihr nicht in eurer Heimat und kommt statt dessen hierher, wo ihr euch so großen Mühsalen und Gefahren aussetzt?« — »In unserer Heimat sind alle Leute Christen.« — »Welchen Nutzen haben denn die Menschen vom Evangelium?« — »Daß sie das Heil ihrer Seele nicht verlieren.« — » Was ist die Seele?« — »Wenn königliche Justizbeamte das nicht wissen, sind sie sehr unwissend.« — »Warum heiraten so schöne Männer nicht?« — »Wer heiratet, kann das Evangelium nicht verkünden.« — »Wenn ihr aber Prediger seid, warum seid Ihr vor den Häschern an die Grenzen des Landes geflohen?« — »Wir sind geflohen, damit die Christen nicht unsertwegen zu leiden hätten.« Dann brachte man eiserne Fesseln, und die Richter fragten, während man sie den Missionären anlegte: »Habt ihr Furcht vor diesen Ketten?« — »Wir

haben keine Furcht. Es sind zwar Eisenketten, aber wir fürchten nur den, der das Eisen geschaffen hat.« Nun sollten sie gegen das Bild des Gekreuzigten die Hand erheben; aber die Patres umfaßten das Kruzifix und küßten es. Erstaunt über den Mut der Bekenner, brachen die Richter das Verhör ab.

Jetzt begann für die beiden Diener Gottes eine lange, leidenvolle Kerkerhaft. Jeder von ihnen wurde in eine kleine Rohrhütte aus Bambus eingeschlossen, in der sie kaum aufrecht stehen konnten und die nur eben für eine Bettstelle Raum bot. Die Nahrung war kärglich und schlecht, eine Schüssel Reis und Gemüse, manchmal etwas Fisch. Beide Priester zogen sich eine schwere Krankheit zu, der P. Messari nach fast einjähriger Haft erlag; es war am 15. Juni 1723, in seinem 50. Lebensjahr. Gott verherrlichte seinen treuen Diener auf wunderbare Weise. Sieben Monate nach seinem Tode, als der ganze Leib schon verwest war, fand man seine rechte Hand noch frisch und unversehrt, mit der er so oft die heiligen Sakramente gespendet und so viele Almosen ausgeteilt hatte.

P. Bucherelli genas wieder und mußte noch vier Monate im Kerker ausharren. Am 11. Oktober 1723 wurde er mit neun andern Christen zur Richtstätte geführt. Es war ein wahrer Kreuzgang für den durch die langen Leiden geschwächten Körper, aber die Seele war gekräftigt durch das Brot der Starken, das ein tonkinesischer Priester insgeheim hatte bringen können. Mit heiterem Antlitz betete Bucherelli, bis das Beil des Henkers ihn traf.

Und eine Heldenschar war es, die mit ihm zum Richtplatz geführt wurde. Voran ging Thaddäus Tho, singend, predigend, den Rosenkranz betend. Dann kam P. Bucherelli mit acht andern Christen. Der Sakristan Lukas Mai hatte schon bei früherer Gelegenheit seine Liebe zur Gottesmutter bewiesen, als man ihm das Gesicht blutig zerschlagen, weil er ihr Bild nicht verunehren wollte. Jetzt auf dem letzten Gang stimmte er die Lauretanische Litanei an, und die übrigen antworteten. Dazwischen hörte man die Gebete und Trostworte des Paters. Und dann kam der letzte, glorreiche Sieg vor den Augen von etwa tausend christlichen Zuschauern. Er entzündete in den Herzen der Gläubigen

Der Märtyrer Joh. Messari
aus der österr. Provinz in einem tonkinesischen Bambuskäfig gefesselt.

das Verlangen nach der gleichen Marterkrone, gab den Abgefallenen Mut, sich freiwillig den heidnischen Richtern wieder zu stellen, ermunterte die 150 Christen, die zu harter Fronarbeit verurteilt waren, zur Standhaftigkeit und führte viele Heiden in den Schoß der katholischen Kirche.

P. Johann Kaspar Cratz und seine Gefährten[1]. († 1737)

»Unruhig ist unser Herz, bis es ruht in Dir, o Gott.« Dieses Wort, das der heilige Augustinus an den Anfang seiner Bekenntnisse setzt, bewahrheitet sich in auffallender Weise im Jugendleben des P. Cratz. Er durchwanderte die weite Welt, aber sein Herz fand keine Ruhe, mit Eifer gab er sich der Übung des Gebetes und der Nächstenliebe hin, ohne jedoch ganz der Welt zu entsagen, und sein Herz blieb unruhig. Als er anfing, mit ungeteiltem Herzen Gott zu dienen, da ward Gott für immer seine Ruhe.

Ein frommes Elternpaar war es, das am 14. September 1698 ein Knäblein in die Kirche des Dörfchens Golzheim bei Düren zur Taufe brachte und ihm den Namen Johann Kaspar geben ließ. Ihr Wunsch, den Sohn einst am Altar zu sehen, schien bei ihrer Armut unerfüllbar, und doch gab die Mutter im Vertrauen auf Gott dem Drängen des wißbegierigen Knaben nach und ließ ihn studieren. Kaspar besuchte das Jesuitengymnasium in Düsseldorf und erhielt darnach von einem Franziskanerpater Unterricht in der Philosophie.

Schon als Knabe und Jüngling zeichnete sich Johann Kaspar durch ein tugendhaftes Leben aus. Dennoch konnte er sich nicht entschließen, dem Wunsch der Eltern gemäß, Priester zu werden. Es zog ihn in die weite Welt hinaus, wo er viel zu sehen und viel zu werden hoffte. Von 1721—26 war er auf der Wanderschaft durch Italien, Spanien, Portugal, Frankreich. In die Heimat zurückgekehrt, fühlte er klar die Notwendigkeit, einen festen Beruf zu ergreifen; das unstete Leben hatte ihm wenig Zeit gelassen, Gott zu dienen, wie er es wollte und sollte; seine wissenschaft-

[1] Francisci Ortmann Societatis Jesu Presbyteri liber de vita et pretiosa morte V. P. Jo. Caspari Cratz, Wolff, Augustae Vindel. 1770. — Aug. Lüdenbach, Joh. Kaspar Kratz S. J., Aachen 1920.

liche Ausbildung hatte es auch nicht sonderlich gefördert, noch ihm die Möglichkeit gegeben, seine armen Verwandten zu unterstützen. Aber dann überkam ihn wieder die Wanderlust.

In Europa hatte er sich umgesehen; nun zog es ihn in die fernen Weltteile, von denen man so Wunderbares zu berichten wußte. Die bunten Bilder von all der märchenhaften Pracht wirkten stärker auf sein Gemüt als die Mahnungen des Gewissens. Er ließ sich als Unteroffizier für die Kolonialtruppe von Java anwerben und landete im Januar 1728 in Batavia, einem »Abgrund von Schlechtigkeit«, wie er es später selbst nennt. Rings um sich sah Cratz fast nur Irrlehre und Götzendienst; katholische Priester wurden nicht geduldet. Dazu kam eine Sittenverderbnis, wie sie nur im üppigen Tropenklima und in einer reichen Hafenstadt sich breitmachen kann. Kaspar war leichtsinnig gewesen; schlecht war er nicht. Jetzt bereute er seinen übereilten Schritt. Aber er war vertraglich für sechs Jahre gebunden. So faßte er den mutigen Entschluß, durch doppelten Eifer zu ersetzen, was ihm an äußeren Mitteln und Antrieben zu einem frommen Leben gebrach, und Gott war mit ihm. Mitten unter den größten sittlichen Gefahren lebte Cratz drei Jahre lang so rein, daß nach einer alten Lebensbeschreibung nicht einmal der Hauch der unreinen Flamme ihn berührte. Durch große Mäßigkeit in Speise und Trank schützte er die kostbare Tugend, und er, der Kriegsmann, ließ kein weibliches Wesen über seine Schwelle treten. Daß ein solcher Mann mit Eifer auch betete, ist selbstverständlich.

Voll Sorge für das eigene Seelenheil empfand Cratz auch schmerzlich das Elend seiner Glaubensgenossen, die ohne Priester lebten und den größten Gefahren für Glauben und Sitten ausgesetzt, ja zum Teil schon erlegen waren. So ward er zum Apostel. Sein Quartier stattete er durch Anbringung von Bildern zu einer Art Kapelle aus, in der er einen Teil der Katholiken nach dem andern versammelte; da betete er mit ihnen den Rosenkranz, erklärte den Katechismus, ermahnte die einzelnen ernstlich, gottesfürchtig zu leben und nicht durch einen schlechten Wandel den Andersgläubigen Anlaß zu geben, die katholische Religion zu beschimpfen. Von Glaubenszweifeln Geplagten erteilte er Rat und scheute sich nicht vor ernsten Strafreden, um

Lasterhafte ihrem Sündenleben zu entreißen; besserten sie sich nicht, so schloß er sie von der Gemeinschaft mit den Katholiken und dem Gottesdienst aus. Das zog ihm natürlich den Haß der Bösen zu, die so schwere Drohungen gegen ihn ausstießen, daß er seinen Betsaal an einen verborgenen Ort verlegen mußte. Die größte Freude war es für den eifrigen Unterleutnant, wenn ein Missionär an Bord eines Schiffes war, das im Hafen anlegte. Dann lebte er ganz der Frömmigkeit, ging aber auch bei allen Katholiken von Haus zu Haus und spornte sie an, die Gelegenheit zum Sakramentenempfang nicht unbenutzt zu lassen.

Mit all dem hatte Cratz noch nicht genug. Auch den Kranken wandte er seine Sorge zu. Keine Dienstleistung war ihm da zu niedrig. Sein Geld gab er her, und wenn er nichts mehr hatte, ging er für die Kranken betteln, damit ihnen die notwendige Nahrung und Arznei nicht fehle. Noch mehr war er für ihr geistliches Wohl besorgt; kamen sie zum Sterben, dann erweckte er mit ihnen Akte des Glaubens, der Hoffnung und einer vollkommenen Liebesreue, dem einzigen Rettungsmittel bei der Unmöglichkeit zu beichten.

Kein Wunder, daß dieser Glaubenseifer Kaspar den Haß der Kalviner und ihrer Prediger zuzog. Erst suchten sie ihn durch gelehrte Religionsgespräche zu besiegen und zu beschämen. Da er es aber verstand, die Widersprüche in ihrer Lehre aufzudecken, war die Beschämung auf ihrer Seite. Nun griffen sie zu einem andern Mittel, seine Tätigkeit zu hemmen: sie erwirkten von den militärischen Vorgesetzten ein strenges Verbot religiöser Streitgespräche. Menschen von niedriger Gesinnung suchten nun durch unflätige und glaubenswidrige Reden in Kaspars Gegenwart dessen Widerspruch hervorzurufen, um ihn bei der Behörde anzeigen zu können. Es gelang. Kaspar trat kühn für Glauben und gute Sitten ein, mußte dafür aber mehrere Male die harte Prügelstrafe über sich ergehen lassen; doch der christliche Held freute sich, für den Namen Jesus Schmach zu leiden.

Daß ihm aber diese schwierigen religiösen Verhältnisse auf die Dauer unerträglich waren, ist begreiflich. So suchte er nach einer Gelegenheit, schon vor der Zeit vom Militärdienst frei zu kommen; die Fürsprache eines ihm gewogenen Obersten half

ihm. Aber trotzdem Gott ihn zum Ordensstande rief, konnte Cratz sich noch nicht vollständig von der Welt lossagen. Vorläufig blieb er in der Stadt und fing ein Tuchgeschäft an. Da griff die Vorsehung selbst ein und schickte ihm ein langwieriges Unterleibsleiden, das seine Kräfte erschöpfte und ihm die Eitelkeit und Unbeständigkeit des irdischen Glücks lehrte. So erlosch in seinem Herzen allmählich das brennende Verlangen, in den Erdengütern seine Ruhe zu finden; er beschloß, eine katholische Stadt aufzusuchen, um in gläubiger Umgebung leichter Gott allein leben zu können.

Im Juni 1730 schiffte er sich nach Macao ein. Diese Insel im Hafen von Kanton war eine portugiesische Kolonie, die wegen ihrer günstigen Lage von verschiedenen Ordensfamilien als Ausgangspunkt ihrer Missionsfahrten nach China, Japan, den Molukken und Hinterindien ausersehen worden war. Wie glücklich war jetzt Kaspar Cratz, in einer katholischen Stadt zu sein! Gott schenkte ihm reiche Tröstungen, nahm aber die Krankheit nicht von ihm, um ihn endlich ganz der Welt zu entreißen und an sich zu fesseln. So entschloß sich Cratz zu einer ernsten und endgültigen Berufswahl. Er betete viel, besonders zum heiligen Ignatius. In dessen Leben fand er ja manche Ähnlichkeit mit dem seinigen.

Nun wollte Cratz dem Heiligen noch ähnlicher werden. So bat er um Aufnahme in die Gesellschaft Jesu und trat am 27. Oktober 1730 ins Noviziat zu Macao ein. Jetzt, da er dem Ruf der Gnade gefolgt war, ließ auch die Krankheit nach. Dazu senkte sich in sein Herz jener Friede, den er so lange vergeblich gesucht hatte. »Ich genieße«, so schrieb er in die deutsche Heimat, »eine viel größere Ruhe und Heiterkeit des Gemütes als damals, wo ich zu Wasser und zu Land von einem Reich in das andere wanderte. Schon sind vierzehn Monate verflossen seit meinem Eintritt ins Noviziat, und nichts hat die Ruhe meiner Seele gestört.

Aber es war noch nicht für immer; schwere Seelenkämpfe hatte er noch zu bestehen. In die Heimat schweiften seine Gedanken, zur alten Mutter, die auf seine Unterstützung gerechnet hatte und in einem Brief die schwie-

rigen Familienverhältnisse schilderte. Ob die Notlage wirklich so groß war, daß Kaspar nach menschlichem Ermessen die Pflicht hatte, den Seinen zu helfen, ist nicht sicher. Die alte Lebensbeschreibung stellt diese Gedanken mehr als ein Aufleben des frühern Weltgeistes und als Versuchungen des Teufels hin. Den Absichten Gottes entsprachen sie nicht. Viermal wollte Cratz den Orden verlassen, aber jedesmal überfiel ihn das alte Leiden mit erneuter Heftigkeit. Dazu leuchtete ihm wie ein Blick in die dunkle Seelennacht das Wort Christi: Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert (Mt. 10, 37). Er fühlte sich betroffen, blieb dem Beruf treu und legte am 28. Oktober 1732 die ewigen Gelübde ab. Nach kurzen Studien wurde er zum Priester geweiht und brachte am Tage vor Weihnachten 1734 zum erstenmal das unblutige Opfer dar. Sein sehnlichster Wunsch war, den Heiden das Evangelium zu verkünden. Die Obern willfahrten und bestimmten ihn für die Mission von Tongking.

Am 13. März 1735 stachen die Missionäre in See; die Fahrt war glücklich. Doch kaum waren sie gelandet, als Häscher sie ergriffen und ins Gefängnis von Nau-cheo abführten. Von April bis November hielt man sie gefangen, dann brachte man sie nach Macao zurück. Am 24. Dezember kamen sie hier bleich und abgemagert an; ihr Mut war aber nicht gebrochen.

Im März des folgenden Jahres wagten vier Priester mit einigen Katechisten und Dienern von neuem die Fahrt; es waren die Patres Bartholomäus Alvarez, Emanuel de Abreu, Vinzenz da Cunha und Kaspar Cratz. P. Alvarez, ein Portugiese wie die zwei andern Patres, war der Obere der kleinen Schar. Von einem einsamen Hafen aus schlugen sie den Landweg ein und erreichten auf mühevollen Wegen das Dorf Lo-Yeu, wo die vielen Christen sie mit unbeschreiblichem Jubel aufnahmen. Zu Schiff ging es weiter; aber schon bald wurde ihr Fahrzeug von Leuten angehalten, die sich für königliche Beamte ausgaben, das Schiff ausraubten und in der Hoffnung auf reiche Belohnung seine Insassen dem Statthalter jener Provinz auslieferten. Dieser ließ sie nach achttägiger Haft zur Hauptstadt Ke-cho bringen. Im königlichen Palast wurde das Verhör angestellt.

Zum Schluß befahl man den Bekennern, ein Kreuz mit Füßen zu treten, und da sie sich weigerten, hoben die Schergen sie in die Höhe und warfen sie mit Gewalt auf das Kreuzbild. Ein Diener ward abtrünnig und trat auf das Kreuz, die andern hoben es ehrerbietig von der Erde auf, küßten es und drückten es an ihre Brust. Daraufhin wurden die Missionäre zum Tode verurteilt und ins Gefängnis zurückgeschleppt; es war der 8. Mai 1736.

Doch die Vollstreckung des Urteils verzögerte sich noch acht Monate. Anfangs litten die Bekenner furchtbar unter der Hitze. P. Cratz lag mehrere Tag im Fieberdelirium. Dann mußten sie außer den Ketten den »Kang« tragen, zwei breite, aneinanderliegende Bretter mit halbkreisförmigen oder eckigen Ausschnitten, die den vier Priestern zusammen um den Hals gelegt wurden. So konnte sich keiner rühren, ohne dem andern Schmerzen zu verursachen. Da die Christen, die ihnen Nahrung brachten, deswegen eine Zeitlang ins Gefängnis geworfen wurden, wären die Patres verhungert, hätten nicht heidnische Frauen sich ihrer erbarmt. Aber das Schlimmste war der enge Kerker, in dem die Diener Gottes in stinkender, oft von Leichen verpesteter Luft, unter den Stichen unzähliger giftiger Mücken und in Gemeinschaft mit gemeinen Verbrechern so lange aushalten mußten.

Endlich brachte am 9. Januar ein Katechist den Gefangenen die Nachricht, daß sie nach drei Tagen sterben würden. Eine heilige Freude bemächtigte sich der Herzen aller. Sie fielen auf die Knie, erhoben Augen und Hände zum Himmel und dankten Gott für seine große Gnade. Welche Wonne das Herz des P. Cratz erfüllte, zeigt der Brief, den er an P. Sibin nach China schrieb: »O glücklicher Tag, o selige Stunde, von so vielen Heiligen ersehnt und von so vielen, die besser waren als ich, nicht gefunden! Mit der größten Freude, mit dem innigsten Frohlocken erwarten wir den Heldenkampf und wünschen aufgelöst zu werden und mit Christo zu sein. Welches Verlangen ich gehegt habe, in dieser Mission zu arbeiten, kann ich mit Worten nicht ausdrücken. Da aber der Allmächtige in seiner Barmherzigkeit mir Unwürdigen ohne mein Verdienst die Krone der Glorie geben will, warum soll ich sie nicht mit freudigem Herzen ergreifen?«

P. Joh. Kaspar Cratz.

P. de Chaves, der Obere in Tongking, hatte sich vergebens bemüht, die Gefangenen zu befreien. Da nun alle Hoffnung geschwunden war, schickte er ihnen Geld, damit sie noch vor dem Tode durch Bestechung der Aufseher, Scharfrichter und Mitgefangenen eine heldenmütige Nächstenliebe ausüben könnten. Waren sie doch von diesen oft recht roh behandelt worden. Die wüsten Verbrecher wurden über diese Tat beschämt und zu Tränen gerührt; ihre bisherigen Schimpfreden verwandelten sich in Lobsprüche und Dankesworte.

Am Morgen des 12. Januar, eben hatte die Glocke zehn geschlagen, wurden die vier Bekenner in ihren Ketten zur königlichen Burg geführt. An der Spitze ging Bartholomäus Alvarez, ihm folgte Emanuel Abreu, dann Johannes Kaspar Cratz und endlich Vinzenz da Cunha. Jeder hatte an der einen Seite einen Scharfrichter, an der andern einen bewaffneten Soldaten; den Schluß bildeten zwei Abteilungen Lanzenträger und Bogenschützen. Eine Menge Christen jeden Alters und Standes folgte ihnen. Vor dem Königspalaste wurde halt gemacht. Die Gefangenen durften sich niedersetzen und ausruhen; aber vom heidnischen Pöbel wurden sie mit Hohn und Schimpf überhäuft. Die Diener Gottes beteten. Das Urteil wurde jetzt öffentlich vor dem Volke verkündigt. Es lautete: »Ihr vier Fremdlinge, die ihr in dieses Reich gekommen seid, um den hier verbotenen portugiesischen Glauben zu verkünden, sollt auf Befehl des Königs mit dem Tode durch Enthauptung bestraft werden.« Darauf setzte sich der Zug in Bewegung. Der Richtplatz war 5000 Schritte entfernt. Unterwegs wurde nochmals halt gemacht. Man reichte den vollständig Ermatteten einige Erfrischungen dar; doch sie rührten diese nicht an, obwohl sie an dem Tage noch nichts genossen hatten. Mit beschleunigtem Schritt ging es jetzt weiter. Der rasche Gang wurde den Gefesselten sehr schwer und schmerzlich; aber die Soldaten trieben sie mit Faustschlägen voran. Endlich kamen sie auf der Richtstätte an. Sie fielen auf die Knie und beteten. Eine ganze Stunde verharrten sie in dieser Stellung, bis alles vorbereitet war. Auf einer kleinen Anhöhe wurden vier kurze Pfähle eingerammt. An diese band man die Märtyrer. Die Augen der Menge waren

besonders auf P. Cratz gerichtet; denn wie er die drei anderen durch seine Körpergestalt überragte, so gab auch der heitere Ausdruck seines Antlitzes ihm eine gewisse Weihe. Ein Richter suchte ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, aber er schwieg, denn er war mit Gott beschäftigt.

Der oberste Richter gab jetzt das Zeichen. Im selben Augenblick schwangen die Scharfrichter das Schwert. Das Haupt des Bartholomäus Alvarez und das des Kaspar Cratz rollten mit dem ersten Hiebe auf die Erde.

Das blutige Opfer war vollbracht. Die heidnischen Behörden und Zuschauer verließen den Richtplatz. Nur zwei Bewaffnete hielten mit gezücktem Schwert Wache, daß keiner sich nahe. Aber die Christen machten sich die Wächter durch Geld und gute Worte zu Freunden. Sie tauchten nicht nur ihre Tücher in das Blut der Märtyrer, sondern trugen die heiligen Leichname fort und verbargen sie vorläufig in ihren Häusern. Die vier wurden in verschiedenen Ortschaften beigesetzt, die mit der Zeit vollständig verschwanden, so daß die Begräbnisplätze bis heute nicht ermittelt werden konnten. In Rom ist der Seligsprechungsprozeß der Blutzeugen schon lange anhängig.

Franz Xaver Camerini[1]. († 1782)

Ein Heiliger ruft den andern. Franz Xaver Camerini las in seiner Jugend vom Leben und Sterben des P. Marzellus Frz. Mastrilli S. J.; es wurde für ihn die Berufung, sich einzureihen in die gleiche Heldenschar, die unter dem glorreichen Banner des Heilandes bereit war, die Schlachten Gottes zu schlagen und ihr Blut zu vergießen zur Ausbreitung des Gottesreiches. Von diesem Gedanken ist das ganze Leben Camerinis beherrscht. Schon im Noviziat St. Andreas zu Rom bittet er die Obern inständig um Entsendung in die Mission. Lissabon, Goa bezeichnen die nächsten Haltepunkte auf dem Weg nach dem fernen Osten. Da macht die Verfolgung durch Pombal all seinen Hoffnungen ein jähes Ende. Alle Jesuiten zu Goa und Umgebung — 127 an Zahl — wurden auf einem Schiff zusammengepfercht und

[1] Guilhermy-Terrien, Ménologe d'Italie I 402, Paris 1893.

nach Europa zurückbefördert. Das Schifflein war für höchstens 50 Mann bestimmt, kein Wunder, daß in kurzer Zeit über 24 Jesuiten den Entbehrungen und Krankheiten erlagen. Camerini erwies sich auf dieser Todesfahrt ebenso wie in den berüchtigten Gefängniszellen auf Fort Julian, in die man die unschuldigen Patres ohne weiteres steckte, als einen wahren Engel der Barmherzigkeit, unermüdlich und erfinderisch in seiner Liebe zu den Mitbrüdern. Durch sein gewinnendes Benehmen machte er sich selbst die Wächter zu Freunden und konnte so den Kranken und Schwachen bessere Nahrung verschaffen. Nach sechs langen Jahren ließen die Kirchenverfolger auf die Vermittlung der Kaiserin Maria-Theresia hin die deutschen und italienischen Patres endlich frei. P. Camerini eilt nach Rom, immer noch beseelt von dem Verlangen nach den Heidenländern; doch eine schwere Krankheit, eine Folge der langen Kerkerhaft, wirft ihn danieder. Die Ärzte haben jede Hoffnung aufgegeben und erwarten schon die nahe Auflösung. Gerade zu dieser Zeit besucht den P. Camerini der Missionsobere von Tongking, P. Laurentius Sigliani, und mit dem letzten Atemzug bietet sich der Todkranke diesem an. Für eine solche Großmut gab es nur ein Wort der Billigung. »Geh!« sagte ihm der General Ricci. Am nächsten Morgen war P. Camerini zur größten Überraschung der Ärzte außer Gefahr.

In Tongking warf sich der Missionär mit ganzer Seele in die neue, so heiß begehrte Arbeit. Er ahnte noch nichts von der inzwischen erfolgten Aufhebung der Gesellschaft Jesu. Als schließlich das Breve Klemens' XIV. auch bei ihnen anlangte und jedem die Freiheit gab, in die Heimat zurückzukehren oder unter Leitung der Propaganda das Missionswerk fortzusetzen, blieb Camerini. Er konnte doch nicht in diesen gefährlichen Zeiten seine lieben Christen im Stiche lassen; denn es wütete gerade wieder eine heftige Verfolgung. Sie zwang den Missionär, sich oft tagelang vor den heidnischen Häschern im Sumpf und Röhricht verborgen zu halten, um des Nachts seine Christen besuchen, sie ermuntern und mit den Tröstungen der heiligen Religion stärken zu können. Aber schließlich wurde er doch ergriffen und in den schrecklichen, engen chinesischen Kerker geworfen. Came-

rini jubelte über die Ketten, die man ihm angelegt, und oft sprach sein Mund die Worte des heiligen Franz Xaver: »Noch mehr Leiden, o Herr, noch mehr!« Der Traum seiner Jugend nahte der Erfüllung. Man weiß nicht, wo der Pater als Zeuge seines Glaubens starb. Aber die 33 Jahre seines Ordenslebens wie sein Sterben haben ihm die Märtyrerkrone verdient, als er, 51 Jahre alt, am 4. April 1782 hinüberging zu seinem Heiland.

6. Ägidius de Abreu[1]. († 1622)

Der Portugiese Ägidius de Abreu, 1592 geboren, 1611 in den Orden eingetreten, wurde von seinen Obern im Jahre 1619 in die japanische Mission geschickt, fiel jedoch auf der Fahrt nahe bei Singapore in die Hände holländischer Kalviner, die den Jesuiten nach Batavia schleppten. Zwei Jahre schmachtete der Pater in harter Gefangenschaft. Er benützte die Zeit, den Glauben, den er in der Heidenmission nicht verbreiten konnte, wenigstens in den Herzen seiner katholischen Mitgefangenen durch seine Lehre und sein Beispiel tiefer zu befestigen. Als jedoch sein apostolischer Eifer ihn antrieb, auch zu den kalvinischen Wächtern von der wahren Religion zu sprechen, suchten diese, schon längst auf den heiligmäßigen, unerschrockenen Ordensmann wütend, seinen Bekennermut durch Hunger und fortwährende Quälereien niederzuzwingen. Alles blieb vergeblich. Da ergrimmten sie noch mehr und schlugen schließlich auf den geduldig leidenden Mann so lange mit Stöcken und Prügeln ein, bis er unter ihren Mißhandlungen starb. Es war im November 1622. Sieben Jahre später wurden schon die ersten Schritte zu seiner Seligsprechung unternommen.

7. Gregor Lopez[2]. († 1614)

Als Gregor Lopez S. J. am 12. Juni 1614 zu Manila starb, war die allgemeine Überzeugung aller, die den Pater gekannt

[1] Guilhermy, Ménologe de la Compagnie de Jésus, Portug. II, 386 f, Paris 1868. — Aktenstücke im Archiv der Generalpostulatur.

[2] Guilhermy, Ménologe, Espagne II 414, Paris 1902. — Astrain IV, 501 ff.

hatten, die, daß die Gesellschaft Jesu einen Heiligen weniger auf Erden, einen Heiligen mehr im Himmel habe. 53 Jahre war der Pater alt geworden; davon hatte er 35 Jahre im Orden zugebracht, teils in Spanien, teils in Mexiko und seit 1602 auf den Philippinen, wo ihm von 1606 bis wenige Monate vor seinem Tode die Leitung der Provinz anvertraut war. Er zeichnete sich besonders durch seine Regeltreue und Gewissenhaftigkeit aus, die ihn jedoch manchmal etwas kleinlich in der Leitung der Geschäfte erscheinen ließ. Wie weit er es in der Selbstentäußerung und Selbstbeherrschung gebracht, wie sehr er als Oberer nur für seine Mitbrüder lebte, dafür ist folgende Geschichte überliefert. P. Lopez war eines Tages gerade im Begriff, sich zur Fahrt nach einer benachbarten Insel einzuschiffen, als ihn ein von Gewissensängsten geplagter Mitbruder anhielt. Der Provinzial hörte diesen ruhig über 1½ Stunden ohne das geringste Zeichen von Ungeduld an, obwohl er sah, wie die Matrosen den Anker lichteten und das Schiff langsam dem offenen Meere zustrebte, obwohl er schließlich nicht ohne Lebensgefahr auf einer Barke dem größeren Schiffe nacheilen mußte. Seinem frühen Tod, der nur eine Folge seiner ununterbrochenen Pflichterfüllung war, sah er mit übernatürlicher Freude und heiterer Seelenruhe entgegen. Als schon die Schatten der letzten Stunde über ihn heraufzogen, bat er in den letzten fünf Minuten um seine Brille, damit er so lange das Kruzifix sehen könne, bis das Licht der ewigen Glorie ihn umleuchte.

8. Chinesische Glaubensboten.

Stephan Lefèvre[1]. († 1659)

In dem Dörfchen Morières bei Avignon wurde im Jahre 1598 Stephan Lefèvre als Kind ganz armer Eltern geboren. Trotzdem gelang es ihm, die höheren Studien am Jesuitengymnasium der nahen Stadt zu machen. Im Alter von zwanzig Jahren trat er in die Gesellschaft Jesu ein. Im Jahre 1626 kam

[3] Biografia del P. Stefano Faber, Shang-Hai 1909. — L. Gain S. J., Biogr. du P. Etienne le Fèvre, Chang-Hai 1922. — Seligsprechungsakten, Rom 1922.

ein Missionär aus Japan und berichtete von den Leiden und Verfolgungen der dortigen Christengemeinden. Das bewog den jungen Theologen, sich für jene Mission seinen Obern zur Verfügung zu stellen; März 1629 trat er die Reise an. Da aber ein Wirken in Japan ganz aussichtslos war, zog Lefèvre ein langes, unblutiges Martyrium in dem weiten, fast noch unbebauten Missionsfeld von China einem schnellen, blutigen Tod in Japan vor.

Die Zeit, in der P. Lefèvre in China wirkte, schien der Glaubenspredigt recht wenig günstig. Es waren die letzten Jahre der Ming-Dynastie. Räuberhorden machten das Land unsicher und eroberten schließlich die Hauptstadt. Die Mongolen rückten zur Hilfe herbei, besiegten die Aufrührer, setzten ihren eigenen König auf den verwaisten chinesischen Thron (1644) und unterjochten in langwierigen Kämpfen das weite Reich.

Doch die schwierige Zeitlage konnte weder den Eifer unseres Missionärs lähmen, noch seine Erfolge mindern. Als hätte er »einen Körper von Stahl und das Herz eines Seraphs«, ging er ans Werk. Bis 1634 arbeitete er in der Provinz Schan-si unter der Leitung des erfahrenen P. Alfons Vagnoni. Immer wollte er die schwierigsten Arbeiten übernehmen.

Hitze und Kälte, Hunger und Durst schienen ihn auf seinen apostolischen Wanderungen nicht zu beeinflussen. Seeleneifer beflügelte seinen Schritt, sodaß seine Begleiter ihm nur mühsam zu folgen vermochten. Im Jahre 1634 brach eine furchtbare Hungersnot aus. Besonders beklagenswert war das Schicksal der Kleinen, von denen immer neue ausgesetzt und dem Tode preisgegeben wurden. Jetzt durchreiste P. Lefèvre Tag für Tag Kiang-hehen, das Missionszentrum, forschend und horchend, ob irgendwo ein sterbendes Kind sei. Bald gründeten die Missionäre trotz der eigenen Not ein Findelheim, in das man von allen Seiten die Kinder brachte.

Im selben Jahr wurden P. Lefèvre mit einem andern Priester und einem Laienbruder die beiden großen Provinzen Schen-si und Kan-su westlich von Schan-si anvertraut. Erst drei kleine Christengemeinden gab es dort. Lefèvre begann seine Tätigkeit in der Hauptstadt Si-ngan am Wei-ho, einem Nebenfluß

des Hoang-ho. Auch dort errichtete er ein Waisenhaus, und damit kein dem Tode nahes Kind der Taufe verlustig gehe, zahlte er für die Einlieferung Prämien. Von Si-ngan aus unternahm er seine weiten, apostolischen Wanderungen nach Nord und Süd und West. Sie führten ihn über die steilen Tsing-Ling-Berge nach Han-tschong und den umliegenden Orten und nach dem weitentlegenen Lan-tscheu am Hoang-ho. Das war nun sein Leben, ständig unterwegs zu sein, Strecken von mehreren hundert Kilometern zurückzulegen, um die zahlreichen Gemeinden zu besuchen. Da er nirgends lange verweilen konnte — von 1644 an war er sogar ganz allein — traf er eine vorzügliche Einrichtung, die nicht nur die Christen im ersten Eifer bewahrte, sondern auch den Glauben immer weiter ausbreitete. Er gründete überall Kongregationen, und zwar verschiedene für die verschiedenen Stände. Sie wirkten als Sauerteig für die ganze Gemeinde; ihr Gebets- und Bußeifer war wahrhaft erstaunlich. Wenn das Christentum an einem Ort feste Wurzeln gefaßt hatte, bestand die Haupttätigkeit des Paters darin, die Vorstände der Kongregationen auf der Durchreise zu versammeln und ihnen von seinem Feuergeist einzuhauchen.

Zahlenmäßige Angaben über die Größe seiner Erfolge fehlen. Doch läßt sie sich aus andern Tatsachen ermessen. So kam es vor, daß bei seinen Predigten die Zuhörer auf Bäume, Mauern, Hausdächer stiegen. Dann redete er Stunde um Stunde und erklärte an der Hand von großen Bildern die Wahrheiten der heiligen Religion, bis Kraft und Stimme ihm versagten.

Gott unterstützte seinen Eifer durch außerordentliche Wunder. So ward er einst von einem christlichen Mandarin in eine noch heidnische Stadt gerufen. Als er ankam, stand ein Teil derselben in Flammen. Lefèvres Heiligkeit und Wundergabe waren schon bekannt. Man bat um seine Hilfe. »Im Namen des Herrn des Himmels und zum Beweis der Wahrheit seiner Lehre will ich um Befreiung von der Feuersbrunst beten,« erwiderte der Missionär, »falls ihr mir versprecht, die Religion anzunehmen, die euch vom Teufel und vom Höllenbrand retten wird.« Dann betete er, ging durch die brennenden Straßen, besprengte die

Häuser mit Weihwasser, und das Feuer erlosch. Nach dem 500 km entfernten Lan-tscheu wurde er vom heidnischen Vizekönig eingeladen, weil er in Tscheng-ku und der Umgebung seine Christen vor der Heuschreckenplage und der Hungersnot gerettet hatte.

Am bekanntesten machte ihn wohl ein Wunder, dessen Zeugnis noch im Jahre 1836 der apostolische Vikar Rizzolati in den Tsing-ling-Bergen erblickte. Es war das eine kleine Pagode, in der statt eines Götzen das Bild eines Priesters im Meßgewand mit zwei Tigern zur Seite aufgestellt war. So hatte nämlich Lefèvre einst in jener gefürchteten Gegend das heilige Opfer gefeiert und dann den Raubtieren befohlen, das Gebirge zu verlassen. Bis heute habe man dort keine Tiger mehr gesehen.

Der beste Beweis für den Eifer und die Erfolge des Missionärs ist aber, daß man sich noch in unsern Tagen an »P. Yan« erinnert, dasselbe von ihm erzählt, was in den alten Berichten über ihn aufgezeichnet ist, und die meisten Christengemeinden jener Provinzen sich rühmen, von ihm gegründet zu sein, obwohl fast 200 Jahre nur selten mehr ein Missionär dieses Land betrat.

Das Leben eines Missionärs in einem so weiten Gebiet, ganz abgeschnitten von der europäischen Zivilisation und ihren Hilfsmitteln, legt schon von selbst harte Opfer auf. Aber das genügte P. Lefèvre nicht. Er war von Jugend an gewohnt, streng, fast erschreckend streng gegen sich zu sein. Um studieren zu können, hatte er im Jesuitenkolleg von Avignon die Stelle eines Dieners übernommen. Während des Unterrichts stand er bescheiden in einem Winkel. War die Klasse aus, so mußte er die Schulräume kehren und in Ordnung halten. Nach dem Abendgebet blieb er in der Kirche und machte beim Schein des ewigen Lichts seine Schulaufgaben. So wurde die Nachtruhe recht knapp. Nahrung und Kleidung waren bei seinem geringen Lohn äußerst ärmlich. Sechs Jahre behielt er diese Lebensweise bei, und als er in die Mission kam, setzte er sie nur noch strenger fort. Er trug die Kleidung eines Taglöhners. Die Nahrung bestand aus Reis oder Hirse, dazu manchmal etwas Brot oder Gemüse. Nie kaufte

P. Lefèvre Fleisch, Fisch oder Eier. Seine weiten Reisen machte er immer zu Fuß. Mußte er Flüsse durchwaten, so ließ er die Kleider am Leibe trocknen. Auch nach anstrengendem Tagesmarsch gönnte er sich nur kurze Ruhe und erhob sich dann zum Gebete. Einigemal beobachtete man, wie er des Nachts stundenlang barfuß vor der Kirche im Winterschnee kniete. Täglich geißelte er sich und übte andere Strengheiten, um das »Lasttier«, wie er seinen Leib nannte, zu zähmen.

Aber nichts wäre irriger, als zu glauben, der Pater sei gegen andere auch rauh und hart gewesen wie gegen sich selbst. Vielmehr zeichneten ihn ein gewinnendes Wesen und seltene Liebenswürdigkeit aus. Auf der Reise nach Goa war auf dem einen der Segler eine Seuche ausgebrochen. Alles verlangte nun nach der Hilfe Lefèvres, der auf dem Schiff des Vizekönigs seinen Platz hatte. Da die Mitreisenden ihn nicht lassen wollten, mußte er bei Nacht zum andern Schiff hinüberrudern. Diese »Flucht« nicht verhindert zu haben, nahm man seinen Mitbrüdern so übel, daß man mehrere Tage nicht mit ihnen sprach. Kam man während der Fahrt in die Nähe des Seuchenschiffes, erkundigte man sich nicht nach den Kranken, sondern nur nach ihrem Pfleger und war beglückt, wenn er freundlich herübergrüßte. Inzwischen nahm er sich mit rührender Liebe der Kranken an, tat ihnen jeden Dienst, erbettelte ihnen von den Reisenden bessere Speisen und brachte durch seinen Eifer und sein Gebet die Seuche zum Stillstand.

Als Lefèvre 1641 nach Peking abberufen wurde, baten die Christen so lange und inständig seine Obern, bis sie ihren Pater wieder erhielten. Hielten sie ihn doch für einen Engel, für einen Heiligen, der vom Himmel her zu ihnen gekommen sei. Sie kannten keine größere Freude, als wenn er sie besuchte, keine höhere Ehre, als ihn zu Haus empfangen zu dürfen. Seine liebevolle Art gewann aller Herzen, und so konnte er, selbst ganz von Gott erfüllt, sie leicht zu Gott führen. Um die Seelen zu gewinnen, war er gegen alle so bescheiden und demütig, daß man ihm vorhielt, er erniedrige sich zu sehr vor dem armen Volke und mache es dadurch nur stolz. Doch konnte er auch sehr entschieden auftreten. Zweimal ließ er unbefugte Anschläge an

den Straßenecken, die gegen ihn und seine Lehre gerichtet waren, abreißen, obwohl sie von Mandarinen angeheftet waren. Einen Gotteslästerer ließ er auf der Straße von seinem Begleiter festnehmen, um ihn dem Gericht zu übergeben; die Reue des Mannes und die Bitten der Verwandten bewogen ihn aber zur Freilassung. Auch bei seinen Mitbrüdern war Lefèvre beliebt und gern gesehen. Das gilt besonders von seinem Aufenthalt in Peking, wo mehrere Jesuiten weilten. Darum trauerten sie bei seinem Abschied, und P. Schall, der berühmte Astronom, war ganz untröstlich.

Als liebevoller Vater, wie P. Lefèvre es fast drei Jahrzehnte seinen Christen gewesen war, wollte er auch in ihrer Mitte sterben. Am Himmelfahrtstage, am 22. Mai 1659, nachdem er eben das heilige Opfer dargebracht hatte, verschied er am Fuße des Altares. Groß war die Klage um ihn, sein Andenken erlosch nicht, sein Grab blieb in hohen Ehren. Er aber kam den Seinen noch oft in schwerer Krankheit zu Hilfe. Sein Grabhügel ward der Christengemeinde in Siao-kai-ke ein Damm gegen die anstürmenden Wasser des Hang-kiang, die einst bei einer Überschwemmung dort im Lauf einhielten, und noch heute fürchten die Christen nichts, solange der heilige Leib nicht aus dem stillen Zypressenhain entfernt wird.

Anton Henriquez und Tristan de Attimis[1].

Die Ehrenkrone des Martyriums war den beiden Missionären P. Henriquez und P. de Attimis hinterlegt. Aber einen so herrlichen Siegespreis sollten sie nicht erhalten, ohne sich durch ein Leben des Gebetes und der Abtötung darauf vorbereitet zu haben.

P. Anton Joseph Henriquez wurde am 13. Juni 1707 zu Lissabon geboren. Nach Vollendung seiner Studien am dortigen Jesuitenkolleg reiste er als Begleiter des portugiesischen Gesandten nach Peking. Von dort kam er an das große Missionszentrum des Ostens, nach Macao, und bat um Aufnahme in die Gesellschaft Jesu, die er Weihnachten 1727 erhielt. Schon in

[1] Nach den Seligsprechungsakten, Rom 1902.

den ersten Jahren des Ordenslebens war er für seine Mitbrüder ein leuchtendes Vorbild auf dem Weg zur Vollkommenheit. Ein Augustinerprior, der mit ihm die Reise nach Manila machte, — Henriquez sollte dort Theologie studieren — erbaute sich sehr an dem Ernst, mit dem der junge Ordensmann nach Heiligkeit strebte. Im Jahre 1737 begann P. Henriquez sein Apostolat in der chinesischen Provinz Kiang-Nan, ein Leben der Arbeit und Entsagung, aber auch des Gebetes. Sein Beichtvater berichtet, wie der Diener Gottes mit der größten Genauigkeit und tiefster Zerknirschung sich seiner kleinen Fehler angeklagt und wie er bei der Darbringung des heiligen Meßopfers reichliche Tränen vergossen habe. Das war der Trost, den ihm Gott in harten Leiden und Prüfungen gewährte. Denn nicht umsonst hatte P. Henriquez, flammend von Kreuzesliebe, um Verähnlichung mit seinem leidenden Heiland gebetet. Nach seinem eigenen Geständnis legte ihm Gott ein Kreuz nach dem andern, und jedesmal ein schwereres, auf. Ja er ließ es zu, daß schlechte Christen, die der Missionär wegen ihres unsittlichen Lebenswandels ernst zur Rede gestellt hatte, ihn bei seinem Obern schändlicher Vergehen anklagten. Nach der Untersuchung, die seine Unschuld glänzend an den Tag brachte, sagte er dem P. Provinzial, diese Verleumdungen hätten ihn nur geschmerzt, insofern sie sein apostolisches Wirken behindert hätten, für seine Person aber habe er sie als ein vorzügliches Geschenk Gottes angesehen.

Wenige Wochen nach der Geburt des P. Henriquez, am 27. Juli 1707, erblickte zu Attimis in Friaul sein Mitstreiter und Todesgefährte das Licht der Welt, Tristan de Attimis, aus dem alten deutschen Grafengeschlecht von Attems. In der Schule von Padua hörte er von seinem Lehrer viel Ungünstiges über die Gesellschaft Jesu. Das veranlaßte ihn, sie genauer kennenzu lernen und sich Berichte über das Wirken der Jesuiten in Indien zu verschaffen, und schließlich führte es ihn in den Orden. Mehr als 18 Jahre blieb er in Italien und war als Professor der Philosophie durch seine Gelehrsamkeit nicht weniger als durch seine Tugend eine Zierde der venetianischen Ordensprovinz. Deshalb sah man ihn nur ungern scheiden, als ihn der Pater

General im Jahre 1744 nach China sandte. Aber auch P. de Attimis hatte ein Opfer zu bringen. Er ging nämlich nicht gern in die Missionen; aber der Gehorsam rief, großmütig folgte er dem Befehle, und nur mit dem Brevier in der Hand bestieg er das Schiff.

Im Jahre 1747 war das Feuer der Verfolgung in der Provinz Fo-kien ausgebrochen. Bald erfolgte ein Verbannungserlaß gegen alle Europäer für das ganze Reich. Doch wurde er sehr milde gehandhabt, und auch in der Provinz Kiang-Nan, dem Arbeitsfeld der zwei Jesuiten, wäre es ohne habsüchtige und treulose Judasseelen wohl nicht zur Ausführung gekommen. Aber ein Christ zeigte die Patres bei der Behörde an, ein anderer gab sich dazu her, die Soldaten in die Wohnung der Missionäre zu führen. P. de Attimis machte gerade seine Danksagung nach der heiligen Messe, als er in Ketten gelegt und ins Gefängnis geführt wurde. Es war am 11. Dezember 1747. P. Henriquez ergriff die Flucht, aber während er eifrig bemüht war, die Lage seines gefangenen Mitbruders zu erleichtern, sorgte er nicht genügend für seine eigene Sicherheit und wurde schon nach zehn Tagen von seinen Verfolgern gepackt. Auch andere Christen nahm man fest, die durch die Glaubenstreue die Treulosigkeit der Verräter gutmachten.

Den Bekennern sollte neben dem Judas auch der Pilatus nicht fehlen. Hatte der Vizekönig von Sou-tsieu die Christen schon bisher trotz des kaiserlichen Befehls kaum belästigt, so setzte er jetzt die Glaubensboten in milde Haft und zeigte sich den Gründen, mit denen P. Henriquez die christliche Lehre verteidigte, so zugänglich, daß er sie nach Macao, der portugiesischen Hafenstadt im Süden, entlassen wollte. Da raunte ihm der Christenhasser, der Vizekönig von Fo-kien, ins Ohr: »Wenn du diese entlässest, bist du des Kaisers Freund nicht mehr«, und wies ihn auf den hohen Mandarinenrang hin, den ihm selbst sein Blutbefehl eingetragen hatte. Das wirkte. Die Christen wurden gefoltert, um von ihnen eine Anklage gegen ihre Priester wegen Hochverrats und anderer Verbrechen zu erpressen, aber nur einer, Diego Madeira, wurde schwach. Jetzt kam die Reihe an die Missionäre. So furchtbar zerfleischte man mit Stricken die Füße

des P. Henriquez, daß er sich nicht aufrecht halten konnte. Außerdem erhielt er schmerzliche Backenstreiche mit einem Lederriemen und 24 Schläge aufs Knie mit einem hölzernen Hammer. Aber der Bekenner Christi blieb standhaft; kein Laut der Klage kam von seinen Lippen, kein Geständnis einer Schuld, keine Verleugnung des Glaubens. Als daher das Todesurteil zur Bestätigung nach Peking geschickt wurde, enthielt es als einzige Anklage die Verkündigung des Evangeliums.

In der Hauptstadt selbst konnten die Jesuiten ihre Wirksamkeit ungestört fortsetzen; nur der freie Zutritt zum kaiserlichen Hof war ihnen versagt. Trotzdem wurde einer von ihnen häufiger zur Kaiserin beschieden, ja trotz seines Widerstrebens wegen seiner Verdienste sogar zum Rang eines Mandarins befördert, aber seine Bitte für die Mitbrüder wurde nicht erhört. Von Zauberern und Sterndeutern, besonders aber von seinem Kanzler schlecht beraten, setzte der Kaiser sein Siegel unter das Bluturteil.

Inzwischen harrten die beiden Bekenner auf den Tag des letzten Kampfes und Sieges. P. Henriquez hatte seinem Verleumder Diego Madeira noch großmütig in einem Brief sein Unrecht verziehen und ihn zur Umkehr gemahnt. Am Abend des 12. September 1748 kam die ersehnte Botschaft an; einer der Überbringer sagte höhnisch: »Wir wollen euch in euer Paradies schicken, damit ihr die ewigen Freuden genießt, die ihr euch versprecht.« Eine Weile ließ man die Priester zusammen; sie benutzten die Zeit, einander zu beichten.

Am Morgen des 13. September gingen die Schergen ans Werk, das Urteil, das auf Tod durch Ersticken lautete, auszuführen. Sie verklebten den Bekennern mit einer Anzahl Papierstreifen Augen, Ohren, Nase, Mund. Da sich aber der qualvolle Todeskampf zu lang hinzog, ließen die anwesenden Mandarine ihre Opfer mit der Schlinge erwürgen.

»Palmen in den Händen kamen die Heiligen zum Himmelreich, Ehrenkränze haben sie verdient von Gottes Hand« (Röm. Brevier, Comm. plur. Mart.). Dieser vorzüglichste Märtyrerlohn, der Siegespreis des Himmels, ward auch den beiden Missionären Henriquez und de Attimis zuteil. Aber außerdem hat

sie Gott auf Erden in seltener Weise verherrlicht. In den Akten des Seligsprechungsprozesses finden sich verschiedene Zeugnisse über außergewöhnliche Lichterscheinungen nach dem Tode der Blutzeugen. Als die Nachricht des Martyriums in der Portugiesenstadt Macao eintraf, läuteten alle Glocken; die beiden Kollegien der Jesuiten prangten in festlicher Beleuchtung. In der St.-Pauls-Kirche versammelten sich Klerus, Adel und Bürgerschaft zu einem feierlichen Hochamt mit Te Deum, wobei ein Festredner das Tugendleben der Bekenner Christi pries.

Auf außergewöhnliche Weise fand auch ein Jahr nach dem Tode die Übertragung der ehrwürdigen Gebeine statt. Die beiden Patres waren nämlich auf dem Armen- und Verbrecherfriedhof beigesetzt worden. Als nun der Kaiser einmal daran vorbeiziehen mußte, wurde alles, was an Tod und Grab erinnerte, entfernt. Bei dieser Gelegenheit verkaufte man die Särge mit den Überresten der Blutzeugen für 450 Pfund an die Christen. Sie hatten der Ehre des Kaisers zum Opfer fallen sollen, nun mußte der Kaiser ihnen zur Ehre verhelfen.

In einem Hirtenschreiben vom Jahre 1752 preist der Bischof von Nanking Gottfried von Laimbeckhoven seine Diözese glücklich, daß in ihr »die ersten Märtyrerblüten der Streiter Jesu auf chinesischem Boden gepflückt und in den himmlischen Blumengarten der Gesellschaft Jesu verpflanzt worden seien«.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts kamen einem gelehrten Chinesen die heidnischen Akten des Kriminalprozesses gegen die beiden Diener Gottes in die Hände. Er las die schönen und klaren Worte, mit denen die Priester ihren Glauben verteidigt hatten, las ihre den Akten beigefügten religiösen Bücher und fand so den Weg zur katholischen Kirche.

Noch in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts verherrlichte Gott seine Diener durch mehrere Wunder. Einer schwerkranken und gelähmten Frau erschienen die beiden Märtyrer und heilten sie, befreiten sie aber zu ihrer Prüfung und Bewährung nicht von einigen kleinern Übeln, an denen sie noch litt. Einem Kind und einer Frau, die nach dem Urteil der Ärzte dem Tode nahe waren, gaben sie die volle Gesundheit, einer andern Person die völlig geschwundene Sehkraft zurück.

Am auffallendsten ist aber die Heilung von einem schlimmen Geschwür, das sich tief in die Brust eines Mädchens eingefressen hatte. Jahrelang hatte sich die ärztliche Kunst vergeblich bemüht und schließlich eine gründliche Heilung selbst durch einen neuen wundärztlichen Eingriff als ausgeschlossen bezeichnet. Inzwischen hielt die fromme Christin mit unerschütterlichem Vertrauen eine Novene nach der andern zu den beiden Blutzeugen; bei der siebenten Novene verlor sich das Geschwür so vollständig, als wenn es niemals dagewesen wäre, und so blieb es auch.

Das Gegenstück zu dieser Verherrlichung der Blutzeugen ist das Strafgericht über ihre Feinde. Der Kanzler des Reichs fiel bei seinem Gebieter in Ungnade; seine Verbrechen kamen ans Licht, er büßte sie mit dem Tode. Auch der Vizekönig von Fokien konnte sich seiner Rangerhöhung nicht lange freuen; er wurde angeklagt, seiner Ämter und Würden beraubt und zum Tode verurteilt. Der »Pilatus« von Sou-tsen verlor bei einem Aufstande Rang und Güter, wurde in die Tartarei verbannt und mußte dort in einem kaiserlichen Schloß Sklavendienste tun. Auch der Verräterchrist entging dem Zorn des Himmels nicht; an ihm erfüllte sich, was in jenem Fluchspalm, den der Apostelfürst auf Judas anwendet, dem Bösewicht angewünscht wird: Seine Nachkommen sollen untergehen, in einem Geschlecht erlösche sein Name (Ps. 108, 13).

Die Opfer des Boxeraufstandes[1].

Über die chinesische Mission brachte der Vorabend und der Morgen unseres Jahrhunderts schwere Tage. Etwa 20 000 Christen, über fünfzig europäische Missionäre und Schwestern fielen den aufständischen Boxern zum Opfer. Gewiß war die Ursache der Boxerwirren ein Gemisch von überspanntem Nationalgefühl, Fremdenhaß und Raubsucht, aber auf die Frage, ob die Opfer dieses Aufstandes als Märtyrer anzusehen seien, kann man vielfach mit einem zuversichtlichen Ja antworten; denn die Christen wurden wegen des Glaubens gemartert und

[1] Chine, Ceylan, Madagascar: Jahrgänge 1901 und 1902.

getötet, durch den Abfall hätten sie sich retten können, manche taten es, die meisten aber blieben ihrem Glauben treu bis in den Tod. Zu ihnen gehören die folgenden fünf Mitglieder aus der Gesellschaft Jesu.

Ein sehr ernster und ideal veranlagter Jüngling war der Lehrersohn Remi Isoré, der im Jahre 1875 um Aufnahme in den Orden bat. Von seinen Eltern, die ihm am 22. Februar 1852 zu Bambecque in Nordfrankreich das Leben schenkten, hatte er diesen Zug zum Höheren geerbt; konnte er doch später schreiben: »Mein Vater ist als ein Heiliger gestorben, und meine Mutter wächst von Tag zu Tag in der Vollkommenheit.« Eine gediegene Erziehung in einem religiösen Institut und später im Noviziat entfernte die Auswüchse seiner jugendlichen Leidenschaft und festigte die Anlagen, die er aus dem Elternhaus mitgebracht hatte. In welcher Gesinnung P. Isoré im Jahre 1882 nach China ging und dort wirkte, erhellt am besten aus den Worten, die er später einem Mitbruder schrieb: »Soll ich Ihnen im Vertrauen sagen, daß ich immer glaubte China ausnehmen zu müssen, wenn ich bat, in die Missionen geschickt zu werden? Dieses Land schien mir so unfruchtbar in jeder Hinsicht, daß sein bloßer Name stürmischen Widerstand in mir hervorrief. Aber als P. Provinzial in diesem Sinne zu mir sprach, fiel ich vor Glück ihm zu Füßen. Ich fühlte es, daß es nur Gottes Wille war, der mich in dieses Land sandte. Seither habe ich mich davon überzeugt, daß weder meine Hoffnung noch mein Widerstreben Täuschung war. Ich merkte, daß dieses Land geradeso traurig ist, wie ich es vorausgeahnt, aber Gottes Gnade fand ich auch so treu, wie ich es gehofft hatte. Täglich preise ich Gott, daß er mit einem Schlag die Fesseln zerbrochen hat, und zwar für immer. So von aller Anhänglichkeit losgelöst, gibt sich das Herz leicht der Kreuzesliebe hin.«

Der Missionär suchte und fand das Kreuz Tag für Tag in all dem, was fremdes Land und fremde Leute, fremde Sprache und fremde Sitten mit sich bringen. Er wurde lange Zeit als Lehrer verwendet. Da wird sein Auftreten ähnlich gewesen sein, wenn auch durch lange Schulung im Orden gemildert und abgeklärt, wie im Knabenseminar von Roubaix, wo er sich schon

vor seinem Eintritt der Jugenderziehung gewidmet hatte. Dort war er streng gegen sich und streng gegen seine Schüler gewesen. Nicht allzuoft hatte ein liebes Wort oder ein freundliches Lächeln die Opfer versüßt, die er von ihnen verlangte. Und doch hatte er bei den jungen Herzen, die das Große anzieht, nicht nur Bewunderung, sondern auch Liebe gefunden. So wird es auch in seinem chinesischen Unterricht gewesen sein. P. Jsoré hatte daneben noch Seelsorge, vor allem aber noch viele weltliche Geschäfte, die ihm gar nicht nach dem Sinn waren, die Sorge für das zeitliche Wohl der Mission und der Christen, Beratungen mit den Mandarinen, Gerichtshändel usw. Aber er besorgte alles mit unermüdlichem Eifer, um, sich selbst abgestorben, Christus zu leben. Und doch konnte er seinen fast zu idealen Charakter nie ganz verleugnen. Beim Boxeraufstand wollte er nicht, wie andere Priester es taten, in der Mitte der bewaffneten Christen dem Feind entgegentreten, sondern die Gläubigen nur durch Spendung der heiligen Sakramente auf das Martyrium vorbereiten. Er litt unter dem Gedanken, kein Heiliger zu sein. »Wären wir alle Heilige wie Franz Xaver, China wäre nicht mehr heidnisch, und unsere Christen wären besser.«

Diesem hohen Streben sollte auch das höchste Ziel beschieden sein, im Martyrium auf das kostbarste Erdengut, das Leben, zu verzichten, damit Christus für ewig sein Leben sei. P. Jsoré weilte auf der Reise in U-i bei seinem Freund, P. Andlauer, als die Boxer in die Stadt eindrangen, nach zweitägiger Belagerung am 19. Juni 1900 das Haus der Patres stürmten und sie in der Kapelle mit ihren Lanzen niederstießen.

P. Modest Andlauer, der mit P. Jsoré die Ehre der Blutzeugenschaft teilte, war am 22. Mai 1847 zu Rosheim im Elsaß geboren. 28 Jahre hatte er im Orden, 18 in China zugebracht, als er nach einem stillen, aber von heiliger Liebe verklärten Wirken als Opfer an dem Altar niedersank, wo er viele Jahre das unblutige Opfer der Messe dargebracht hatte.

Einen Monat später, am 22. Juli 1900, richteten die Boxer in Tschu-kia-ho ein schreckliches Blutbad an. Viele Hunderte Christen hatten in dem gut befestigten Ort Schutz gesucht. Als aber die 2500 Mann Regierungstruppen, die mit Artillerie zu

Hilfe gesandt waren, zu den Aufständischen übergingen, gab es kein Entrinnen mehr. Viele Christen zogen sich in die große, prächtige Kirche zurück, um dort mit ihrem Seelenhirten, dem P. Leo Ignaz Mangin, den Tod zu erwarten. Bald war alles ein trauriger Trümmerhaufen und ein grausiges Leichenfeld. Später fand man den Missionär mit zerspaltetem Antlitz am Fuß des Altars.

P. Mangin, am 31. Juli 1857 zu Verny im französischen Departement Lorraine geboren, war 25 Jahre im Orden und seit 1882 in China. Sein letzter Brief, den er an einen Mitbruder richtete, wirft ein helles Licht auf die edlen Gesinnungen der Gleichförmigkeit mit Gottes heiligem Willen und der Brüderlichkeit gegenüber seinen Ordensgenossen. »Man rüstet sich zur Verteidigung,« schreibt er am 28. Juni, »jeden Tag können wir jetzt wirklich sprechen: Sume et suscipe! P. Denn, der seit vier Tagen hier weilt, denkt nach Ku-tscheng zu gehen, das ruhig scheint. Ich danke der Gesellschaft Jesu für alles, was sie an mir getan hat. Ich bitte um Verzeihung für meine Undankbarkeit und habe nur einen Wunsch, als socius Jesu zu sterben. Dank allen Patres und Brüdern in Schang-hai und Frankreich für ihr Gebet. Gottes Wille geschehe!«

Der im obigen Brief erwähnte P. Paul Denn scheint wirklich für kurze Zeit Tschu-kia-ho verlassen zu haben; doch bald kehrte er zurück und fand in der Wohnung des Missionärs, am Betschemel knieend, den Tod. Am 1. Juni 1847 zu Lille geboren, hatte er als Glaubensbote 28 Jahre lang ein hartes Leben unter armen, zum Teil auch glaubensschwachen Christen führen müssen. P. Denn empfand das; war ihm doch sein lebhafter Geist und sein empfindsames Herz geblieben, wenn Gott ihn auch von Jugend auf in die Schule der Arbeit und der Entsagung genommen hatte. Aber er war darin stark geworden, und das verdankte er vor allem einer treuen, selbstlosen Mutter. Nach dem Tod des Vaters hatte sie, obwohl aus guter Familie, durch ihrer Hände Arbeit die Kinder versorgen müssen. Die schwache Gesundheit und das allzu rasche Temperament ihres Paul bereiteten ihr wohl die meisten Sorgen. Tiefen Eindruck machte auf den Knaben die aufopfernde Liebe der Mutter. Sie flößte

ihm eine Verehrung und Gegenliebe ein, die all sein kindliches Ungestüm brach und alles Edle und Heilige in ihm zu schönster Blüte brachte. Mit vierzehn Jahren sagte er zur Mutter: »Jetzt bin ich groß. Du hast lange genug für mich gearbeitet. Jetzt will ich für dich arbeiten.« Paul wurde Bankgehilfe. Kam er vom Bureau nach Hause, so war ihm nichts lieber, als der Mutter tausend kleine Dienste im Haushalt zu tun und ihr auf alle Weise das Leben zu versüßen. Auch als er im Alter von 22 Jahren in die Apostolische Schule von Amiens eintrat, nahm die Liebe zur Mutter nicht ab. »Mutter, Schwester, wie konnte ich euch verlassen!« schrieb er nach Hause. »Manchmal sehe ich die Mauern hinauf mit dem Gedanken, hinüberzusteigen und zu euch zurückzukehren. Aber nach kurzem Nachdenken sage ich mir, daß ich für den Dienst Gottes euch verlassen habe. Ich gehe zu P. Vorsteher, der mich in die Kapelle schickt, mein Opfer zu erneuern. Da danke ich Gott, daß er mir eine so gute Mutter gegeben hat und bitte ihn, meine Stelle bei euch zu vertreten.«

Auch im fernen China gab P. Denn die zartesten Beweise seiner Anhänglichkeit. »Tot bin ich für alles, was nicht von Gott ist. Ich behalte also meine ganze Kindes- und Bruderliebe, da sie von Gott kommt und zu Gott führt. Diese herzliche Zuneigung, die erste und einzige vor meinem Eintritt in die Gesellschaft Jesu, ist durch die Entfernng von denen, die ich liebe, nicht getrübt worden. Denn die Entfernung ist nicht vorhanden. Ich sehe sie, ich rede mit ihnen, ich höre sie, und das spornt mich an, ein wahrer und guter Ordensmann zu werden, damit ihre Opfer nicht verloren seien.« Als er am 19. Dezember 1880 die Priesterweihe empfing, vergaß er nicht, wie sehr er das Glück dieses Tages auch seiner Mutter verdankte. »Gott hat deinen Verzicht auf mich belohnt durch die Gnade, die ich soeben empfangen habe. Alle Messen, die ich lese, alle Sakramente, die ich spende, werden zum Teil ein Lohn deiner Tatkraft sein, mit der du uns christlich erzogen hast, trotz der Mühen, die eine lange Erziehung dir, arme Mutter, bereitet hat. Daher verstehst du auch, daß mein Herz überfließt von Dankbarkeit gegen unsern himmlischen Vater, der mir eine solche Mutter gegeben hat.« Trotz dieser Pietät wahrte sich P. Denn die Freiheit, der Mutter,

die ihm für seine Gesundheit allzu besorgt schien, daran zu erinnern, daß er doch Leben und Gesundheit Gott in der Mission zum Opfer gebracht habe. Als er dann dieses Opfer vollendete, da wartete der bereits im Jenseits weilenden Mutter ein noch schönerer Lohn, einen mit der Marterkrone geschmückten Sohn in ihre Arme schließen zu dürfen.

Schon waren die Verhandlungen der europäischen Mächte mit China dem Abschluß nahe, als ungerechte Eintreibung der Sühnegelder durch die Beamten neue Unruhen hervorrief. Ihnen fiel am 22. April 1902 der Elsässer P. Viktor Lomüller auf einer Reise zum Opfer. Im Jahre 1852 zu Mutterscholz geboren, studierte Lomüller erst Medizin und wurde Stabsarzt im französischen Heer. Im Alter von 32 Jahren verließ er Beruf, Familie, Vaterland, um sich in Holland der Gesellschaft Jesu anzuschließen. Mut zeichnete sein apostolisches Wirken aus. Mut legte er an den Tag, als er mit Geschick und Erfolg den bewaffneten Widerstand seiner Christen gegen die Aufrührer organisierte; mit Mut ging er als letzter seiner Ordensbrüder für Gottes Sache in den Tod und erfüllte auch die beiden chinesischen Begleiter mit seinem Geiste, indem er ihnen zurief: »Wir sind Kinder Gottes, Mut! Laßt uns für ihn sterben!«

9. Japanische Märtyrer[1].

Erste Christenverfolgung.

Japan, das große Inselreich im Osten Asiens, wurde 1542 von den Portugiesen entdeckt. Damals waren die Statthalter der 68 Provinzen fast unabhängige Fürsten, Könige genannt. Im Jahre 1549 landete der heilige Franz Xaver als der erste Glaubensbote auf der Insel Kiuschiu und bekehrte in den zwei Jahren seiner apostolischen Tätigkeit mit seinen beiden Gefährten eine große Anzahl Japaner jeden Ranges und Standes. Als er nach Indien zurückgerufen wurde, setzten seine Ordensge-

[1] L. Delplace S. J., Le Catholicisme au Japon, Bruxelles 1910, 2 Bände; — Jos. Boéro S. J., Les 205 Martyrs du Japon, Paris 1868. — G. Patiß S. J., Apostolat und Martyrium der Gesellschaft Jesu in Japan, Wien 1868.

nossen mit großem Erfolge fort, was der Heilige begonnen hatte. Sie gründeten in mehreren Provinzen Kirchen, errichteten Kollegien und eröffneten Schulen. Trotz aller Anfeindungen durch die heidnischen Bonzen wuchs die Zahl der Christen täglich. Besonders machte das Christentum unter der Regierung des Shoguns Nobunaga (1565—1582) große Fortschritte. So war bereits 1570 die Insel Amakusa fast ganz christlich; ihr Fürst ließ sich taufen und erhielt den Namen Michael. Seinem Beispiel folgten die Fürsten von Goto, Tosa, Arima und im Jahre 1578 auch der Fürst von Bungo, den schon der heilige Franz Xaver von der Wahrheit der katholischen Religion überzeugt hatte. Auf der großen Insel Kiuschiu wurden in den zwei folgenden Jahren über 70000 Heiden getauft, unter ihnen viele hohe Würdenträger und Offiziere. Im Heere sah man Kreuzesbanner und den Namen Jesus als Helmzier. Es hatte den Anschein, als ob in kurzer Zeit ganz Japan für Christus erobert sei.

Als 1579 P. Valignani zur Visitation nach Japan geschickt wurde, fand er gegen 150000 Christen mit 54 Jesuitenmissionären, davon 22 Priester, und voll freudiger Zukunftshoffnung legte er bei seinem Berichte in Rom dem Papst die Bitte vor, in Japan ein Bistum zu errichten. Doch bald kam aus Japan andere Kunde.

Nobunaga war 1582 gestürzt worden; der Feldherr Hideyoshi (Taikosama) bemächtigte sich der Gewalt und unterwarf sich die meisten Fürsten des Landes. Bei seinen hervorragenden Herrschertalenten hätte seine Regierung für Japan eine der glücklichsten sein können. Er zeigte sich auch anfangs den Missionären wohlgesinnt, machte ihnen große Geschenke, sah sie gern bei Hofe, besuchte die Anstalten der Patres und war voll des Lobes für ihre Lehre. Aber bei einem Manne, der sich von maßlosem Ehrgeiz und ungezügelter Wollust beherrschen ließ, war Schlimmes zu erwarten. Je mehr Taikosamas Macht wuchs, um so unwillkommener wurden ihm die Portugiesen mit ihren starkbewaffneten Schiffen, die in seinen Häfen lagen, und die Missionäre begann er zu hassen, weil sie den nationalen Götterkult immer mehr in Verfall brachten. Ganz unerhört schien es dem Herrscher, daß christliche Frauen und Jungfrauen es stand-

haft ablehnten, sich ihm hinzugeben. So ließ er sich schließlich 1587 nach einem wüsten Gelage von Christushassern in seiner Umgebung aufstacheln, die Jesuiten zu verbannen und 24 ihrer Häuser und 140 Kirchen zerstören zu lassen. Doch zu einer blutigen Verfolgung kam es nicht. Infolge ihres klugen Verhaltens konnten die Patres sogar im Lande bleiben; sie zogen sich aus der Nähe der Hauptstadt zurück, kleideten sich ganz nach Landessitte und hielten nur bei verschlossenen Türen Gottesdienst. Als 1591 P. Valignani wiederum in seiner Eigenschaft als Ordensvisitator, zugleich aber auch als Gesandter des Vizekönigs von Indien nach Japan kam, wurde er ebenso wie fünf Jahre später Bischof Petrus Martinez S. J. von Taikosama huldvoll empfangen und erlangte sogar für die Portugiesen freie Religionsübung in der Hafenstadt Nagasaki. Die Mission entwickelte sich ruhig weiter; 134 Jesuiten hatten um diese Zeit die Hirtensorge von über 300 000 Gläubigen

Harte Opfer gab es allerdings auch jetzt schon. Einige der Patres fielen z. B. dem Gift zum Opfer, das ihnen haßerfüllte Bonzen, vielleicht sogar auf Anstiftung des Kaisers, unter die Speisen gemischt hatten. So starb am 5. August 1590 P. Franz Carrion, ein Spanier, zu Ititsuki im Alter von 35 Jahren, und P. Theodor Mantels, ein Flame, erlag am 5. Mai nach gräßlichen Schmerzen dem heimtückischen Gift. Die zwei Patres, die an ihre Stelle traten, teilten bald das gleiche Los: P. Georg Carvalhal am 5. März 1592 und am 30. April 1593 P. Joseph Furnaletti, nachdem er ein Jahr lang die Leiden der langsam fortschreitenden Vergiftung und Zersetzung ertragen hatte. Denselben stillen Tod hatten etwas später noch zwei Jesuiten, deren Namen unbekannt sind, zu erleiden.

Im letzten Regierungsjahr Taikosamas brach aber die Verfolgung offen aus, als ein unkluger spanischer Kapitän der Beschlagnehmung seines Schiffes dadurch zu entgehen suchte, daß er mit der Macht seines Königs drohte. Taikosama gab wütend den Befehl, die spanischen Ordensleute und eine Anzahl einheimischer Christen ans Kreuz zu schlagen. Unter diesen waren die japanischen Jesuiten Paul Miki, Johannes von Goto und Jakob Kisai.

Die drei hh. japanischen Märtyrer Paul Miki,
Johannes de Goto und Jakob Kisai.

Paul Miki, nicht weit von Miyako (=Kioto) aus adeligem Geschlechte entsprossen, hatte schon als Kind die Taufe empfangen, war kaum elf Jahre alt den Patres im Seminar von Anjukiama zur Erziehung übergeben worden und mit 22 Jahren ins Noviziat eingetreten. Da die Obern der Gesellschaft mit der Priesterweihe von Japanern sehr vorsichtig waren, wurde Paul zunächst als Katechet verwendet. Er durchwanderte mehrere Reiche Japans, predigte mit großem Erfolg das Reich Gottes, verfaßte auch einige Schriften in der Landessprache, in denen er gegen die Bonzen die Christenlehre klar und siegreich darlegte. Eben sollte er vom Bischof Martinez geweiht werden, als die Verfolgung ausbrach. Anstatt das unblutige Opfer des Altars brachte er nun sich selbst zum Schlachtopfer dar.

Johannes von Goto, so genannt nach seiner Heimatinsel Goto, war gleichfalls in einer Jesuitenschule erzogen und zum Katecheten ausgebildet worden, kam dann 1597 nach Osaka, um dem P. Peter Morecon im Unterricht der Neubekehrten zu helfen, und wurde dort gar bald gefangengenommen. Er hätte sich leicht retten können, aber nachdem er die ihm anvertrauten Kirchengeräte in Sicherheit gebracht hatte, gab er selbst seinen Namen an, damit er in die Liste der Verurteilten eingetragen werde. Kurz vor seinem Tod erhielt er die Aufnahme in die Gesellschaft Jesu.

Der Dritte, Jakob Kisai, ein Kind heidnischer Eltern, stammte aus dem Dorf Hagamura bei Okayama und hatte seine erste Erziehung in einem Bonzenkloster erhalten. Nach seiner Bekehrung heiratete er eine Christin. Weil diese aber wieder in den Götzendienst zurückfiel und hartnäckig darin verharrte, trennte er sich von ihr, weihte sich ganz Gott und leistete den Patres als Katechist gute Dienste, bis er wie die andern am 1. Januar 1597 zu Osaka ergriffen und nach Miyako (Kioto) gebracht wurde.

Zunächst schnitt man allen Bekennern das linke Ohr ab und führte sie auf einem Karren durch die Straßen der Stadt, wobei ein Scherge ihr Todesurteil vorantrug, Paul Miki aber immer wieder vor der zahlreichen Menge die christliche Religion verteidigte. Für den Weg nach Nagasaki waren von den Jesuiten und Franziskanern zwei zuverlässige Christen beauftragt wor-

den, den Märtyrern Erquickung zu reichen. Sie taten auch alles mögliche, die Lage der armen Opfer zu erleichtern, wurden zuletzt selbst ergriffen und, da sie sich offen als Christen bekannten, den Gefangenen zugesellt. So stieg die Zahl auf 26. Auf Ansuchen des P. Provinzial hatte der Statthalter erlaubt, daß ein Pater den Bekennern noch einmal die heiligen Sakramente erteile. Um aber alles Aufsehen zu vermeiden, ließ der Anführer der Soldaten auf dem Weg zur Richtstätte haltmachen und führte Paul Miki mit seinen zwei Gefährten in eine nahe Kapelle. Hier hörte P. Franz Pasius ihre Beichte und ließ dann, vom Provinzial bevollmächtigt, Johannes und Jakob die Ordensgelübde ablegen.

In der Nähe der Stadt Nagasaki waren auf einem Hügel am Meere 26 Kreuze errichtet, nach japanischer Sitte alle in einer Linie, je drei bis vier Schritte voneinander entfernt. Von allen Seiten drängte das Volk herbei. Als nun der Zug sich dem Hügel nahte, stimmten alle Bekenner einen Lobgesang an. Ludwig, der jüngste von ihnen, noch ein Knabe, fragte, welches Kreuz für ihn sei, lief dann darauf zu und umarmte es mit kindlicher Freude, so daß die Götzendiener staunten und nicht begriffen, wie jemand sich nach einem so schrecklichen und schimpflichen Tode sehnen könne. Nun begann Paul Miki, schon ans Kreuz gebunden, der versammelten Menge, Heiden und Christen, mit seiner ganzen hinreißenden Beredsamkeit zum letztenmal darzulegen, daß es zur Seligkeit kein anderes Mittel gebe als den Glauben an Jesus Christus und die Beobachtung der Gebote. Zum Schlusse verzieh er allen, die an seinem Tode mitgewirkt hätten, und beteuerte, keinen anderen Wunsch mehr zu haben, als daß auch sie zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen und ewig glücklich werden möchten.

Johannes von Goto bemerkte unter seinem Kreuze seinen Vater. Da sagte er ihm herzlich Lebewohl und gab ihm seinen Rosenkranz zum Andenken. Der Vater aber ermunterte seinen Sohn und versicherte, daß auch er und die Mutter bereit seien, ihr Leben für den Glauben zu opfern. Die ganze Zeit standen die Henker mit ihren Lanzen neben den Kreuzen. Auf ein Zeichen hin durchbohrten sie nun kreuzweise die Brust der Märtyrer.

Das herrliche Erstlingsopfer der Kirche Japans war vollbracht. Unter herzzerreißendem Schluchzen und Weinen durchbrachen jetzt die anwesenden Christen die Reihen der Soldaten, tauchten ihre Tücher und Kleider in das Blut der Helden und schnitten Stücke von deren Kleidern weg. Jeder bemühte sich, ein Andenken zu erhalten. Alle 26 Blutzeugen wurden von Pius IX. am 8. Juli 1862 heilig gesprochen. Nagasaki blieb fortan der Schauplatz des Martyriums.

Das Edikt von 1614.

Nach dem Tode Hideyoshis bemächtigte sich bald ein Mitglied des Regentschaftsrates der Herrschaft, und es trat zunächst eine Zeit verhältnismäßiger Ruhe ein. Der neue Shogun Yeyasu (=Daifusama, 1598—1616) gestattete den Wiederaufbau mehrerer Kirchen und erließ 1601 sogar Edikte zugunsten der christlichen Religion. Die Zahl der Neubekehrten wuchs rasch, so daß man für das Jahr 1607 die Zahl von 140 Jesuiten, 800 Katechisten und 750 000 Christen angibt. Neben den Jesuiten und Franziskanern wirkten seit 1603 auch etwa sieben Dominikaner und Augustiner in Japan.

Wenn nun auch die Streitereien und Eifersüchteleien zwischen den verschiedenen Orden und unkluger Eifer einiger Missionäre eine gewisse Schuld an dem Ausbruch offener Feindseligkeit trugen, der Hauptgrund der nun einsetzenden Verfolgung lag doch in den Wühlereien und in den nationalen und religiösen Gegensätzen der europäischen Mächte. Spanier, Portugiesen, Engländer und Holländer wollten in Japan Handelsgeschäfte machen. Jeder suchte für sich die Gunst Daifusamas und verdächtigte den Konkurrenten; besonders eifrig darin waren die häretischen Engländer und Holländer, denen es auch gelang, den Argwohn und das Mißtrauen der japanischen Regierung gegen die Missionäre und die christliche Religion zu wecken. 1612 verbot nun Daifusama dem Adel die Annahme des Christentums, und zwei Jahre später erschien dann der befürchtete kaiserliche Erlaß, der die Ausweisung der Missionäre und die Zerstörung ihrer Kirchen und Häuser verfügte. Alle Christen sollten zum Abfall gezwungen, die Widerspenstigen

verbannt werden. Zwar führte man das Edikt vorläufig nur an wenigen Stellen aus; doch wurden immerhin fast hundert Missionäre nach Manila und Macao abgeschoben. Die andern aber blieben trotz großer Entbehrungen als Kaufleute verkleidet oder in der Landestracht bei ihren Christen. »Glauben Sie mir, mein Vater,« schrieb einige Jahre später P. Porro an den Ordensgeneral, »unter Ihren Kindern gibt es keine, die mehr bedrängt und geprüft sind als wir. Wir entbehren jedes menschlichen Trostes, haben keine Stadt, kein Heim, keinen Freund, keinen andern Vater, der uns lehrte, tröstete, leitete und aufrechterhielte, als unseren Herrn Jesus Christus... Seit sechs Jahren treffen wir kaum zwei- oder dreimal im Jahre einen Mitbruder. Erbarmen Sie sich unser! Ein solches Leben zu ertragen, dazu bedarf es eines Körpers von Eisen und der Seele eines heiligen Paulus.«

Im Jahre 1616 starb Daifusama, und sein Sohn Hidetada wurde Alleinherrscher, nachdem er schon zehn Jahre gemeinsam mit dem Vater die Regierung geführt hatte. Er verschärfte die Verfolgungsedikte. Unter Strafe des Feuertodes verbot er, mit den Missionären in irgend einen Verkehr zu treten oder ihnen gar Unterkunft zu gewähren. Ja nicht nur alle, die das Verbot überträten, sondern auch ihre Frauen und Kinder und je fünf Nachbarn rechts und links sollten der Strafe verfallen. Diesen Bestimmungen fielen in den sechs Jahren seiner Regierung etwa 300 japanische Christen zum Opfer. Auch mehrere Missionäre wurden hingerichtet. Als erster unter den portugiesischen Jesuiten erwarb sich P. Joh. Machado am 22. Mai 1617 die Marterkrone.

P. Machado, auf den Azoren geboren, war nach dem gewöhnlichen Studiengang in der Gesellschaft Jesu 1609 nach Japan gekommen und entfaltete zuerst in Miyako und Fuschini, dann in Tschikugo und Bufen eine segensreiche Tätigkeit. Bei der allgemeinen Verbannung durfte er in Nagasaki bleiben, wurde jedoch 1617 von falschen Freunden verraten und ins Gefängnis geworfen. Als ihm das Todesurteil mitgeteilt wurde, sagte er: »Drei Tage rechne ich zu den glücklichsten meines Lebens, den meiner Aufnahme in die Gesellschaft, den meiner Verhaftung

und den heutigen, an dem es mir vergönnt ist, mein Leben für meinen Heiland dahinzugeben.« Am Gestade des Meeres bei Nagasaki wurde er enthauptet.

Ihm folgte am 18. November 1619 der Laienbruder Leonhard Kimura. Von seinem 13. Jahre an hatte er die Patres begleitet, mit 17 Jahren war er in den Orden eingetreten, und 27 Jahre wirkte er als Katechist und bekehrte viele seiner Landsleute. Noch während der 2½ Jahren seiner Gefangenschaft taufte er 96. Auf dem Scheiterhaufen wehte er die Flammen auf sich zu und sagte dabei: »Was ist doch das für ein Feuer, das wohl brennt, aber nicht schmerzt?«

Ob es eine Folge dieses Ausspruches war, daß man im nächsten Jahr neue und schreckliche Martern für die Christen ersann? Man zwang nämlich die Bekenner, eine Menge Wasser zu schlucken; dann wurde dies durch Schläge auf den Leib gewaltsam herausgetrieben. Die Tortur wurde so oft wiederholt, bis der Tod die Ärmsten erlöste. Das erste Opfer dieser Art aus der Gesellschaft Jesu war der Katechist Matthias von Arima am 22. Mai 1620.

Im Jahre 1622 erreichte die Christenverfolgung in Japan mit dem »großen Martyrium« zu Nagasaki ihren Höhepunkt. 19 Ordensleute und 36 Christen erlitten am 10. September gemeinsam den Tod durch Feuer und Schwert, unter ihnen die Jesuiten Karl Spinola, Sebastian Kimura und sieben Scholastiker: Michael Sampo, Anton Kiuni, Thomas Akafoxi, Michael Xumpo, Gonsalvus Fusai, Ludwig Cavara, Johann Tschongocu.

Den Genuesen Karl Spinola hatte das Beispiel des sel. Rudolf Aquaviva in die Gesellschaft und zum Martyrium gerufen. 1594 erhielt er, dreißig Jahre alt, die Priesterweihe und fuhr am 10. April 1596 mit dem sel. Hieronymus de Angelis, seinem unzertrennlichen Gefährten, von Lissabon ab. Doch das Schiff wurde unter unzähligen Gefahren nach Brasilien verschlagen. Auf der Weiterreise fielen sie am 17. Oktober 1597 englischen Seeräubern in die Hände und wurden nach London verschleppt; von da kamen sie Januar 1598 wieder nach Lissabon. Ende März 1599 wagten beide von neuem die gefährliche Fahrt und betraten zwei Jahre später glücklich in Nagasaki den Boden Japans.

Zwanzig Jahre führte Spinola hier das Leben eines wahren Apostels und Heiligen. Am 14. Dezember 1618 wurde er mit acht Mitbrüdern, 21 Priestern und 31 Christen in das Gefängnis von Omura geschleppt. Vier volle Jahre standen sie hier ein Martyrium aus, das peinvoller als der Tod selbst war.

Das Gefängnis für zwanzig Bekenner war ein Käfig aus Bambusrohr, dreißig Fuß lang, vierundzwanzig breit, den sie auch nicht für einen Augenblick verlassen durften. Im Sommer wurden sie von erstickender Hitze, im Winter bei Regen und Schnee von bitterer Kälte geplagt. Nichts, nicht einmal eine Decke, hatten sie zum Schutz, die Kleidung verfaulte ihnen am Leibe; nie wurde sie gewaschen oder getrocknet. Ihre Nahrung bestand aus gekochten Wurzeln und etwas Reis. Und auch als Spinola hundert Tage krank an einem heftigen Fieber darniederlag und andere starben, wurde nicht einmal ein Trunk Wassers gereicht. Ein Trost aber blieb den Gefangenen; es gelang den Christen, ihnen das zur Darbringung des heiligen Meßopfers Erforderliche zu bringen. »Dadurch«, schrieb Spinola den 20. Februar 1620 an P. Vieira, »ist dieser Kerker für mich ein Paradies geworden. Dieses heilige Brot gibt dem Körper und der Seele neue Kraft. Dieser himmlische Wein entflammt mein Herz so sehr, daß ich nicht nur alle bisherigen Leiden für gering achte, sondern gern auch viel größere Qualen erdulden und mein Leben tausendmal opfern möchte für den, der sich mir in diesem heiligen Sakrament so liebevoll und freigebig hingibt.« Die Christen sandten ihrem »Vater« (so nannten sie Spinola) mancherlei Erquickungen. Aber sofort verteilte er alles unter seine Gefährten; er selbst wollte nie etwas davon verkosten. Zu dem schweren Bußleben seiner Kerkerhaft fügte er noch freiwillige Abtötungen hinzu. Auch jetzt noch trug er sein rauhes Bußhemd, und mit Ausnahme der Festtage geißelte er sich täglich. Alle Mitgefangenen betrachteten ihn als ihren Vorgesetzten und befolgten bereitwillig die von ihm vorgeschlagene Tagesordnung. Die sieben mitgefangenen Ordensgenossen legten im Kerker in die Hände des P. Spinola die Ordensgelübde ab. Der Laienbruder Ambrosius Fernandez erlag am 7. Januar 1620 den Kerkerqualen.

Am 28. August 1622 schrieb Spinola an den P. Provinzial:

»Ich glaube, daß wir bald den Scheiterhaufen besteigen werden. O, der unendlichen Güte und Barmherzigkeit Gottes, die einen elenden Sklaven, wie ich bin, der großen Ehre würdigt, für ihn sein Leben hingeben zu dürfen... Indem ich Ihnen jetzt mein letztes Lebewohl sage, bitte ich Sie kniend um Verzeihung für alle meine Fehler. Gott erhalte und beschütze Ew. Hochwürden! Wenn er mich des Eintrittes in seine heilige Wohnung würdigen sollte, werde ich nie der großen Liebe vergessen, die Sie mir stets erwiesen haben, noch meiner übrigen Mitbrüder in dieser Provinz und in der ganzen Gesellschaft, der ich jetzt mehr zugetan bin als je. Den 28. August 1622. Karl, der zum Tode verurteilt um des Namens Jesu willen.«

Vier Jahre hatte die qualvolle Gefangenschaft gedauert, da nahte der heißersehnte Tag, an dem alle zusammen die Marterkrone erhielten. Die Gefangenen wurden von Omura nach Nagasaki gebracht. Der Richtplatz war »der heilige Berg«, auf dem am 5. Februar 1597 die 26 heiligen Märtyrer ihr glorreiches Zeugnis abgelegt hatten. Die langsam ansteigende Erhöhung bildet ein natürliches Amphitheater, das Raum für unzählige Zuschauer bietet. Außer den vielen Heiden hatten sich gegen 30 000 Christen eingefunden. Bei der Ankunft der Verurteilten erhob sich von allen Seiten Wehklagen und Jammergeschrei. Auf dem Richtplatze mußten die Bekenner über eine Stunde warten, bis die, welche im Gefängnisse von Nagasaki eingekerkert waren, ankamen. Endlich nahte dieser Zug unter Psalmengesang. Er zählte zwölf Männer, dreizehn Frauen und fünf Kinder, von denen das jüngste drei Jahre alt war. Vier aus dieser Schar waren zum Feuertode verurteilt, die übrigen 25 zur Enthauptung. Alle, die enthauptet werden sollten, stellte man dem Scheiterhaufen gegenüber auf und band nun die 25 an die Pfähle. Da sang P. Spinola mit lauter Stimme den Psalm Laudate Dominum — lobet den Herrn; die Gefährten fielen ein. Nie, sagten die Zeugen später, hätten sie einen so himmlischen Gesang vernommen; Engel mußten daran teilgenommen haben. Zum Schluß hielt Spinola eine so ergreifende Anrede an die Versammlung, daß alle zu Tränen gerührt wurden.

Auf ein gegebenes Zeichen zogen die Henker die Schwerter,

um mit der Enthauptung zu beginnen. Bei den Frauen stand Isabella Fernandez mit ihrem vierjährigen Söhnchen Ignatius, das P. Spinola getauft hatte. Als er die Frau erkannte, fragte er sie, wo ihr Ignatius sei. Der Kleine kniete neben der Mutter, war aber wegen des Scheiterhaufens nicht sichtbar. »Er ist hier bei mir«, rief die Mutter. Sie hob ihn auf den Arm und sagte: »Sieh dort den Pater, der dich durch die Taufe zu einem Kinde Gottes gemacht hat; bitte ihn um den Segen.« Das Kind faltete die Händchen und tat, wie seine Mutter ihn geheißen. Die Hände des Seligen waren gebunden; er erhob seine Augen zum Himmel, ließ sie dann auf dem Kleinen ruhen und sprach die Segensworte über ihn aus. Als gleich darauf das Haupt der Mutter in den Staub rollte, kreuzte Ignatius seine Ärmchen über die Brust, neigte den Kopf und empfing den Todesstreich. Seine Seele schwang sich empor, um nebst dem Blütenkranze der kindlichen Unschuld die Palme der Märtyrer zu erhalten.

Die Köpfe aller Enthaupteten wurden dem Scheiterhaufen gegenüber aufgehängt. Jetzt erscholl der Befehl, das Feuer anzuzünden. Von allen Seiten des weiten Schauplatzes erhob sich ein Gemurmel. Es war das Gebet der Christen, die vom Himmel Kraft und Beharrlichkeit für die Bekenner erflehten. Wohl bedurften sie des Gebetes; denn ihre Martern waren schrecklich. Alles war darauf berechnet, ihren Todeskampf möglichst langwierig und qualvoll zu machen. Der Scheiterhaufen war so weit von den Pfählen entfernt, daß die Opfer im eigentlichen Sinne des Wortes bei lebendigem Leibe geröstet wurden. P. Spinola hörte nicht auf, seine nächsten Leidensgefährten zu ermutigen. Am Pfahle neben ihm war die achtzigjährige Witwe, in deren Hause man ihn verhaftet hatte. Auf ihre Bitte erteilte er ihr nochmals die Lossprechung. Dann stand er ganz ruhig da mit zum Himmel erhobenem Blick, bis er nach $1^1/_2$ Stunden der Marter erlag. Seine Kleider fingen Feuer, die Stricke verbrannten, er sank auf die Knie und hauchte seine heilige Seele aus.

Der Letzte, der nach dreistündiger Qual den glorreichen Kampf vollendete, war Sebastian Kimura, ein Bruder des Leonhard Kimura und Neffe des ersten Japaners, den der heilige Franz Xaver getauft hatte. Er war der erste japanische Priester,

und die gefährlichsten Missionen wurden sein Anteil; denn wohin die europäischen Missionäre nicht dringen konnten, dahin wußte er sich den Weg zu bahnen. Er erlitt den Martertod im 38. Jahre seines Ordenslebens.

Fünf Tage später folgte seinen glorreichen Mitbrüdern der Kalabrese P. Kamillus Costanzo, ein ehemaliger Offizier, dessen Arbeitsfeld in Japan die Stadt Sakai gewesen war. Bei Beginn der Verfolgung wie die andern verbannt, benützte er den siebenjährigen Aufenthalt in Macao zu Abfassung japanischer Schriften, bis er, schon fünfzig Jahre alt, 1621 als Soldat verkleidet nach Japan zurückkehren konnte. Aber schon nach wenigen Monaten wurde er von den Häschern ergriffen und zum Feuertod verurteilt. Seine letzten Worte waren: »Heilig, heilig, heilig!«

Einen Monat früher, am 10. August, war sein Katechist Augustin Ota enthauptet worden, der gerade den Tag zuvor den längst ersehnten Brief mit der Aufnahme in den Orden erhalten hatte. Im gleichen Jahre erlitten noch P. Paul Navarro und zwei Novizen, Petrus Onizuki und Dionys Fugixima, am 1. November den Feuertod aus Liebe zu ihrem Herrn und Heiland Jesus Christus.

Ausrottung des Christentums.

Von den Jesuiten, die 1623 ihr Leben für den Glauben dahingaben, ist P. Hieronymus de Angelis, der Gefährte Spinolas, besonders zu nennen. Ihm war es in den zwanzig Jahren seiner Missionsarbeit gelungen, bis in die nördlichen Provinzen des Reiches, wohin noch kein Missionär gekommen war, vorzudringen und dort Christengemeinden zu gründen. In Sendai taufte er über 10000 Heiden. Mit unermüdlichem Eifer verband er eine Kühnheit, die vor keiner Schwierigkeit zurückschreckte, auch nicht vor dem Tode, den er am 4. Dezember im Alter von 56 Jahren erleiden mußte.

Eine schreckliche und ganz neue Marter erwartete am 22. Februar 1624 den sel. Jakob Carvalho aus Coimbra. An einem kalten Wintertag mußte er drei Stunden lang im Wasser eines gefrorenen Teiches stehen. Nach vier Tagen die gleiche Qual! Zwölf Stunden lang ertrug er sie; dann erlag sein Körper.

Im Juli und August dieses Jahres erlitten weit über hundert den Martertod. Einer von ihnen war P. Michael Carvalho, gebürtig aus Praga in Portugal. Als Soldat verkleidet kam er während der Verfolgung des Jahres 1621 nach Japan. Er war ein Mann der strengsten Abtötung. Dreimal wöchentlich fastete er bei Wasser und Brot; beständig trug er ein Bußhemd, und täglich nahm er blutige Geißelungen vor. Wie sehr er sich nach dem Martertode sehnte, kann folgendes Bruchstück eines seiner Briefe beweisen: »Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich den Scheiterhaufen besteigen und den Feuertod erleiden könnte aus Liebe zu meinem Heilande. Noch glücklicher würde ich sein, wenn man mir die Glieder stückweise abschnitte zu Ehren meines Herrn. O, mein Jesus! welche Qualen willst du, daß ich übernehmen soll? Mache mit mir, was dir gefällt. Meine einzige Freude soll sein, für dich zu leiden.« Er starb auf dem Scheiterhaufen in seinem 47. Jahre am 25. August 1624.

Das folgende Jahr verlief etwas ruhiger. Noch immer wurden jährlich 1000 bis 2000 Taufen gespendet. Besonders im Norden breitete sich der christliche Glaube aus. Die Zahl der Christen um diese Zeit wird auf 600000 angegeben, woraus sich ergibt, daß die grausame Verfolgung von mehr als einem Vierteljahrhundert nur wenig Spreu vom Weizen gesondert hatte. Selbst protestantische Zeugen müssen einräumen, daß der Glaube der Bekehrten nicht bloß äußerlich gewesen ist.

Am 20. Juni 1626 endeten in den Flammen der Provinzial Franz Pacheco, P. Torres, P. Zola, fünf Scholastiker, Vinzenz Caun, Peter Rinzei, Paul Chinsuki, Johann Kiusaco und Michael Tozo, und ein Laienbruder, Kaspar Sandamatzu, aus der Gesellschaft Jesu.

Der selige Franz Pacheco stammte aus einer vornehmen portugiesischen Familie. Um als Missionär nach Japan zu kommen, trat er 1586 mit zwanzig Jahren in die Gesellschaft Jesu. 1604 betrat er den Boden Japans. Als Missionär und Oberer in Osaka, Miyako und an anderen Orten gewann er unzählige Heiden für Christus. Beim Ausbruch der Verfolgung mit vielen andern verbannt, kehrte er bald als Provinzial und Bistumsverweser zurück. Noch viele Jahre wirkte er im Ver-

borgenen, bis er in die Hände der Häscher fiel und nach langwierigen Kerkerleiden auf dem Scheiterhaufen sein Leben zum Opfer brachte.

Der selige Balthasar von Torres, 1563 in Spanien geboren, wurde im Jahre 1592 nach Macao geschickt mit dem Auftrag, das Amt eines Theologieprofessors zu übernehmen. Von 1600 an wirkte er als Missionär in Japan.

P. Johannes Zola war Italiener. Im Jahre 1606 kam er nach Japan. Daß er trotz seiner sehr schwachen Gesundheit einen großen und apostolischen Eifer entwickelte, zeigen seine vielen Bekehrungen und seine mannigfachen Schriften. Sein sehnlichster Wunsch war auf die Marterkrone gerichtet. Er schrieb darüber an die seligen Patres Spinola und Navarro, als diese im Gefängnis waren. Sie versprachen ihm auch, daß sie seine Bitte dem lieben Gott vorlegen würden, sobald sie die Krone erlangt hätten. Und sie hielten Wort. Zola wurde wenige Tage nach Pacheco verhaftet und erlitt mit ihm denselben Tod.

Die Lage der noch übriggebliebenen Missionäre wurde mit jedem Tage gefährlicher. Nirgends mehr fanden sie eine sichere Zufluchtsstätte. P. Camos schrieb darüber seinem Provinzial: »Alle Hütten, Scheunen, Ställe und Höhlen werden nach Geistlichen durchsucht. Ich wohne mit meinem Katechisten in einer zwölf Schuh langen und vier Schuh breiten Höhle. Wir erhalten die Nahrung durch ein Loch, durch das man einen Löffel stecken kann."

Das Jahr 1627 brachte neue Torturen. Man benutzte dazu die heißen Schwefelwasserquellen des Vulkans Unjen bei Nagasaki. Die Opfer wurden an Stricken in die siedenden Quellen hinabgelassen und lebendig verbrüht. Schamlose und teuflische Mittel kamen zur Anwendung, um die Unglücklichen zum Abfall zu zwingen. Im Angesicht der Mütter wurden die unmündigen Kinder, im Angesicht der Gatten die Gattinnen gebrannt, stets unter dem Versprechen sofortiger Einstellung der Qual, wenn sie dem Glauben entsagten. Man schlug die Bekenner mit Bambusrohren, ließ sie auf glühende Kohlen knien, brannte den Namen »Christ« auf Stirn und Wangen, schnitt die Finger und Ohren ab, steckte in die Nasenöffnung glühende Kohlen, riß mit einer Zange grausame Wunden. Dies wurde täglich wie-

derholt; aber nicht zum Tode, sondern zu fortgesetzter Qual, bis schließlich einige abfielen. Viele jedoch blieben treu, wieder andere kehrten reumütig zurück und sühnten durch den Martertod ihre Fehler.

Das Jahr 1628 schloß mit dem glorreichen Tode des seligen Michael Nakazima, Laienbruders der Gesellschaft Jesu. Er war gebürtig aus der Provinz Higo. Weil er sich weigerte, Holz für die Scheiterhaufen herzugeben, wurde er nach Ximabara ins Gefängnis geschleppt. Dort mußte er unsägliche Qualen erdulden. Man füllte wiederholt seinen Leib mit Wasser und preßte es gewaltsam wieder heraus. Doch keine Folter konnte ihn zur Verleugnung des Glaubens bringen. Deshalb brachte man ihn nach Nagasaki. Hier ließ man ihn mit den Füßen in die heißen Schwefelquellen treten, bis das Fleisch sich stückweise ablöste. Darauf goß man ihm das siedende Wasser über Brust und Rücken. So ließen die Henker ihn nackt eine ganze Nacht liegen. Am folgenden Morgen begann die Marter von neuem. Mit unerschütterlicher Geduld, ja mit heiliger Freude ertrug er alles und starb unter Anrufung der heiligen Namen Jesus und Maria.

Eines der grausamsten Martyrien wird aus dem Jahre 1632 berichtet. P. Anton Ixida nebst vier Augustinern und einem Weltpriester wurden zum Berge Unjen geführt und während eines ganzen Monats täglich mit dem heißen Schwefelwasser begossen. Ein Arzt mußte jedesmal Heilmittel anwenden, damit sie am folgenden Tage die Peinen von neuem erdulden konnten. So am ganzen Körper mit Wunden bedeckt, blieben sie noch acht Monate im Kerker. Endlich am 3. September 1632 bestiegen sie den Scheiterhaufen.

Der selige Ixida war ein Sohn des Landes, aus Ximabara gebürtig und bereits mit 19 Jahren in den Orden eingetreten. Ob seiner Vertrautheit mit den einheimischen Religionslehren und seiner schlagfertigen Rednergabe gewann er viele für Christus. Den ersten Philosophen des Reiches schickte man zu ihm in den Kerker, aber der Heide wurde von dem sterbenden Märtyrer so in die Enge getrieben, daß er nicht ein 2. Mal vor ihm zu erscheinen wagte.

Im folgenden Jahre erlitten 17 Jesuiten durch eine neue Marter den Tod. Man hängte die Blutzeugen kopfabwärts in eine stinkende Grube. Um die Qual zu verlängern, wurde durch enges Einschnüren des ganzen Körpers der Blutumlauf gehemmt und durch Aderlaß an den Schläfen der Blutandrang zum Gehirn vermindert. Auf diese Weise führte »die Grube« erst nach zwei bis sechs Tagen unter unsäglichen Peinen zum Tode. Ein trauriger Fall ereignete sich am 18. Oktober 1633 zu Nagasaki. Christoph Ferreira, Provinzial und Bistumsverweser, der 23 Jahre lang in der Mission gearbeitet und gelitten hatte, fiel nach fünfstündiger Qual in der Grube ab. Doch zwanzig Jahre später, als er 74 Jahre alt war, sühnte er seine Treulosigkeit durch die gleiche Marter. Der Abfall bereitete seinen Ordensbrüdern unsäglichen Schmerz. Als die Kunde davon nach Europa kam, erklärten sich P. Mastrilli und dreißig andere bereit, durch den Martertod in Japan das gegebene Ärgernis zu sühnen.

Noch bevor dieser mit seinen Gefährten in Japan anlangte, hatte schon der Provinzial Vieira mit fünf Ordensgenossen das Opfer des Lebens gebracht.

P. Sebastian Vieira, ein Portugiese, wurde 1571 geboren und trat mit 18 Jahren in die Gesellschaft Jesu. 1603 kam er nach Japan. Von Daifusama 1612 nach den Philippinen verbannt, kehrte er bald von da zurück. Im Jahre 1624 wurde er nach Rom gesandt, um dem Papst Urban VIII. und dem Ordensgeneral Bericht über die Mission zu erstatten. Urban VIII. weinte vor Freude und vor Mitleid, als Vieira ihm die Martern und die Standhaftigkeit der japanischen Christen schilderte. Der Papst erteilte ihm reichliche Gnaden und ermunterte ihn, bis zum Tode auszuharren. In Japan wieder glücklich angelangt, begann er von neuem mit heiliger Begeisterung seine apostolische Tätigkeit. Es hatte sich bald das Gerücht von seiner Ankunft verbreitet. Deshalb setzte der Statthalter Unumondo 500 Taler Belohnung auf seine Ergreifung. Vieira wurde unterdessen Provinzial und Bistumsverweser. Er besuchte alle Teile seiner Gebiete, indem er verkleidet bei Nachtzeit reiste, bei Tag in armen Hütten oder in Wäldern sich aufhielt und alle Qualen des Hungers und der Entbehrung ausstand. Zuletzt wurde er

bei Osaka auf einem Schiffe erkannt und gefangen nach Nagasaki geführt. Mit ihm ergriff man fünf Christen, die er nachher in die Gesellschaft Jesu aufnahm. Von Nagasaki schleppte man die Bekenner in das allerschauerlichste Gefängnis von Omura und von da nach Jedo (dem heutigen Tokio). Vieira wurde, an ein Kreuz gebunden, zuerst drei Tage lang in der Grube gepeinigt und endlich am 6. Juni 1634 im 63. Lebensjahre lebendig verbrannt. Seine fünf Ordensgenossen erwarben sich am gleichen Tage in der »Grube« die Siegeslorbeeren des Martertums.

P. Marcellus Mastrilli, geboren 1603, stammt aus einem sehr vornehmen Geschlechte Neapels. Von Jugend an glühte sein Herz für die indischen Missionen. Deshalb trat er schon im Alter von 15 Jahren in die Gesellschaft Jesu. Um sich auf den Martertod vorzubereiten, führte er ein Leben strenger Abtötung. Schon stand er gegen Ende des Jahres 1633 im Begriff, nach Japan zu segeln, als ein Unglücksfall ihn an den Rand des Grabes brachte. Ein schwerer Hammer, der einem Arbeiter vom Dache aus der Hand fiel, verwundete ihn an der Schläfe. Die Entzündung an der verletzten Stelle nahm in dem Grade zu, daß der Arzt erklärte, es sei keine Hoffnung auf Genesung vorhanden. Deshalb brachte man ihm die Sterbesakramente. Aber er war nicht mehr im Stande, den Mund zu öffnen, um die heilige Kommunion zu empfangen. Man nahm mit großem Vertrauen Zuflucht zum heiligen Franz Xaver. Eine Erscheinung des Heiligen heilte Mastrilli plötzlich und forderte ihn auf, in Japan durch seinen Tod den Abfall Ferreiras zu sühnen. Diese wunderbare Heilung ist der Ursprung der sogen. Gnadennovene zu Ehren des heiligen Franz Xaver, die noch heute in der ganzen Christenheit soviel Segen stiftet.

Nach zwei Jahren konnte Mastrilli endlich seine Japanreise antreten, die er jedoch durch längeren Aufenthalt in Goa und Manila unterbrechen mußte. Zudem war sie mit so großen Gefahren verbunden, daß er seinem Oheim Gabriel Mastrilli schrieb: »Durch ein Wunder hat Xaverius mir das Leben gegeben; durch ein Wunder hat er mich zu den Philippinischen Inseln geführt, durch ein Wunder hat er mich in das japanische Land gebracht.«

Im August 1637 landete Mastrilli im Hafen von Kuto. Er fand alles mit Wachen besetzt. Mehrere Tage hielt er sich in einem Walde verborgen. Hier wurde er entdeckt und in das Gefängnis von Nagasaki gebracht. Sobald das Todesurteil gefällt war, begann die furchtbare Marter der Wassertortur, die drei Tage währte. Dann steckten sie ihn in die Grube. Als sie ihn am 17. Oktober nach acht Tagen noch am Leben fanden, schlugen sie ihm das Haupt ab.

So hat P. Mastrilli den Auftrag, den der heilige Xaverius ihm bei der wunderbaren Heilung gegeben, getreu erfüllt. Durch seinen heldenmütigen Tod sühnte er den Fehltritt Ferreiras und erwirkte ihm die Gnade der Bekehrung.

Am 22. März 1585 traf in Rom die erste japanische Gesandtschaft ein, um dem Vater der Christenheit, Gregor XIII., ihre Aufwartung zu machen. Es waren vier Prinzen, zwei aus königlichem Geblüt und zwei aus dem höchsten Adel des Landes. Es war ein Ereignis, von dem ganz Europa sprach. Mit den höchsten Ehrenbezeugungen wurden sie am päpstlichen Hof und überall, wohin sie kamen, empfangen. Mit Auszeichnungen und Geschenken reich bedacht traten sie die Heimreise an. In Miyako (Kioto) wurden sie vom Herrscher des Landes, Shogun Hideyoshi, in feierlicher Audienz empfangen, um ihm die für ihn erhaltenen Geschenke zu überreichen und von all den Wunderdingen des fernen Europa zu erzählen. Der Shogun war so entzückt von den vier jungen Männern, daß er sie alle an seinem Hofe behalten wollte. Allein diese verzichteten auf allen irdischen Glanz und schlossen sich der Gesellschaft Jesu an. Leider blieb einer nicht treu, um so glorreicher war die Laufbahn der übrigen drei, besonders des Julian Nacaura, der sein Blut für Christus vergießen durfte. Zur Zeit der schlimmen Verfolgung gelang es P. Nacaura, jahrelang im verborgenen unter unerhörten Entbehrungen den Gläubigen die Tröstungen der Religion zu spenden. Schließlich fiel aber auch er den Häschern in die Hände und wurde nach Nagasaki geschleppt. Die glänzendsten Versprechungen machte man ihm, wenn er zum Buddhismus übertrete. Er hatte nur verächtliches Lächeln dafür. Am 21. Oktober 1633 erlitt er im Alter von 66 Jahren den qualvollen Martertod in der Grube.

Außer Julian Nacaura und den andern schon früher genannten erlitten um jene Zeit noch viele einheimische Jesuiten den Martertod, so der sel. P. Thomas Tzugi und der sel. Michael Nacazima, P. Didakus Juki, P. Petrus Kassui, P. Sixtus Tokuun. Der noch schwebende Seligsprechungsprozeß zählt nicht weniger als 22 japanische Namen von Jesuiten auf.

Der zielbewußten Verfolgung des Shoguns Hidetada, der seit 1614 das Land regierte, gelang es nur zu gut, bald alle Priester und Ordensleute zu vernichten. Im Jahre 1642 machte der Visitator P. Anton Rubino mit den Patres Anton Capece, Albert Meczinski, Didakus de Moralez und Franz Marquez den Versuch, Japan zu betreten. Sie scheiterten am 11. August bei Satsuma. Wenige Tage später wurden sie ergriffen und nach Nagasaki geführt. Während sieben Monaten durch die Wasserqual ,durch Aufhängen in der Grube, durch glühende Eisen und andere Martern gepeinigt, vollendeten sie in den Tagen vom 22.—25. März 1643 ihren Siegeslauf.

Anton Rubino stammte aus Turin und trat 1596 im Alter von 18 Jahren in den Orden. Als der Obere an ihn die Frage stellte, ob er bereit sei, nach Japan zu reisen, war er schon 64 Jahre alt. Aber die Hoffnung, den P. Ferreira zu retten, trieb ihn an, das Martyrium für ihn zu leiden.

Albert Meczinski, geboren 1601, war der Sohn eines hochadeligen und reichen Senators in Polen. Als er die Berichte von dem Heldenmut der japanischen Märtyrer las, faßte er den Entschluß, in die Gesellschaft Jesu einzutreten und sein Leben für Christus zu opfern. Er teilte dies seiner Mutter, die Witwe war, mit, »von welcher ihm«, wie eine alte Lebensbeschreibung sagt, »anstatt der Billigung seines heiligen Vorhabens ein frischer Backenstreich angestrichen wurde.« Sie schickte ihn mit seinem Bruder auf die Akademie von Krakau, die gegen die Gesellschaft Jesu minder gut gesinnt war. Doch Albert blieb seinem Berufe treu, er reiste nach Rom und trat dort am 14. April 1621 ins Noviziat.

Noch vor Ablauf von zwei Jahren starben seine Mutter und sein einziger Bruder Stanislaus. Seiner großen Erbschaft wegen mußte Albert in der Heimat erscheinen. Die Verwandten be-

schworen ihn, den Orden zu verlassen und als Stammherr sein erlauchtes Geschlecht fortzupflanzen. Aber er vermachte sein Vermögen teils den Armen, teils dem Jesuitenkolleg von Krakau und sagte zu den Angehörigen: »Ich habe jetzt kein irdisches Gut mehr, was ich meinem Gott geben könnte. Ich habe ihm meine Erbschaft gegeben; jetzt will ich auch mein Blut für seinen Namen opfern.« Freudig kehrte er ins Ordenshaus zurück.

Während der Studien erbaute Albert alle durch seinen Fleiß und durch seinen tugendhaften Lebenswandel. Nachdem er im Jahre 1628 zu Evora in Portugal sein erstes heiliges Meßopfer dargebracht hatte, bekam er von dem Oberen den Auftrag, den Gefährten des P. Vieira sich anzuschließen für die Reise nach Japan. Schon standen sie im Begriff, in Lissabon das Schiff zu besteigen, da erhielt Meczinski ein Schreiben des Ordensgenerals, das ihn wegen der Erbschaftsangelegenheiten nochmals nach Polen rief. Infolgedessen konnte er erst im Jahre 1633 die Seereise antreten. Nach längerem Aufenthalte in Goa kam er bis Cochinchina. Von da reiste er 1635 mit P. Mastrilli und einigen andern Ordensgenossen weiter. Während diese auf dem Hauptschiffe unbehindert ihrem Ziele entgegenfuhren, fiel Meczinski auf seinem Schiffe holländischen Seeräubern in die Hände. Von ihnen wurde er als Gefangener nach der Insel Formosa gebracht und mußte im Dienste eines reichen Herrn das Vieh hüten. Seine tägliche Nahrung war etwas Reis und ein Stück halbverfaultes Rindfleisch. Bereits sechs Monate lebte er in der Gefangenschaft, da hatte er das Glück, durch seine Arzneimittel dem schwer erkrankten Sohne des Statthalters das Leben zu retten. Als Belohnung erhielt er die Erlaubnis, mit einem Schiff, das gerade von Japan kam, nach Cochinchina zu segeln. Von dort gelangte er dann 1642 mit P. Rubino nach Japan, wo er im Alter von 42 Jahren als glorreicher Blutzeuge starb.

So endete die hundertjährige Missionsgeschichte Japans. Über 3000 Christen waren grausam gemartert worden. An 300000 gingen vor Elend und Hunger, den Folgen von Gütereinziehung und Verbannung zugrunde. Von jetzt ab war das Betreten des japanischen Bodens unmöglich. Und doch starb das Christentum nicht ganz aus. Als um die Mitte des vorigen Jahr-

hunderts katholische Priester wieder das Land betreten durften, fanden sie noch an 100 000 Christen vor.

Die Blutzeugen, die bis zum Jahre 1632 in Japan den Martertod erlitten, wurden am 7. Juli 1862 von Papst Pius IX. seliggesprochen. Unter ihnen gehören 33 der Gesellschaft Jesu an. Für die Märtyrer der folgenden Jahre ist der Prozeß in Rom eingeleitet. Auf der Liste stehen 51 Jesuiten.

Möge das Blut der Märtyrer, das vor 300 Jahren so reichlich geflossen ist, in unsern Tagen der Same für viele und ebenso treue Christen werden!

II. Polynesien

Der Apostel der Marianen.

Diego Luis de San Vitores und seine Gefährten[1].

1. Gottes Ruf.

Am 12. November 1627 wurde Diego Luis de San Vitores zu Burgos, der Hauptstadt Altkastiliens, geboren. Über seinen Beruf zur Gesellschaft Jesu und zu den Missionen schrieb er am 2. Juli 1659 an seinen Ordensgeneral P. Goswin Nickel: »In meinem 12. Lebensjahr fühlte ich in mir den Beruf zur Gesellschaft und ein so heftiges Verlangen, den Eintritt nicht länger zu verschieben, daß ich trotz meiner Jugend mit Erlaubnis des damaligen Generals aufgenommen wurde. Hierzu mag geholfen haben, was meiner Mutter in jener Zeit widerfuhr. Da sie mich nach Sevilla zu meinem Vater hatte schicken wollen, der mich am Eintritt zu hindern entschlossen war, war ich aus Furcht vor längerem Aufschub in das Kolleg der Gesellschaft Jesu geflohen. Sobald meine Mutter die Flucht erfuhr, eilte sie wie ein Tiger, dem man das Junge geraubt, ins Kolleg zum P. Provinzial, der ihr versichert hatte, ohne ihre Erlaubnis würde ich nicht aufgenommen. Während sie den Bescheid abwartete, schien es ihr, als sähe sie durch ein Fenster neben der Haustür den heiligen Ignatius, wie er mich im Kleid der Gesellschaft an der Hand führte. Als sie genauer zusah, erblickte sie mich wie einen Märtyrer ganz mit Blut überronnen und hörte den heiligen Ignatius sagen: Laß ihn, denn er wird ein Märtyrer werden. Diese Worte wandelten meine Mutter so um, daß sie versprach, meinem Beruf nicht im geringsten zu widerstehen, vielmehr auf jede Weise meinen Eintritt beschleunigen zu helfen.« —

»Durch innere Gnade und göttlichen Beruf wuchs in mir täglich das Verlangen, Seelen zu retten und für sie mein Blut zu

[1] Weltbott: No. 539. — Astrain, Hist. d. l. Comp. de Jésus VI, 804ff.

vergießen. Davon konnte ich mein Herz nicht abwenden und es nur dazu bringen, die Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes zu bewahren und den langen Aufschub zu ertragen. Öfters habe ich mein Verlangen dem hochw. P. Provinzial entdeckt. Nach mehreren abschlägigen Antworten bat ich Gott, er möge, wenn es zu seiner Ehre gereiche, den Obern ein Zeichen seines Willens geben, etwa mir eine schwere Krankheit schicken, die für mich und jene der Anlaß zu einem Gelübde würde. Und so geschah es. Im Jahre 1657 befiel mich ein tödliches Fieber. Da kam ien Brief des Kardinals von Toledo, der mich ermahnte, mich ganz dem Heil der Seelen zu weihen. So vergaß ich den nahen Tod, den ich schon herbeigewünscht hatte, und bat den P. Rektor um die Erlaubnis, das Gelübde zu machen, mein ganzes Leben der Rettung der Seelen, besonders der Ungläubigen in den Missionen zu widmen. Die Frucht meines Gelübdes war durch die Fürbitte des heiligen Franz Xaver und durch Gottes Barmherzigkeit, daß das Fieber unverzüglich nachließ und meine Gesundheit in kurzem wiederhergestellt war.« — (Es folgen noch einige andere Zeichen, die die Echtheit seines Missionsberufes bekräftigen.)

»Deswegen bitte ich Ew. Hochwürden um des Blutes und der unendlichen Liebe Jesu Christi willen demütig, wenn es zu seiner größeren Ehre gereicht, mich dem für alle Menschen geopferten Herrn zu einem geringen Brandopfer hinzugeben, besonders für jene Seelen, die fern sind von den Mitteln unseres Heils....

»So schicken Sie mich also teuerster Vater, in alle, auch die fernsten Länder, die Christus mit seinem kostbaren Blute erkauft hat. Ich lege mich gänzlich in Ew. Hochwürden Hände, bereit zu allem, wohin Sie mich schicken mögen....

»Aber um mein ganzes Innere Ew. Hochwürden aufzudecken, muß ich bekennen, daß mich vor andern Völkern wegen des heiligen P. Xaverius die Japaner anziehen. Aus dem gleichen Grunde drängt es mich nach China hin, und nicht ohne große Rührung und herzliches Mitleid habe ich erfahren, welches Bedürfnis und welches Verlangen nach Missionären dort herrscht.

»Da es also wegen meiner Unvollkommenheit keinen nähern Weg zum vorgesteckten Ziel gibt, ... mein Blut für Christus und

die Seelen zu vergießen, möchte ich mich Ew. Hochwürden anbieten, den Missionären von Japan und China zugesellt zu werden....

»Möge ich das durch aufrichtige Liebe zu Gott und einen ihm wohlgefälligen Wandel erlangen auf die Fürbitte der unbefleckten Gottesmutter, deren Fest wir heute begehen, wie sie, von Liebe getrieben, die erste Missionsreise zum Heil der Seelen durch die gebenedeite Frucht ihres jungfräulichen Leibes angetreten hat« (es war das Fest Mariä Heimsuchung).

Diegos Wunsch wurde erfüllt; am 15. Mai 1660 durfte er nach den Philippinen absegeln. Er wirkte dort mit großem Eifer und Erfolg, aber Gott hatte ihm ein anderes, noch beschwerlicheres Arbeitsfeld ausersehen. San Vitores sollte der erste Apostel der Marianen werden.

2. Auf den Marianen.

Die Marianen, die bis zum Weltkrieg zum deutschen Kolonialgebiet gehörten, sind die erste Inselgruppe Polynesiens, die der Fuß eines Europäers betreten hat. Der portugiesische Seeheld Fernão de Magelhães war es, der im Jahre 1521 auf den zwei südlichsten Eilanden S. Rosa und Guam landete. 44 Jahre später nahm Don Miguel Lopez de Legaspi auf seiner ersten Fahrt von Mexiko nach den Philippinen auch die »Diebesinseln« — so nannte sie das Schiffsvolk wegen der Frechheit der Eingebornen — in Besitz, pflanzte die spanische Flagge und das Kreuz auf, ließ am Gestade einer der Inseln das erste heilige Opfer feiern und versprach den Eingebornen, ihnen Glaubensboten zu senden. Aber es dauerte noch 103 Jahre, ehe P. Diego als Erster mit mehreren Gefährten auf der Insel Guam landete.

Auf der Fahrt von Mexiko nach den Philippinen hatte das Schiff die auf dem Wege liegende Inselgruppe berührt. Die religiöse Verlassenheit der Bevölkerung, die San Vitores an Legaspis Versprechen erinnerte, weckte in ihm das Verlangen, der Apostel der »Diebesinseln« zu werden. Lange blieben seine Vorstellungen und Bemühungen fruchtlos. Da wandte er sich persönlich an Philipp IV. und, als dieser starb, an dessen Witwe, Maria Anna von Österreich. Die edle Fürstin nahm sich des

Planes mit wahrhaft mütterlicher Liebe an und gab dem Vizekönig von Mexiko wie auch dem Statthalter von Manila gemessenen Befehl, das Unternehmen mit Schiffen und Geld in jeder Weise zu fördern. Ihr zu Ehren erhielten die Inseln den neuen Namen Marianen.

Als P. San Vitores im Juni 1668 mit seinen Gefährten auf der Insel Guam anlangte, wurden sie mit Ehrfurcht empfangen. Voll Eifer gingen die Missionäre ans Werk. Im Hauptort Agaña, der Mittelpunkt der Mission wurde, bauten sie die erste Kirche und Priesterwohnung. Vor allem galt es, das Vertrauen der Insulaner zu gewinnen. Darum schonten die Missionäre, soviel es nur ging, die althergebrachten Sitten und Gebräuche. P. Diego ging so weit, daß er an den Tänzen und Spielen der Eingebornen teilnahm, mit ihnen tanzte und in die Hände klatschte, so daß die Leute riefen: Wie freundlich und gut ist der große Vater. Um ihnen die Anfangsgründe der christlichen Wahrheit mundgerecht zu machen, kleidete er sie in die ihnen eigentümliche Gesangsweise. Noch mehr. Als der Versuch, die Insulaner zu einer anständigen Kleidung zu vermögen, an ihrem Widerwillen gegen die fremdländischen Stoffe und Formen scheiterte, legte P. San Vitores die Ordenstracht ab und machte sich Kleider aus Palmenblättern und einheimischen Pflanzenfasern. Die Macht des Beispiels hatte die gewünschte Wirkung.

Bei diesem weisen und milden Verfahren konnte der Erfolg nicht ausbleiben. Der vornehmste Mann in Agaña, namens Kuinupta, war der erste Erwachsene, den P. San Vitores taufte. Seinem Beispiel folgten bald viele andere. Der eifrige Missionär beschränkte seine Tätigkeit aber nicht auf die Hauptinsel. Vielmehr besuchte er allmählich fast sämtliche Eilande der Gruppe und ward mit seinen Gefährten ihr erster Entdecker.

Die Anfänge der Mission waren also sehr glückverheißend, im ersten Jahr erhielten 13 000 Heiden die Taufe, und nach zwei weiteren Jahren überstieg die Zahl der Neubekehrten 30 000.

3. Martertod P. Diegos.

»Da beeilte sich Satan,« so heißt es in einem Bericht, »die höllischen Geister zusammenzurufen, weil er sich all der Seelen

beraubt sah, die er so viele Jahrhunderte hindurch unter seiner tyrannischen Herrschaft gehalten hatte.« Er knüpfte dabei, wie immer, an menschliche Schwächen und Fehler an. Es ist kein Zweifel, daß die Missionäre sich durch die anfangs so freundliche und gute Stimmung der Insulaner täuschen ließen und mit der Taufe zu rasch bei der Hand waren. Unter christlicher Hülle mußte heidnischer Geist noch gefährlicher werden. Die Spanier hatten den Missionären nach ihrer Gepflogenheit eine kleine Schutzwache zugeteilt. Deren bloße Anwesenheit genügte, die stolzen, freiheitsliebenden Kinder der Wildnis zu erbittern. Der christliche Gemeinschaftssinn, der vornehm und gering im gleichen Gotteshaus vereinigt, hatte in den vom Kastengeist beherrschten Herzen noch nicht Wurzel gefaßt. Endlich streute ein buddhistischer Chinese Verleumdungen gegen die Patres aus; sie seien böse Zauberer und Giftmischer, die unter dem Vorwand der Taufe die Kinder vergifteten. So bemächtigte sich der Eingebornen ein bitterer Groll, der bald zum Ausbruch kam. Am 29. Januar 1670 wurde P. Luis de Medina überfallen, da er gerade ein Kind taufen wollte, und gesteinigt. Seine Kreuzfahne zerbrach man in Stücke. Zwar gelang es der Milde und Klugheit des P. San Vitores, die Gemüter zu besänftigen und die Ruhe wiederherzustellen. Selbst der Chinese bekehrte sich. Aber zwei Jahre später wurde auch Vitores ermordet, und noch elf seiner Mitbrüder vergossen bis zum Jahre 1685 ihr Blut für den Glauben. Einer von ihnen, Fr. Peter Diaz, starb als Schützer der Reinheit. Er hatte eine Dirne von ihren bösen Wegen abgebracht und in das Mädchenheim der Mission aufgenommen. Da brachen eines Nachts einige ihrer frühern Sündengenossen mit Gewalt bei ihr ein. Als das Fr. Diaz am folgenden Morgen erfuhr, eilte er voll heiligen Zorns den Bösewichtern nach und hielt ihnen ihre Freveltat und Gottes Strafgerichte vor Augen. Ergrimmt schlugen die Lasterhaften ihn und seinen Begleiter nieder. Auch zwei Deutsche, P. Aug. Strobach und P. Karl von Boranga, gehören zur Zahl der marianischen Blutzeugen.

Über P. San Vitores' Tod wird folgendes berichtet. Ein Diener, der anfangs ein eifriges christliches Leben geführt

hatte, dann aber der Arbeit und des Gehorsams überdrüssig geworden war, war ihm entlaufen. Er machte sich nun auf den Weg, das verlorene Schaf zu suchen, das so leicht auf die Irrpfade des Lasters und der Unsittlichkeit geraten konnte. Am zweiten Tag seiner Reise kam der Missionär nach Tumhon, sechs Meilen von Agaña. Dort hörte er, daß in einer christlichen Familie vor kurzem ein Kind geboren worden sei, und bat den Vater, namens Matapang, ihm das Mädchen zur Taufe zu bringen. Aber statt zu gehorchen, lästerte der Undankbare den Missionär, der ihn einst getauft und durch sein Gebet von einer Blutvergiftung geheilt hatte. Diego erwiderte ruhig: »Du bist ein Christ, darum gib mir dein Kind zur Taufe, auch wenn du mich nachher töten willst. Gern will ich das Leben des Leibes verlieren, damit das Kind das Leben der Seele gewinne.« Jetzt stachelte Matapang einen Heiden, der sich anfangs sträubte, dem gütigen Missionär ein Leid zuzufügen, auf, mit ihm zusammen Diego und seinen Begleiter zu ermorden. Während Matapang seine Lanzen herbeiholte, fand jener noch Zeit, das Kind zu taufen. Zuerst wurde der Gefährte Diegos niedergemacht. Freudig sah Diego dem Schauspiel zu. Jetzt sollte die Reihe an ihn kommen und in Erfüllung gehen, was seiner Mutter einst im Gesicht gezeigt worden, und wonach er sich so lange gesehnt hatte. Er nahm sein Kruzifix in die Hand und rief seinen Henkern freimütig entgegen: »Es gibt nur einen Gott, den unbeschränkten Herrn aller Wesen, dem allein ganz Guam dienen muß.« Dann ahmte er die Sanftmut und Liebe seines Heilandes nach und sagte: »Gott möge Erbarmen mit dir haben, Matapang.« Der Heide schlug ihm mit einem Schwert aufs Haupt, aber die Waffe glitt ab und drang in die Schulter. Matapang durchbohrte die Brust des Bekenners mit einer Lanze. Die Leiche warfen sie ins Meer. Es war am Tag vor Passionssonntag, am 2. April, gerade 22 Jahre, nachdem San Vitores mit der Diakonatsweihe die Vollmacht erhalten hatte, das Evangelium zu predigen, das er nun, besser als mit Worten, durch sein Blut verkündete.

III. Afrika

1. P. Gonsalvo da Silveira[1]. († 1561)

Es war wenige Jahre vor dem Tode des heiligen Ordensstifters Ignatius, da stand auf einer portugiesischen Kanzel ein junger, feuriger Jesuit. Er redete lange, mit lebendigen Gebärden, in heiliger Begeisterung. Zorniger Eifer für Gottes Ehre mag es gewesen sein, daß er mit der Faust kräftig auf die Brüstung der Kanzel schlug. Das Unglück wollte, daß er einen hervorstehenden Nagel traf. Reichliches Blut floß aus der Wunde. Die Zuhörer, die auch lebhafte Südländer waren, warfen Tüchlein zum Verbinden auf die Kanzel. Aber der Prediger war so versenkt in den Gegenstand seiner Rede, daß es schien, als fühle er keinen Schmerz, als sehe er kein Blut fließen, als höre er kein Gemurmel und keine Bewegung unter den Gläubigen.

Derselbe Pater hatte an einem Gründonnerstag abends eine Predigt über das letzte Abendmahl zu halten, der später eine andere über das Leiden Christi folgen sollte. Aber was tat er? Er ließ beide unmittelbar aufeinander folgen und sprach bis zum Morgen des Karfreitags, zwölf Stunden ohne Unterbrechung.

Diese beiden Ereignisse geben uns ein anschauliches Bild von der Wesensart des P. Gonsalvo da Silveira: So hieß der Prediger. In ihm wohnte das ganze Feuer des Südländers, das Feuer eines ritterlichen Geschlechts, das Feuer des heiligen Geistes, das sich in jungen Orden am stärksten nach außen hin kundgibt, das Feuer eines stürmischen Temperaments, das Höchstleistungen in äußerer Arbeit nicht weniger suchte als in äußerer Abtötung, um ganz für Gott zu leben. Dieses Zusammenlodern von übernatürlichem und natürlichem, heiligem und weniger heiligem Feuer gibt all seinem Leben und Wirken ein eigentümliches Gepräge.

---

[1] Dr. Laurenz Kilger O. S. B., Die erste Mission unter den Bantustämmen Ostafrikas, Aschendorff, Münster i. W. 1917. — Vita Patris Gonzali Sylveriae, Lugduni 1612 (von P. Nik. Godigno S. J.).

Gonsalvo war 1526 als zehnter Sohn des Grafen Luis da Silveira da Sortelha zu Almeirim bei Lissabon geboren. Zu Coimbra, wo er seine Studien machte, lernte er 1543 Mitglieder der erst kürzlich gegründeten Gesellschaft Jesu kennen und faßte den Entschluß, sich ihnen anzuschließen. Gegenüber allem Zureden von Verwandten und Freunden blieb sein Wille unerschütterlich, da er Verachtung, Armut und Leiden für Christus höher schätzte als alle Ehre, die ihm Stand und hohe Begabung vor der Welt einbringen konnten. Nachdem er einmal der Welt entsagt hatte, gab er sich im Noviziatshaus mit ungeteiltem Eifer den Übungen des Gebetes, der Abtötung und Demut hin. Sein Novizenmeister schrieb von ihm: »Er ist ein junger Mann von tiefem und ernstem Urteil, zu großen Dingen geboren... Er ist stark, von kräftigem Körperbau und muß überwacht und gezügelt werden in seiner übergroßen Strenge. Aber er ist sehr gelehrig und gehorsam, wenn man ihn zurechtweist.«.

Weltverachtung zeigte Gonsalvo besonders seinen vornehmen Verwandten gegenüber. Die tiefgläubigen Angehörigen sahen über das manchmal schroffe Auftreten Gonsalvos hinweg und erbauten sich an seinen Reden, die ein von Gottesliebe glühendes Herz offenbarten. Anspruchslose Lebensart, Entbehrungen, harte Kasteiungen waren für Gonsalvo gewohnte Übungen vom Anfang seines Ordenslebens an. Er zog dadurch Gottes Segen auf sein apostolisches Wirken herab. So baten die vornehmsten Bürger einer Stadt, in der er zwei Monate gepredigt hatte, den König, P. Silveira einen längern Aufenthalt zu befehlen. Dieser blieb daraufhin ein halbes Jahr, hörte Beicht und predigte — gewöhnlich drei- oder viermal am Tage. Alles bewunderte die Demut des gräflichen Missionärs, der sich standhaft weigerte, in einem vornehmen Hause Wohnung zu nehmen, und statt dessen im Pflegehaus der Kranken und Armen wohnte und sich täglich bei bedürftigen Leuten eine dürftige Nahrung bettelte. Als er den Ort verließ, begleiteten ihn zahlreiche Bürger drei Meilen weit.

Der rastlose Missionär war auch eine Zeitlang Oberer eines Hauses der Gesellschaft. Mit Strenge bestand er auf genauer Beobachtung der Ordenssatzungen und duldete nur selten Aus-

nahmen von der gewöhnlichen Lebensweise. Selbst ein Mann des Gebetes, allzeit in Gott versenkt, oft die Wirklichkeit vergessend, oft zu heiliger Entzückung erhoben, schrieb er auch seinen Mitbrüdern noch außergewöhnliche Gebetsübungen vor. Im Verkehr mit den Untergebenen war er freundlich und bat mehr, als er befahl. Darum bedauerte man es allgemein, als er im Jahre 1556 in die indische Mission gesandt wurde.

Es war eine der letzten Anordnungen, die der heilige Ignatius traf, daß er den erst dreißigjährigen P. Silveira zum Provinzial der indischen Mission ernannte, — ein Zeichen, wie hoch er ihn schätzte. In die Missionen zu gehen und als Märtyrer zu sterben, das war auch schon lange der Herzenswunsch Silveiras. Der Weg, den er als Missionsoberer einschlug, entsprach ganz seiner Eigenart. Er tat Schritte beim Vizekönig, daß den Heiden die Beamtenstellen genommen und an Christen übergeben würden, und daß man gegen die Ketzer gerichtlich vorgehe. Mit großem Eifer predigte er selbst das Evangelium. Die heilige Taufe ließ er mit der allergrößten Feierlichkeit spenden, einmal waren sogar Festspiele damit verbunden. Ähnliche Pracht wurde entfaltet, als einst eine Priesterweihe stattfand. Diese äußern Mittel verfehlten bei einem weniger gebildeten, sinnenfrohen Volk ihre Wirkung nicht. Mit Silveira begann eine neue Blütezeit der Mission. In Goa allein wurden in den drei Jahren seines Provinzialates an 7000 Heiden getauft.

Da rief ihn der Gehorsam im Jahre 1560 zu einer neuen Arbeit. Der Sohn eines Kaffernfürsten im heutigen Rhodesia (Südafrika) hatte sich in Mosambik taufen lassen und begehrte Missionäre für sein Land. Die Ordensobern in Goa — P. Silveira war seit einigen Monaten nicht mehr Provinzial — hielten diesen am geeignetsten zum Bahnbrecher in einem ganz neuen Missionsland. Anfang Januar 1560 segelte P. Silveira mit P. Fernandes und Bruder da Costa über Mosambik, südwärts nach dem Hafen Inhambane, und von da ging es in das Innere des Landes zum Maharangafürsten Gamba in Tongue, der sehnsüchtig der Glaubensboten harrte. P. Silveira wollte möglichst schnell eine gute Zahl Getaufter haben, damit der erste Sieg gegen Satan erfochten sei, das Beispiel weiterwirke und

eingehende Belehrung nach der Taufe erfolgen könne. 400 Heiden hatte Silveira getauft, als er nach sieben Wochen nach Mosambik zurückkehrte. Die weitere Arbeit in Tongue überließ er P. Fernandes und ging selbst an ein neues Werk. Um der Mission in Südafrika eine festere Grundlage zu schaffen, wollte er zuerst den nächsten Kaffernfürsten, den »Goldkaiser« Monomotapa, der am Sambesi wohnte, für das Christentum gewinnen. Das gelang ihm in kurzer Zeit, wozu allerdings handelspolitische Beziehungen zu den Portugiesen stark mithalfen. Ende Januar 1561, kaum vier Wochen nach Silveiras Ankunft, ließ sich der Kaffernfürst mit seinem ganzen Hofstaat taufen; bis März war die Zahl der Christen dort schon auf 300 gestiegen. Silveira hatte richtig gerechnet: das Beispiel des Fürsten rief eine große Bewegung für das Christentum hervor. Das erregte den Neid der Muselmänner am Hofe, die die Religion des Kreuzes haßten und zugleich die Wegnahme ihres Goldhandels durch die Portugiesen befürchteten. Leicht gelang es ihnen, den noch im Glauben schwachen Herrscher zu überzeugen, Silveira sei ein Zauberer, der ihn mit geheimen Mitteln töten wolle, und ein Spion, dem ein portugiesisches Heer bald folgen werde. Schon am folgenden Tag, den 15. März 1561, ließ der abergläubische und erschreckte Fürst den Missionär erdrosseln. Ruhig und freudig hatte sich Silveira, dem der Beschluß des Fürsten zu Ohren gekommen war, auf den heiß ersehnten Martertod vorbereitet. Seine Mitbrüder in Indien und Portugal feierten jubelnd den glorreichen Blutzeugen. Noch lange lebte das Andenken an ihn, der ein so heldenhaftes Tugendbeispiel hinterlassen, so große Begeisterung für die Höhenpfade der Vollkommenheit geweckt und trotz seiner schroffen, stürmischen Art so große Erfolge erzielt hatte.

2. Andreas Oviedo[1]. († 1577)

Patriarch von Äthiopien.

Als sich im Sommer 1541 der 24jährige Philosophiestudent Andreas Oviedo, ein Spanier aus der Diözese Toledo, beim

[1] Camillo Beccari S. J., Rerum Aethiopicarum scriptores occidentales inediti saeculo XVI ad XIX, 14 Bände Rom 1903—1914.

heiligen Ignatius als Kandidat der Gesellschaft Jesu vorstellte, soll er sich nach der Überlieferung auf eine Erscheinung der Apostelfürsten Petrus und Paulus berufen haben, die ihn zu diesem Schritt aufgefordert hätten. Sei dem, wie ihm wolle, Ignatius nahm den frommen und talentvollen jungen Landsmann ohne Zögern auf und schickte ihn bereits nach viermonatiger Prüfungszeit zur Vollendung der theologischen Studien nach Paris, Löwen und später nach Coimbra. Hier finden wir ihn bereits nach drei Jahren als Neupriester in Erwartung seiner Bestimmung für das apostolische Arbeitsfeld. Es war der selige Peter Faber, der ihm im September 1545 als Stellvertreter des Ordensgenerals seine Berufung zum Obern des neuen Kollegs von Gandia übermittelte.

Gandia, an der Ostküste der Pyrenäenhalbinsel in prächtigster Landschaft etwas südlich von Valencia gelegen, war die Residenz des berühmten Herzogs Franz von Borgia, des spätern Ordensmannes und Generals der Gesellschaft Jesu, den die Kirche als Heiligen verehrt. Oviedo konnte sich jetzt glücklich schätzen, in der Nähe eines so ausgezeichneten Mannes seine Laufbahn zu beginnen. Mit Predigten und Exerzitien führte er sich ein und hatte sich bald durch Bescheidenheit und Seeleneifer die Herzen aller gewonnen. Der denkwürdigste Exerzitienkurs, den er je erteilte, war der vom Mai 1546. Der kürzlich verwitwete Herzog Franz selbst war da sein geistlicher Schüler und legte am Schluß der Exerzitien in Oviedos Hände das Gelübde des Eintritts in die Gesellschaft Jesu ab. Als geistlicher Führer des hohen Novizen, als Oberer der Ordensgemeinde von Gandia und als Rektor des neugegründeten Universitätskollegs sah sich P. Andreas mit seinen kaum dreißig Jahren vor eine bedeutsame Aufgabe gestellt. Jedoch war er weit entfernt, in äußerer Arbeit aufzugehen. Im Gegenteil, seine Neigung zu Gebet und Abtötung wuchs unter dem Druck der Geschäfte. Er betete täglich acht Stunden und entfachte die mystische Andachtsglut zu solcher Flamme, daß zeitweise selbst das apostolische Ideal davon verzehrt zu werden drohte. Schrieb er doch am 8. Februar 1548 allen Ernstes an Ignatius um einen siebenjährigen Urlaub für die Einöde, um ausschließlich dem beschaulichen Gebet zu leben. Daraus ward

natürlich nichts. Der heilige Stifter wies ihn in eindringlicher Mahnung zurecht, und Oviedo erbaute durch seinen demütigen Gehorsam nicht nur die nähere Umgebung, die von der Sache wußte, sondern sicherte sich dadurch namentlich bei Ignatius um so größere Hochschätzung und Liebe. Nach erlangter Doktorwürde ward er im Sommer 1550 mit andern angesehenen Patres nach Rom berufen, um die Ordenssatzungen zu prüfen und gutzuheißen.

Es war der endgültige Abschied von der spanischen Heimat. Nach Erledigung der erwähnten Aufgaben wurde er mit der Leitung des neuen Kollegs und Gymnasiums von Neapel betraut, zu dem schon im Entstehungsjahre an die 300 Schüler aus der Stadt und dem näheren Hinterland zusammenströmten. Nicht zufrieden mit den Rektoratsgeschäften übernahm der eifrige P. Andreas eine wöchentliche Psalmenerklärung, eine Christenlehre sowie die Festtagspredigten und fand noch Zeit zu Gefängnis- und Spitalbesuchen, nicht zu reden von gelegentlichen Seelsorgskonferenzen für Priester, die im Klerus sehr geschätzt waren. Seine Demut und Abtötung brachten ihn bald in den Ruf eines heiligen Mannes; er hatte sich das elendeste Zimmer im Hause ausgewählt und verzichtete auf die Bequemlichkeit eines Sessels oder Stuhls zum Sitzen. Seinen Untergebenen aber konnte er nicht genug tun; verpfändete er doch sogar einmal die Heilige Schrift, um ihnen den Tischwein zu beschaffen, der in Italien als wesentlicher Bestandteil der Mahlzeiten galt.

Als der Rektor im Sommer 1554 von Ignatius zu einer wichtigen Angelegenheit nach Rom berufen wurde und sich das Gerücht seiner Versetzung verbreitete, war allgemeines Bedauern unter den Gutgesinnten. In der Tat hatte Oviedo die schönste und erfolgreichste Zeit hinter sich: die Vorsehung hatte ihm Härteres zugedacht.

Das ostafrikanische Kaiserreich Äthiopien (=Abessinien), seit frühen Jahrhunderten in das sog. Eutychianische Schisma verwickelt und von der Einheit der Kirche getrennt, bot damals unter dem Druck der Türkengefahr einige Aussicht auf Wiedervereinigung mit Rom. König Johann III. von Portugal hatte

deshalb mit Papst und Jesuitengeneral eine Sendung von zwölf Missionären verabredet, unter denen Oviedo mit an erster Stelle genannt wurde. Er sollte als Hilfsbischof an der Seite des in Aussicht genommenen Patriarchen Nuñez de Barreto stehen und gegebenenfalls dessen Amtsnachfolger sein. Vergebens bemühte sich P. Andreas, die Bürde des Missionsberufes ohne die Würde zu gewinnen. Die Verhandlungen mit dem Papst waren schon zu weit gediehen, ihm blieb nur der Gehorsam; am 4. Mai 1555 wurde er zum Bischof geweiht.

Als nach $1^1/_2$ jähriger Wartezeit auf portugiesischem Boden am 30. März 1556 endlich die Segel des Indienfahrers gehißt wurden, erschien die ungewöhnlich günstige und rasche Überfahrt von Portugal nach Goa (»nur« fünf Monate!) und von da zum abessinischen Hafen von Arquico als verheißungsvolles Vorzeichen einer gesegneten Zukunft. Aber die Wirklichkeit zerschlug gar bald den Traum der Missionäre. Oviedo war mit fünf Begleitern von Goa aus allein vorausgefahren, um die Verhältnisse zu erkunden. Seine Aufschlüsse, insoweit sie überhaupt nach Jahren ihr Ziel erreichten, waren so trostlos, daß der in Goa wartende Patriarch mit dem Rest der Missionäre es vorzog, ihre Arbeitskraft den indischen Kolonien zuzuwenden.

Oviedo war nach seiner Landung am 19. März 1557 in einer fünfzigtägigen Landreise zum Hof des Meneliks Klaudius vorgedrungen. An einem ehrenvollen Empfange in der Zeltstadt des abessinischen Herrschers fehlte es zwar nicht, als aber der Bischof seine Briefe übergab und auf den eigentlichen Zweck der Sendung zu sprechen kam, stieß er auf kühle Zurückhaltung, und die Glaubensdisputationen mit dem Kaiser und seinen Hoftheologen vermochten daran nichts zu ändern. Klaudius war durch die Rücksicht auf die veränderten politischen Verhältnisse gebunden. Als er kurz darauf im Kampf gegen mohammedanische Eindringlinge gefallen und sein Bruder Adamâs zur Herrschaft gelangt war, wurde den fremden Missionären jede Werbetätigkeit verboten und der Übertritt etwaiger Konvertiten mit Todesstrafe bedroht. Oviedo entging bei seiner Auseinandersetzung mit dem Tyrannen dem gezückten Schwert nur durch das Dazwischentreten eines Hofbeamten. Von der Verbannung in ein

ödes Gebirgstal konnte ihn niemand retten. Alles wurde ihm genommen, selbst Kelch und Meßgerät, und als der Kaiser schließlich auf die Fürsprache seiner Verwandten in die Rückberufung einwilligte, war es nur, um den Bischof um so mehr zu quälen. Auf seinen kriegerischen Unternehmungen schleppte er ihn als Gefangenen im Lager mit, um ihn im Falle eines portugiesischen Vorstoßes als Geisel in seiner Gewalt zu haben.

Aber auch diesen zweiten Bedränger des heiligen Dulders ereilte die Strafe Gottes. Im April 1562 wurde er von einem aufständigen Großen geschlagen und starb bald darauf eines elenden Todes. Adamâ's Sohn und Nachfolger Malâc Sagud brauchte keine Gewalt gegen die Missionäre anzuwenden. Es genügte, sie der vollständigen Hilfslosigkeit zu überlassen, in die sie durch die vorausgegangenen Schicksale und durch die anhaltende Unterbrechung der Heimatverbindungen geraten waren. Ohne das militärische Eingreifen Portugals war eine Wendung zugunsten der katholischen Sache aussichtslos. Oviedo erkannte es, wenn auch spät. Aber er hoffte gegen alle Hoffnung, und als ihn im Jahre 1566 ein päpstliches Schreiben erreichte, worin ihm die Preisgabe seiner Mission und eine Übersiedelung auf ein ergiebigeres Erntefeld wie China oder Japan nahegelegt wurde, lehnte er das Anerbieten ab. Das Herz des guten Hirten brachte es nicht über sich, seine 4—500 Schäflein allein zu lassen.

Fremona, ein armseliges Dorf in der Landschaft Tigrê, war seit 1562 der Schauplatz seines apostolischen Heldentums, die Residenz des äthiopischen Patriarchen. Des Patriarchen: denn P. Nuñez Borreto war 1562 in Goa gestorben, ohne sein Ziel erreicht zu haben. Damit ging seine Würde auf Oviedo über; er wurde Patriarch der heiligen Kirche, aber wahrhaft ein Bettelpatriarch. Seine Kleidung war so zerlumpt, daß es ein Erbarmen war. Anfangs besaß er ein Maultier für die Reisen; der Stall verbrannte und das Maultier mit. Um bei feierlichen Gelegenheiten in geziemender Ausstattung erscheinen zu können, verwahrte er einen Festornat; ein Einbrecher stahl ihn ihm in der Nacht. Um sich den Unterhalt zu erwerben, hielt er ein paar Ochsen und pflügte eigenhändig die Ackerscholle. Für die Drucklegung der äthiopischen Schriften, die er zur Verbreitung der

katholischen Wahrheit verfaßt hatte, fehlte es an Typen und Maschine; vergebens wandte er sich um solche Gebrauchsgegenstände nach Indien. Jahre hindurch war jede Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten und der Versuch, das türkische Sperrgebiet zu durchbrechen, kostete zweien der Gefährten das Leben.

Wahrlich, der ehemalige Rektor von Gandia hatte seine Wüste gefunden! Aber was das Großartige ist in diesem Opferleben: er war glücklich im Unglück, begeistert in der Enttäuschung, eifrig in der Erfolglosigkeit, voll glühender Gottesliebe in der härtesten Prüfung. Ein wunderbarer Triumph der Gnade, in dem die Gesetze der Natur gleich gefesselten Besiegten folgen mußten! Briefe und Augenzeugen bekunden den Trost, den der heilige Mann inmitten aller Leiden empfand und weder in Gesicht noch Sprache noch Benehmen verbergen konnte. »All die Mühen, die wir für unsern Herrn Jesus Christus tragen, sind eine Lust«, schrieb er am 1. Juni 1567 an die Mitbrüder in Portugal; »die peinlichen Beschwerden des Leibes, an seiner Liebe gemessen, sind gar wenig im Vergleich zu dem, was wir ihm schuldig sind. Nicht locker lassen, immer wieder neu anfangen mit den heiligen Werken seines göttlichen Dienstes, bis zum Ende ausharren in heiligem Berufe seines süßen Namens Jesu: das ist ein großer Segen, eine unermeßliche Gnade seiner göttlichen Majestät.«

In dieser Stimmung trug der ehrwürdige Diener Gottes seinem göttlichen Herrn das Kreuz nach bis zum Ende. In den letzten Jahren verursachte ihm ein Steinleiden große Schmerzen, und da seine Gefährten teils gefallen, teils an andere Stationen gezogen waren, entbehrte er alles menschlichen Trostes. Ein Äthiopierknabe diente ihm. In der Vorahnung des Todes schrieb er noch einmal einen Brief an den Papst, worin er um einen Nachfolger im Amt und um portugiesische Truppenhilfe bat, er hoffe immer noch auf einen Umschwung. Der 9. Juli 1577 war sein Todestag, die 14. Station seines Kreuzwegs. In der Missionskirche von Fremona wurde er bestattet. Katholiken und Schismatiker erschienen an seinem Grabe und fanden sich im Gebete oft wunderbar erhört.

Im Jahre 1603 — längst war auch der letzte der Gefährten dem seligen Patriarchen im Tode gefolgt — stand wieder ein Jesuit am Heldengrabe von Fremona. Es war der kühne Missionär und Begründer der äthiopischen Blütezeit, P. Pedro Paez, ein Spanier. Dieser schickte nicht nur das ehrwürdige Haupt des Dieners Gottes zur Verehrung nach Goa für die dortigen Mitbrüder, sondern er gab auch in seiner »Geschichte Äthiopiens« (1620) durch quellenmäßige Erforschung dieses einzigartigen Missionslebens den Anstoß zur Einleitung des Seligsprechungsprozesses, der allerdings durch die Aufhebung des Ordens 1773 unterbrochen wurde; aber die wiederhergestellte Gesellschaft Jesu hofft, ihren ersten Missionsbischof bald zur Ehre der Altäre zu führen.

3. Die Märtyrer von Äthiopien von 1595—1640[1].

Die ersten Patres, die 1589 von Goa unter Segel gingen, um das Missionsfeld von Äthiopien neu zu bebauen, wurden von Seeräubern aufgefangen und in die Sklaverei geschleppt. Noch weniger erfolgreich war die Reise des P. Abraham de Georgiis; gerade vor dem Betreten des Landes wurde er von den Türken seines Glaubens wegen ermordet. Doch das schreckte die Missionäre nicht. Erst wurde ein einheimischer Priester vorausgesandt, und dann traf 1603 P. Petrus Paez in der alten Missionsstation Fremona ein, wo Patriarch Oviedo begraben lag. P. Paez arbeitete mit wunderbarem Eifer und seltenem Erfolg. Nach einiger Zeit richtete der Negus — das ist der Titel des Herrschers — ein Schreiben an den Papst, um die Wiedervereinigung mit Rom anzubahnen. Neue Missionäre wurden herbeigerufen, die eine reiche Ernte vorfanden. So spendeten die Missionäre einer Station in einem einzigen Jahre 18 000 Taufen.

Im Jahre 1625 hielt ein neuer Patriarch, Alfons Mendez, in Fremona seinen Einzug und wurde in der Kirche vom Negus mit großer Feierlichkeit begrüßt. Der König, seine Söhne, die

[1] Camillo Beccari S. J., Rerum Aethiopicarum scriptores occidentales.

Statthalter der Provinzen, die Obern der Klöster und die gesamte Geistlichkeit schworen dem Papst Gehorsam. Die Zahl der Missionsstationen stieg bald auf zwölf. In dem einen Jahr 1628 sollen über 100 000 die Irrlehre abgeschworen und 10 000 Heiden sich bekehrt haben. Ein neuer Koadjutor des Patriarchen, P. Apollinaris de Almeida, Bischof von Nizäa, überbrachte im November 1630 vier Apostolische Schreiben des Heiligen Vaters an den Negus, den Thronfolger, den Patriarchen und das äthiopische Volk. Der Eifer der Patres, die Gunst der Herrscher, die Willigkeit der Einwohner machten Abessinien immer mehr zu einem katholischen, kultivierten Land.

Das mußte den Haß und Neid der verstockten Schismatiker hervorrufen. Sie versuchten immer wieder, sich an den König heranzumachen. Da der Negus alt und schwach wurde, gelang es ihnen leider schließlich, einen Erlaß zu erwirken, der die Irrlehre wieder zur Staatsreligion erhob. Ein neues Edikt verbot den katholischen Glauben. Die Kirchen wurden zerstört, viele Christen fielen ab.

Doch erst nach dem Tode des Königs (1635) brach die allgemeine Katholikenverfolgung aus. Zwanzig Jesuiten, unter ihnen der Patriarch Mendez, wurden des Landes verwiesen. Außer dem Hilfsbischof Ap. de Almeida war es noch sechs Patres gelungen, sich der Ausweisung zu entziehen. Es waren die Patres Kaspar Paez, Johann Pereira, Hyazinth Franceschi, Franz Rodriguez, Bruno Bruni und Ludwig Cardeira. Als treue Hirten gaben sie ihr Leben hin für ihre Herde und ihren göttlichen »Erzhirten«, Jesus Christus. Das war das tragische Ende der soviel versprechenden Mission von Abessinien.

Der Seligsprechungsprozeß der letztgenannten sieben Jesuiten sowie des P. Abraham de Georgi s ist eingeleitet. Ihr Wirken und ihr Ende verdienen eine kurze Würdigung.

P. Abraham de Georgiis[1]. († 1595)

Als im Jahre 1588 der Fürstensohn Aloisius von Gonzaga in der Lateranbasilika die niedern Weihen empfing, teilte sein

[1] Erzbischof Heinrich Doering S. J., Abraham de Giorgiis, in »Die katholischen Missionen« (1921—22) 151 ff., 178 ff.; 196 ff.

Glück ein brauner Maronit vom Libanon, der an Unschuld des Herzens ihm ähnlich war, die Ehre des Martyriums aber noch vor ihm voraushaben sollte: Abraham de Georgiis.

Der Märtyrer war 1563 zu Aleppo geboren, wurde zur Vollendung seiner Studien nach Rom geschickt und trat am 27. Dezember 1582 in das Noviziat St. Andreas zu Rom ein. Nach Empfang der Priesterweihe meldete er sich freiwillig für die Heidenmission. Im Juli 1591, wenige Tage nach dem Tode des heiligen Aloisius, verließ er Rom, um über Lissabon die Reise nach Indien anzutreten. In Portugal gab ihm der Heiland auf geheimnisvolle Weise zu verstehen, daß er für ihn sein Blut vergießen dürfe. Nach kurzem, mühevollem, aber segensreichem Wirken unter den schismatischen Thomaschristen Indiens wurde ihm aufgetragen, den verlassenen Christen in Äthiopien geistlichen Trost und Hilfe zu bringen. Als armenischer Kaufmann verkleidet, landete er im Januar 1595 auf der Insel Diu bei Massaua im Roten Meer. Er bat den türkischen Befehlshaber der Insel, aufs Festland übersetzen zu dürfen, um seine Kleiderstoffe zu verkaufen. Schon hatte er den Meeresarm halb durchquert, da wurde er von Avidor — so hieß der Befehlshaber — zurückgerufen; ob infolge Verrats oder auf bloßen Verdacht hin, ist nicht sicher. Das eine steht fest, er bekannte vor dem Türken mutig seinen Glauben und wurde nach mehrtägiger Haft am 30. April 1595 mit dem Schwerte hingerichtet.

P. Kaspar Paez und P. Johann Pereira.

Nach dem Verbannungsedikt von 1634 fanden die Patres Paez, Pereira und Bruni in der Nähe von Assa einen Zufluchtsort, von wo aus sie bei der guten Gesinnung des Stadtpräfekten an Portugiesen und Eingebornen ihre seelsorgerische Wirksamkeit im Stillen fortsetzen konnten. Doch der Kaiser selbst bestimmte den Generalvikar des schismatischen Patriarchen, nach den Patres zu fahnden. Dieser gewann einen gewissen Guabra Christos durch die Aussicht auf kaiserliche Gunst und Belohnung, das Versteck der Missionäre ausfindig zu machen. Da inzwischen ein Katholikenfeind die Präfektur in Assa erhalten hatte, wurde ihm das nicht schwer. Am Morgen des 25. April 1633, als die

Patres sich gerade anschickten, im Freien vor ihrer Höhle die heilige Messe zu lesen, wurden sie von Guabra mit etwa 130 Bewaffneten überrascht. P. Paez trat ihnen unerschrocken entgegen. Von einem Lanzenstich ins Herz getroffen sank er zu Boden und kreuzte noch sterbend seine Arme zum Gebet. Als die Feinde auf P. Pereira eindrangen, wollten die wenigen anwesenden Katholiken ihn mit ihren Schilden decken und mit Lanzen verteidigen. Doch er wehrte es ihnen. Bald stürzte er schwerverwundet nieder und wurde für tot gehalten. Den Leib des P. Bruni trafen nicht weniger als fünfzehn Wurfgeschosse. Die Feinde beraubten ihre Opfer der Kleider und zogen dann ab. Erst am 2. Mai vollendete P. Pereira sein Martyrium. Sterbend sagte er zu den Christen, die ihn klagend umstanden: »Seid nicht traurig, meine Lieben, dieses Blut fließt zur Ehre Gottes.« P. Bruni genas allmählich wieder; erst ein zweites Martyrium sollte ihm den Lohn der Blutzeugen bringen.

P. Kaspar Paez war 1593 zu Cavilhao in Portugal geboren. Als er zwölf Jahre alt war, zogen seine Eltern in die indische Kolonie, hier trat er nach zwei Jahren in die Gesellschaft Jesu ein. Der Grundzug seines Charakters war eine überaus zarte und kindliche Frömmigkeit. Schon als Knabe wohnte er täglich der heiligen Messe bei; Altäre und Heiligenbilder zu schmücken, die Weihnachtskrippe herzurichten und Reliquien einzufassen, war seine besondere Freude. Seine Verehrung des hhl. Altarssakramentes war die Wurzel eines tiefen Verständnisses für die kirchliche Liturgie. Mit großer Würde und Andacht verrichtete er die heiligen Handlungen als Priester und mußte auch die Weihekandidaten darin unterrichten. Der häufige und innige Verkehr mit Gott machte Kaspar Paez jenen makellosen Geistern ähnlich, die allzeit vor Gottes Thron stehen. Gern verkehrte man mit dem bescheidenen und sanften Ordensmann, um sich durch seine heiligen Gespräche zur Gottesliebe entflammen zu lassen. Aber Paez begnügte sich nicht mit Worten, er machte sich auf jede Weise dem Nächsten nützlich. Aus seiner Studienzeit wird berichtet, wie häufig und gern er für Mitbrüder, die wegen Krankheit oder anderer Gründe den Vorlesungen nicht beiwohnen konnten, die versäumten Lehrstücke abschrieb. Seinem

Seeleneifer in der äthiopischen Mission, wo er elf Jahre arbeitete, entsprach auch ein großer Erfolg. Daß seine Gottesliebe keine schwächliche Frömmigkeit war, bewies Paez nicht bloß durch seinen Heldentod für den Glauben, er hatte es jahrelang durch ein Leben strenger Abtötung gezeigt.

Von dem Portugiesen Johann Pereira, der 1601 in Cella bei Alcobaça geboren war, rühmen die Zeitgenossen vor allem seine große Verehrung der Gottesmutter und sein Gottvertrauen. Schon früh hatte er zu Ehren der Unbefleckten beständige Jungfräulichkeit gelobt. Ihr Bild zeigte er in seinen Predigten gern den Abessiniern, die geglaubt hatten, Maria werde von den römischen Christen verachtet. An der Bekehrung auch der erbittertsten Gegner verzweifelte Pereira nicht, weil er gerade darin eine glänzende Offenbarung der Macht und Güte Gottes sah.

Apollinaris de Almeida, Bischof von Nicäa, Hyacinth Franceschi und Franz Rodriguez.

Am 22. Juli 1587 zu Lissabon geboren, weihte sich Apollinaris de Almeida im Alter von 16 Jahren Gott in der Gesellschaft Jesu. Nach Vollendung der Studien hatte er sechs Jahre den Lehrstuhl der Philosophie und vier den der Exegese in Evora inne. Als P. Secco, Koadjutor des Patriarchen Mendez, starb, erhielt Almeida als sein Nachfolger die Bischofsweihe mit dem Titularbistum Nizäa. Nach einer ersten, wegen widriger Winde vergeblichen Ausfahrt trat er im Jahre 1629 die Seereise nach Goa an und fuhr von dort nach Äthiopien. Als er sich Fremona, dem Mittelpunkt der Mission, näherte, sandte ihm der Kaiser seinen Schwiegersohn mit einer Abteilung Bewaffneter zur Begrüßung entgegen. Mit rastlosem Eifer ging er ganz wie die übrigen Missionäre an die Bekehrung der teils ketzerischen, teils mohammedanischen, teils heidnischen Bewohner. Die Katholiken festigte er durch Gespräche, Predigten, Katechese, zugleich sorgte er für Heranbildung eines einheimischen Klerus. Trotz eigener Not spendete er stets Armen und Kranken mit freigebiger Hand. Von den nicht allzu großen Zuschüssen des Königs von Portugal ging auf der weiten Reise, besonders durch Zollabgaben, viel verloren. Auch das vom Negus geschenkte Ackerland trug nicht

Die äthiopischen Märtyrer.

viel ein. Sehr beschwerlich waren die Reisen in dem so unwirtlichen, bergigen Lande.

Das alles war noch leicht zu ertragen gegenüber den Leiden der Verfolgung, die nach dem Jahre 1632 hereinbrachen. Der Bischof floh in eine entfernte Provinz, wo ihn P. Rodriguez halb verhungert auffand. Ein falscher Freund lieferte beide mit P. Franceschi bald dem Kaiser aus. Der Negus übergab sie zuerst einem grausamen Höfling zur Überwachung, der die Diener Gottes mit schweren Fesseln kettete und sie des Nachts unter seinem Bett auf bloßer Erde schlafen ließ; später wurden sie auf eine Insel gebracht, auf der nur häretische Mönche wohnten. Nachdem diese lange ihre Roheit an den wehrlosen Opfern ausgelassen hatten, erlangten sie vom Negus die Erlaubnis, sie zu töten. Dazu erfanden sie eine ebenso schmachvolle als schmerzliche Marter. Sie hängten sie nackt an einem Baum auf und warfen sie mit Steinen zu Tode. Das geschah am 14. Juni 1638.

Der Florentiner Hyazinth Franceschi hatte sich durch harte Opfer den Eintritt in die Gesellschaft Jesu erkaufen müssen. Sein Vater hielt ihn lange Zeit eingesperrt, ließ ihn streng fasten und gab ihm Stockschläge, um ihn von den Klostergedanken abzubringen und zu einer Heirat zu bewegen. Der Starkmut des Sohnes blieb Sieger, doch fürs ganze Leben verblieb Franceschi eine große Körperschwäche. Dennoch wurde er, als er 1625 im Alter von 27 Jahren in Äthiopien angelangt war, ein geschätzter und erfolgreicher Missionär wegen seiner gründlichen Kenntnis der Landessprachen und seiner seltenen Tugend.

Des P. Franz Rodriguez (auch Ruiz genannt) Geburtsort war Carnide, eine Vorstadt Lissabons. Erst Schüler des P. Almeida war er später sein Mitarbeiter in der Mission. Besonders zu Zeiten der Hungersnot und Krankheit offenbarte er eine unerschöpfliche und erfinderische Nächstenliebe. Es ist ein Zeichen seiner Beliebtheit, daß ein vornehmer Abessinier einst fünfmal eine weite Reise unternahm, bis er endlich den Pater traf, um ihm sein Gewissen zu eröffnen. Erst 35 Jahre alt, von denen er zwei in den indischen, zehn in der abessinischen Mission zugebracht hatte, besiegelte er mit seinem Blute sein Apostolat.

P. Bruno Bruni und P. Ludwig Cardeira.

Über die ersten Leiden, die P. Bruni zugleich mit P. Paez und P. Pereira für Christus tragen durfte, und die schon bei deren Martyrium Erwähnung fanden, berichtete er selbst in einem Briefe. »Die Wüteriche stürzten auf mich los. Einige rissen mir die Kleider vom Leibe, andere, die mehr nach meinem Blute lechzten, stachen mit ihren Lanzen auf mich ein. Gott fügte es, daß ich wie betäubt liegen blieb und trotz der 16 Wunden, die sie mir beigebracht hatten, ohne Empfindung war und nur das Blut fließen sah. Allmählich erwachte ich und opferte mein Leben für meine Sünden auf. Um mir das Hemd auszuziehen, bogen die Henker meinen Körper etwas nach vorn. Sie meinten, ich leiste Widerstand und schlossen daraus, daß in dem bereits Totgeglaubten noch Leben sei. Deshalb versetzten sie mir nochmals zwei Lanzenstiche. Ich fühlte sie nicht mehr als die früheren. So verwundet, aller Kleider beraubt, einem Toten gleich, ließen sich mich liegen und gingen fort. Jetzt erst fühlte ich, daß ich ganz nackt war. Da dachte ich an den ersten Märtyrer der Gesellschaft Jesu, Anton Criminale, der nackt dem nackten Heiland am Kreuz gefolgt war. Ich richtete meine Augen gen Himmel. Um mich herum herrschte große Stille; kein Schritt war zu hören. Endlich kam ein Bauersmann heran. Als er uns so daliegen sah, nahm er seinen Mantel ab, riß ihn in zwei Teile und bedeckte P. Pereira und mich. Für diesen Liebesdienst gab ihm Gott die Gnade, daß er durch eine reumütige Generalbeicht sich mit seinem ewigen Richter aussöhnte.«

Die treuen Christen bestürmten den Himmel so mit Beten und Fasten, daß P. Bruni wieder vollständig genas. Den größten Teil der folgenden Jahre verbrachte er mit P. Cardeira unter dem Schutze des Fürsten Za-Mariam. Dieser wies ihnen auf dem Berge Amba Selam eine Wohnung an. Dort waren sie gegen Angriffe der Schismatiker geschützt und konnten den Katholiken, die von allen Seiten zu ihnen kamen, die Heilsmittel der Kirche austeilen. Erst nach dem Tode ihres Beschützers wurden sie durch Hunger gezwungen, ihre Zufluchtsstätte zu verlassen und sich den Häschern des Kaisers auszuliefern, der ihnen trügerisch volle Freiheit verheißen hatte. Am Karfreitag, den 6. April

1640 wurden sie nach Fremona ins Gefängnis abgeführt. Am Donnerstag der Osterwoche, 12. April, schleppte man sie auf den Marktplatz. Ein hoher Baumstamm mit zwei Armen ragte empor. Als die Diener Gotte das Werkzeug ihres Todes erblickten, weinten sie vor Freude. Sie ermutigten sich gegenseitig und erteilten einander die Lossprechung. Dann sprach P. Cardeira zu den zahlreich anwesenden Christen: »Möge Gott von aller Mund gepriesen werden, der uns inmitten einer solchen Menschenmenge einen ruhmreichen Tod bescheiden will, nach dem Vorbild seines Sohnes, der vor den Augen von ganz Jerusalem an den Kreuzespfahl gehängt wurde.« Dann legte er vor dem Richter ein feierliches Glaubensbekenntnis ab. Voll freudiger Ergebung bat ihn P. Bruni, die Stricke zu segnen, die sie erdrosseln sollten. Cardeira, der Obere der Mission, tat es und betete: »Der Herr, unser Gott, segne dieses Seil, er segne diese Erde und das ganze äthiopische Reich, das mit dem Blut so vieler und großer Bekenner benetzt und befruchtet ist.« Jetzt legte man den Missionären die Stricke um den Hals; emporgezogen, starben sie nach kurzem Leiden.

P. Bruno Bruni wurde am 7. November 1590 zu Civitella bei Rom geboren und fand mit 15 Jahren Aufnahme in das römische Seminar, das zur Heranbildung von Weltpriestern bestimmt war. Trotz großer Bußstrenge und genauester Beobachtung der Hausordnung war Brunotti, wie er damals hieß, der Liebling seiner Mitschüler. Im Streben nach englischer Reinheit suchte er dem Fürstensohne von Castiglione nachzueifern. Das Lesen der Briefe des hl. Franz Xaver weckte in ihm die Begeisterung für die Missionen und den Beruf zur Gesellschaft Jesu. Gleich nach Vollendung des Noviziates bat er P. General um die Entsendung nach Indien. Er wurde auf später vertröstet und suchte sich durch strenge Bußwerke die Gnade des Missionslebens zu verdienen. Während seiner Studien am Römischen Kolleg lernte er den hl. Johannes Berchmans näher kennen. In der letzten Krankheit des Heiligen durfte Bruni eines Tages bei ihm die Wache halten und ihm aus dem Leben des hl. Aloisius das Kapitel über dessen heiligen Tod vorlesen. Fr. Bruni war es auch, der den Auftrag erhielt, allen Ordens-

häusern Berchmans' Tod mitzuteilen. Er schrieb die Nachricht, wie er selbst sagt, knieend, fest überzeugt, daß der Verstorbene schon im Himmel sei.

Nach Abschluß der Studien (1622) wurde P. Bruni endlich in die Mission von Äthiopien gesandt, die Fahrt ging zunächst über Lissabon um das Kap der Guten Hoffnung nach Goa. Sie war äußerst beschwerlich und kostete mehreren Missionären das Leben. Nicht minder mühsam war es, von Goa einen afrikanischen Hafen am Roten Meer zu erreichen und von da nach Äthiopien vorzudringen. Erst am 21. Juni 1625 erreichten die neuen Glaubensboten Fremona. P. Bruni erhielt nach Erlernung der Landessprache den Bezirk Goggiam in der südwestlichen Ecke des Kaiserreiches als Arbeitsgebiet. Außer von den ständigen Bedrängnissen durch die Schismatiker hatte er hier schwer zu leiden unter den wilden Raubzügen der benachbarten Gallas. Die Bezeichnung »a Sancta Cruce« (vom hl. Kreuz) hatte er bei Beginn seiner Missionstätigkeit seinem Namen beigefügt. Er wurde ein Kreuzträger. Nicht bloß trug er stets ein Bild des Gekreuzigten auf der Brust und suchte er die Wundmale durch Bußstrenge seinem unschuldigen Leib einzuprägen, auch seine treue Missionsarbeit war ein täglicher Gang nach Golgatha. Er war würdig, auch an einem Baumstamm für seinen Meister zu sterben.

Beja in Portugal war die Heimat des P. Ludwig Cardeira. Im Alter von 15 Jahren trat er 1601 in die Gesellschaft Jesu ein. Für seine Laufbahn als Missionär brachte er neben gründlicher Tugend vielseitige Geistesgaben mit. Er war ein tüchtiger Theologe und Mathematiker, hatte ein seltenes Sprachentalent, war Zeichner und Musiker. Den römischen Choral führte er in Äthiopien ein und schrieb eine Grammatik der abessinischen Volks- und eine der Kirchensprache. Mit P. Bruni hatte er das Land betreten und verließ es zugleich mit ihm, um die Märtyrerkrone zu empfangen.

IV. Amerika

1. Brasilien.

Der Ordensstifter selbst, der heilige Ignatius von Loyola, gründete im Jahre 1553 die Ordensprovinz Brasilien, nachdem schon 1549 auf dringenden Wunsch des Königs Johann III. von Portugal P. Emanuel da Nobrega mit fünf andern Jesuiten dort gelandet war. Große Männer sollten dort bald für die Portugiesen, die Eingebornen und Negersklaven wirken. So z. B. im 16. Jahrhundert der erste Provinzial, der heiligmäßige P. da Nobrega, im 17. P. Anton Vieira, der heldenmütige Verteidiger der Freiheit der Indianer gegenüber den portugiesischen Unterdrückern, im 18. Jahrhundert der berühmte Apostel am Marañon und in Brasilien, P. Gabriel Malagrida.

Da wir aber hier nur diejenigen Diener Gottes anführen, deren Seligsprechungsprozeß in Angriff genommen oder vollendet wurde, so werden wir nur zwei Gruppen von Märtyrern und zwei Bekenner schildern. Die beiden Märtyrergruppen sind der selige P. Ignatius von Azevedo mit seinen 39 Genossen und der ehrwürdige Diener Gottes P. Petrus Diaz mit zwölf Genossen, die beiden Bekenner sind der ehrwürdige Diener Gottes Joseph Anchieta und der Diener Gottes Johannes de Almeida.

Der sel. Ignatius von Azevedo mit 39 Gefährten[1]. († 1570)

Im Jahre 1569 kam Ignatius von Azevedo als Visitator aus Brasilien zurück und begehrte Hilfskräfte für jene aussichtsreiche Neugründung. Weitherzig gestattete ihm P. General Frz. Borgias in Portugal und Spanien Freiwillige für die brasilianische Mission zu werben. Der Appell fand freudigen Widerhall, das ging wie ein Lauffeuer durch die Pyrenäenhalbinsel. Man

[1] Informatio pro ven. Servo Dei Ign. de Azevedo etc. Romae 1664 — Relazione della Vita e Martirio del Ven. Padre Ign. de Azevedo etc. Romae 1743. — A. Piscalar S. J., Der sel. Ignaz v. Azevedo und seine Gefährten. Sigmaringen 1856.

konnte nicht all die heißen Wünsche befriedigen; es war schon viel, daß 69 für die Mission bestimmt wurden, hauptsächlich jüngere Kräfte. Diese Frohbotschaft rief bei vielen lauten Jubel hervor, so daß man sie zur Mäßigkeit mahnen mußte. Die Freude war mehr berechtigt, als die meisten ahnten. Denn nicht das verlockende Land ihrer Sehnsucht sollten sie erreichen, sondern mit der Märtyrerpalme in der Hand sollte die Mehrzahl von ihnen bald zum Himmel emporschweben.

Der Obere versammelte seine Schar zu Val de Rosal bei Lissabon, um die Zeit bis zu einer günstigen Fahrgelegenheit für die Ausbildung der Missionäre zu benutzen. Durch aszetische Vorträge suchte er sie auf die Strapazen der Reise und das Missionsland vorzubereiten und für ihre hohe Aufgabe zu begeistern. Darin war Ignatius von Azevedo ein Meister. Als Erstgeborener einer hohen Adelsfamilie hatte er nur mit Mühe von seinem Vater die Erlaubnis zum Eintritt in die Gesellschaft Jesu erhalten können. Bald gab er den Beweis, wie befähigt er für diesen Beruf war. Schon mit 26 Jahren wurde er Rektor des Kollegs von Lissabon und bald auch Vize-Provinzial. Aber sein Sehnen ging immer nach den Missionen. Nach der 2. Generalkongregation sandte ihn P. Borgias deshalb als Visitator nach Brasilien.

Alles Feuer, das in ihm für seinen Beruf glühte und für seine Heidenmissionen, suchte er nun seiner auserwählten Schar in Val de Rosal mitzuteilen. Zugleich übte er sie auch in allen mechanischen Arbeiten, die ein Missionär, der den Wilden in Brasiliens Urwäldern auch die Segnungen der Kultur bringen will, verstehen muß.

Nach fünf Monaten konnte man endlich in die See stechen. Ignatius von Azevedo befand sich mit 39 Gefährten auf der St. Jakob, die übrigen dreißig hatten auf dem Geschwader Vasconcellos, des neuen Statthalters von Brasilien, Platz gefunden. Bis Madeira verlief die Fahrt ohne Unfall. Hier trennten sich die Schiffe. Die St. Jakob fuhr zunächst allein weiter. Bei Palma, einer der Kanarischen Inseln, kam sie in Sicht eines hugenottischen Seeräubers, Sourie, der von La Rochelle aus das Meer unsicher machte. Es kam am 15. Juli 1570 zu einem regelrechten Kampf, in dem die St. Jakob, die kaum bewaffnet war,

bald unterlag. Während des Gefechtes hatte Azevedo ein Muttergottesbild, eine von Borgias ihm geschenkte Kopie des Gemäldes in Maria Maggiore, mit der Hand emporhaltend, alle zum Vertrauen und zur Reue über ihre Sünden ermahnt. Der selige Jakob Andrada gab dann die Generalabsolution. Unerschrocken nahmen sich die Missionäre der Verwundeten und Sterbenden an.

Der Pirat jubelte, als er entdeckte, wie viele Jesuiten sich an Bord des eroberten Schiffes befanden. Er hatte Befehl gegeben, bloß diejenigen von der Mannschaft zu töten, die im Kampfe besonders hartnäckig gewesen waren, »aber die Jesuiten«, so schrie er knirschend vor Wut, »bringt alle um, diese abscheulichen Papisten, die nur deshalb nach Brasilien gehen, um dort das Reich des Antichristen aufzurichten.« Die Soldaten stürzten sich sofort auf P. von Azevedo, ein Säbelhieb brachte ihm eine schwere Kopfwunde bei, und Lanzen durchbohrten seinen Leib. Mit Aufbietung seiner letzten Kräfte rief der Selige den Seinigen zu: »Freuet euch, meine lieben Kinder, freuet euch mit mir über das, was mein ganzes Glück ausmacht. Hoffet eine ähnliche Gnade, ich eile euch nur einige Augenblicke voran; heute noch, so erwarte ich von der göttlichen Gnade, werden wir beisammen im Himmel sein.« Selbst seine Mörder waren ob dieser Sprache einen Augenblick stumm. Dann suchten sie ihm das Madonnenbild, das er in der Hand hielt, zu entreißen. Doch umsonst. Nun warfen sie den noch Lebenden in die Fluten. Auch jetzt noch soll die Hand des Märtyrers das Marienbild umklammert und es aus den Wogen emporgehalten haben, gleichsam um seine Gefährten zu ermutigen.

Auf dem Schiff entstand jetzt ein entsetzliches Blutbad. Die Jesuiten, die wie ihr Oberer frohlockten, wurden teils an Bord erstochen, teils lebend ins Meer geworfen. Zwei, der selige Gregor Escrivano und der selige Alvarus Mendez, lagen krank zu Bett. Als sie von dem Martyrium ihrer Mitbrüder hörten, standen sie schnell auf, zogen ihr Ordenskleid an und empfingen freudig den Todesstreich für Christus. Den seligen Simon Acosta, einen bildschönen Jüngling von achtzehn Jahren, wollte man durch Liebkosungen gewinnen. Aber der Novize antwortete ent-

schieden: »Ich bin Katholik und ein Mitglied der Gesellschaft Jesu.« Das war sein letztes Wort. Auf einen Wink des Anführers packten die Soldaten Acosta, erwürgten ihn und schleuderten ihn in die See.

Eine merkwürdige Ähnlichkeit sollte dieser Heldenkampf mit dem Martyrium der vierzig Märtyrer von Sebaste in Armenien haben. Man wäre versucht, es für eine legendarische Nachbildung zu halten, wenn die Sache nicht allzugut beglaubigt wäre. Es ist bekannt, daß zu Sebaste einer von den vierzig Märtyrern im letzten Augenblick abfiel, aber einer der Wache haltenden Soldaten bekannte sich dann als Christ und starb als der 40. Märtyrer. Von den Gefährten des sel. Ignatius von Azevedo hat man einen trotz seiner Standhaftigkeit verschont, den Koch; denn die Seeräuber, die offenbar auf ein gutzubereitetes Mahl ein großes Gewicht legten, glaubten daß dieser Bruder ihnen vortreffliche Dienste leisten könnte. Es befand sich aber auf dem Schiff ein Jüngling, Johannin de San Juan, ein Neffe des Kapitäns, der sehnlichst verlangte, in die Gesellschaft Jesu einzutreten, und von P. von Azevedo auch bereits die Aufnahme erhalten hatte. Der eifrige Kandidat mischte sich von selbst unter die Schlachtopfer, aber da er Weltkleider trug, hieß man ihn weggehen. Nun gebrauchte er eine List, er zog schnell das blutgetränkte Ordenskleid eines bereits getöteten Jesuiten an und erhielt so die 40. Märtyrerkrone.

Nun lagen sie alle draußen in den Fluten, vierzig ruhmgekrönte Märtyrer. Einige lebten noch, man hörte sie nur die Namen Jesus und Maria rufen. Aber bald verstummten auch sie, und die Flut verschlang einen nach dem andern. Aber zur selben Zeit sah zu Avila eine gottbegnadete Jungfrau, die heilige Theresia von Jesu, wie vierzig Märtyrerseelen triumphierend sich zum Himmel emporschwangen. Noch ehe man in Spanien etwas von dem Ereignis wußte, meldete sie die näheren Umstände dieses Heldentodes jener glorreichen Schar, unter der sich ein Verwandter von ihr befand, der sel. Franz Perez Godoy, jener eifrige Novize des P. Balth. Alvarez[1], dem beim Eintritt

[1] Ludwig de Ponte, Leben des P. B. Alvarez, Kap. 20.

in den Orden eine Neigung zur Eitelkeit beinahe den Beruf gekostet hätte.

Als P. General Borgias die Nachricht von dem beneidenswerten Tode seiner Söhne erhielt, verordnete er, daß die üblichen Totenmessen nicht zu lesen seien. Papst Pius V. ward von heiliger Freude erfüllt, als er vernahm, daß unter seinem Pontifikate Gott die Palme der Märtyrer so zahlreich aufblühen lasse.

Der ehrwürdige Peter Diaz mit 11 Gefährten. († 1571)

Dasselbe glückliche Los sollte das folgende Jahr, am 13. September 1571, einem Teile der übrigen Missionäre zufallen, die mit dem Geschwader Vasconcellos in Madeira zurückgeblieben waren. Auf ihrer Weiterreise waren sie zunächst nach Kuba verschlagen worden. Nach einem Jahre kamen sie wieder zu den Azoren zurück. Es sollte nun vorläufig bloß ein Schiff die Reise fortsetzen, auf dem vierzehn Jesuiten mitfahren konnten. Schon nach sechs Tagen stieß man mit mehreren hugenottischen Seeräubern zusammen. Auch jetzt entschied sich der Kampf zu Ungunsten der Portugiesen.

Die beiden Priester Peter Diaz und Franz de Castro wurden ermordet, während sie die Beichten der Verwundeten hörten; ebenso erging es dem Frater Kaspar Goes, während er Samariterdienste ausübte. Die übrigen Jesuiten wurden nach verschiedenen Torturen ins Meer geworfen. Zweien gelang es indes, durch Schwimmen eine Schaluppe zu erreichen. Die Vorsehung wollte sie erhalten, damit sie später von dem heldenmütigen Tode ihrer Gefährten Zeugnis ablegten.

Der ehrw. Diener Gottes Joseph Anchieta[1]. († 1597)

Joseph Anchieta, den man gern den Apostel und Wundertäter Brasiliens nennt, wurde am 19. März 1534 in S. Cristobal de la Laguna auf der Kanarischen Insel Teneriffa geboren. Sein

[1] No. 1. 2 der vom brasilian. Ministerium des Handels herausgegebenen »Materiales e... para la Historia e Geografia do Brasil, Rio de Janeiro, 1886

Sebast. Beretarius S. J. »J. Anchieta«, Lyon 1617.

Simão de Vasconcellos »Chronica da Companhia de Jesus do Estado de Brasil«, Lissabon 1662.

Vater war ein Spanier aus dem Baskenlande. Die erste Erziehung erhielt der Knabe bei seinen frommen Eltern; für die Studien wurde er nach Portugal an das Jesuitenkolleg in Coimbra geschickt, wo er die klassischen Sprachen studierte und dann Philosophie begann. Durch sein Sprachentalent überträf er alle. Seine lateinischen Verse waren so beliebt, daß man ihn, auf sein Vaterland anspielend, den Kanarienvogel nannte. Von lebhaftem, heiterem Charakter, wußte er doch ein wahres Muster engelgleicher Bescheidenheit zu sein. Um Maria zu ehren und zugleich um Klarheit in der Berufsfrage zu erhalten, weihte er sich damals dieser himmlischen Königin durch das Gelübde der Jungfräulichkeit.

Siebenzehn Jahre alt, trat er am 1. Mai 1551 in die Gesellschaft Jesu ein. Hatte er schon als Student eine große Frömmigkeit an den Tag gelegt und oft mehr als eine heilige Messe am Tag gedient, so war er jetzt den geistlichen Übungen mit ganzer Seele ergeben. So diente er oft acht Priestern morgens bei der heiligen Messe. Aber in sein Paradiesesglück griff eine harte Prüfung mit rauher Hand ein. Eine Krankheit, deren Grund nicht recht erkannt wurde, wohl auch das viele Knien, das er trotz der Schmerzen fortsetzte, dazu ein böser Zufall, bei dem eine schwere Leiter auf ihn fiel, machten, daß Schultern und Rücken merklich verwuchsen. Nun fürchtete er, aus dem Orden entlassen zu werden. Aber der P. Provinzial, Simon Rodriguez, versicherte ihm, er werde bleiben können, ja, er sei berufen, Großes in dem Orden zu leisten. Seit der Zeit, bekannte Anchieta später oft, habe er im Leben keine Traurigkeit mehr über irgendeinen Unglücksfall empfunden. Weil nun das Klima Brasiliens als recht gesund galt, wurde der kränkliche Frater einige Zeit nach der Gelübdeablegung in dieses Arbeitsfeld der Gesellschaft gesandt. Es war im Mai 1553, als er dort landete. So diente der Unfall, der ihn getroffen, in der Hand der Vorsehung dazu, ihn seinem großen Apostolat entgegenzuführen.

Ein anschauliches Bild von der Art und Wirksamkeit der damaligen Jesuiten in Brasilien geben uns die ausführlichen, klaren und übersichtlichen Berichte des Dieners Gottes aus der Zeit seines Provinzialates.

Der ehrw. P. Joseph Anchieta.

Im Jahre 1584, dreißig Jahre nach der Ankunft Anchietas, besaß die Gesellschaft in Brasilien drei Kollegien und fünf andere Häuser. In einem der Kollegien mußte scholastische Theologie und Philosophie gelehrt werden, in allen drei Moral und klassische Sprachen für die Ordensgenossen und Auswärtigen. Unterricht in den Elementarfächern aber wurde der portugiesischen Jugend in allen Häusern und Kollegien gegeben. Dazu kam das Predigtamt mit Katechismus und Beichthören für die Portugiesen, die Seelsorge für die schwarzen Sklaven und die Indianer. Indianer und Schwarze wohnten sowohl in den Städten als auch besonders auf Dörfern im Umkreis von zehn und mehr Meilen von den Städten, bebauten dort zu Tausenden die Zuckerpflanzungen der Portugiesen oder hatten andere schwere Dienste. In solchen Dörfern hatten gewöhnlich zwei Patres ihren ständigen Wohnort. Ferner mußten die noch in der Wildnis lebenden Indianer aufgesucht werden, um sie, wo möglich zu bewegen, ihre Wälder und Berge zu verlassen und Dörfer zu bilden, in denen sie vom Missionär leichter zu Christus geführt und an ein gesittetes Leben gewöhnt werden konnten.

Zahlreich und groß waren die Schwierigkeiten, die sich diesen Unternehmungen entgegenstellten. Schwierigkeit machte zunächst die ungeheure Ausdehnung des Gebietes; dann der Mangel jeglichen Weges in den Urwäldern und Bergen; selbst zu den Dörfern war der Zugang höchst beschwerlich. Schwierigkeiten machten die Heiden, besonders ihr tiefgewurzelter Kannibalismus und die unglaubliche Sittenlosigkeit. Dazu kam eine solche barbarische Wildheit und Mordgier der Stämme, die mehr im Innern des Landes wohnten, daß sie von den andern Indianern selbst den Namen Papuyas, d. h. Feinde, erhalten hatten. Schwierigkeiten — und diese waren nach dem Urteil Anchietas die größten von allen — machten die meisten Portugiesen. Ihre Unsittlichkeit war nicht geringer als die der Heiden. Ihre Habgier war unersättlich und ihre Sklavenjägerei grausam; es war eine harte Aufgabe der Missionäre, die Eingeborenen gegen diese himmelschreienden Ungerechtigkeiten zu beschützen und zu verteidigen. Ja die verbrecherischen Machenschaften mancher Portugiesen stachelten die Eingeborenen an, sich gegenseitig zu

befehden und buchstäblich zu verzehren. Leider waren auch die meisten Weltpriester, die von Portugal nach Brasilien gezogen waren, von der Höhe ihres Standes herabgesunken.

P. Anchieta mußte in seinen Berichten öfter darauf hinweisen, daß die Weltpriester durchschnittlich weder die Sprache der Eingeborenen noch eine der Schwarzen lernten, daß die Taufe ohne jede Vorbereitung gespendet werde, und daß infolgedessen die Neger und Indianer vielfach bei ihrem Empfange nicht einmal wüßten, worum es sich handle. So lag der Unterricht und die Bekehrung der Indianer und Schwarzen fast ausschließlich in den Händen der Jesuiten, ebenso das Amt, die Portugiesen Beicht zu hören. Denn andere Ordensleute waren damals keine in Brasilien.

Und wie klein war dieses Häuflein der Gesellschaft Jesu in Brasilien! Beim Tode des heiligen Ignatius, 1556, zählten die Jesuiten, Studierende und Laienbrüder mitgerechnet, nur 28 Mann, die an fünfzehn Orten im Lande zerstreut lebten. Auf dem Höhepunkt der Tätigkeit Anchietas, im letzten Jahre seines Provinzialates, 1585, hatte er alles in allem 68 Priester, denen die Kollegien, Häuser, Stationen und Garnisonen anvertraut waren. Aus diesen Verhältnissen versteht man das Wort Anchietas, das er so oft im Munde führte und durch sein Beispiel bewahrheitete, ein Jesuit müsse hundert Arme haben und für hundert arbeiten.

Der erste Posten, den der zwanzigjährige Frater Anchieta 1553 nach seiner Landung in Brasilien erhielt, war der eines Lehrers und Erziehers in Piratininga, das bald S. Paulo genannt wurde. Dort war eine kleine Anstalt von den Jesuiten aufgetan worden, in der Waisenknaben aus Portugal und Indianerknaben zusammen unterrichtet und erzogen wurden. Man hoffte, in ihr eine Art Knabenseminar zur Bildung von Katecheten und Priestern zu haben. Zugleich lagen dort mehrere, die den Nachwuchs des Ordens bildeten, ihren Studien ob.

In einem Briefe vom August 1554 schreibt der Diener Gottes an den heiligen Ignatius über dies »Kolleg«: »Seit Januar wohnen wir hier, manchmal mehr als unser zwanzig — unsere Knabenkatecheten teilen nämlich mit uns den Raum — in einer

mit Stroh bedeckten Hütte aus Lehm und Bretterwerk, die nur vierzehn Fuß lang und zehn Fuß breit ist. Und doch dient sie uns als Hörsaal, Krankenzimmer, Schlafzimmer, desgleichen als Speisesaal, Küche und Vorratskammer. Wir sind aber ganz zufrieden und beneiden unsere Mitbrüder in Europa keineswegs um ihre geräumigen Wohnungen. Unser Herr Jesus Christus hat sich ja mit einem engeren Raum begnügt, als er sich würdigte, in einem Kripplein zwischen Ochs und Esel zu liegen, mit einem noch viel engeren und unbequemeren, da er am Holze des Kreuzes starb. Der Wohnung entsprechend ist auch unsere Kleidung. Sie besteht aus Stücken rauhen Segeltuches, die uns von den Matrosen überlassen wurden und aus denen wir, nachdem wir sie schwarz gefärbt, mit eigenen Händen uns Kleider verfertigt haben. Wasser, in dem etwas Hirse abgekocht wird, ist unser Trank, Gemüse und Maniok unsere Speise.« In diesem großartigen »Kolleg« lehrte nun Anchieta seine Mitbrüder und manche andere Portugiesen die Sprachen. Bücher gab es aber nur wenige. Darum schrieb der liebevolle Lehrer selbst in den stillen Nachtstunden für jene, die keine Grammatik und ähnliche Hilfsmittel hatten, mit eigener Hand einen kurzen Auszug der Sprachregeln. So gewöhnte er schon in den jungen Jahren sich daran, die meisten Stunden, die andere der Ruhe gönnen, der Arbeit zu widmen.

Mit dem Amte als Lehrer der klassischen Sprachen verband der eifrige Frater eine vielfache Tätigkeit bei den Indianern, die dort von Tag zu Tag zahlreicher erschienen. Die Katechisten, die sich unter den Indianerknaben gebildet hatten, zogen mit Patres oder auch allein zu ihren Bekannten aus, bewogen sie, sich bei Piratininga anzusiedeln und so ständig die christliche Predigt zu vernehmen. Hier nun war Anchieta am rechten Platz. Er leitete den Bau von Hütten und einer größeren Kirche, legte selbst mit seinen Schülern Hand an, erfand und verfertigte eine Art von Schuhwerk aus Kordeln, ließ die Kranken nach dem damaligen medizinischen Brauche zu Ader und unterrichtete die Indianer in ihrer eigenen Sprache.

Aber sein Blick ging weiter. Mit großer Vollkommenheit erlernte er schon damals die Landessprache von seinen Schülern,

verfaßte dann im gleichen Kolleg eine Grammatik der Tupi-guarani-Sprache. Er gab darin die Sprache wieder, die von der Mündung des Maranon bis nach Paraguay gesprochen wurde, und vermerkte überall die Dialektverschiedenheiten. Seine Grammatik wurde noch öfter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts gedruckt. Dazu gab Anchieta in derselben Sprache ein Wörterbuch heraus, übersetzte einen kleineren und einen größeren Katechismus, stellte einen Beichtspiegel und eine Weise, den Sterbenden zu helfen, zusammen und verfaßte Unterweisungen für Katechumenen.

Kolonisten und Eingeborene waren an zotenhafte Gesänge gewöhnt. Auch hier griff Anchieta ein. Für sie alle bestimmte er seine Erzählungen und Gesänge, die er in vier Sprachen zugleich veröffentlichte, in Latein, Portugiesisch, Spanisch und Tupi, und bald erklangen überall seine leicht ins Ohr fallenden heiligen Gesänge.

Noch einen weiteren Schritt tat der seeleneifrige Frater, der ihn schon vor der Priesterweihe nach dem Ausdruck da Nobregas zum Prediger für alle machte. Die Verderblichkeit der herrschenden Laster und die Schönheit der entgegengesetzten Tugend brachte er auf die Bühne. Das erste dieser heiligen Theaterstücke wurde in St. Vinzenz aufgeführt. Es dauerte drei Stunden und erntete solchen Beifall, daß es überall an der Küste wiedergegeben werden mußte. Mehr wert aber waren die vielen Bekehrungen, die er bewirkte und die den jungen Ordensmann mit himmlischem Troste erfüllten.

Mit 1560 endete die Lehrtätigkeit des Frater Anchieta. Seine Wirksamkeit in den Jahren war ebenso vielseitig als erfolgreich gewesen. Der Provinzial da Nobrega erwählte ihn darum zum Gefährten und Gehilfen in seinem Amte als Provinzial und Indianermissionär.

Die erste weitere Missionsreise unternahm Anchieta mit P. da Nobrega in das Gebiet der Tamuyas. Diese belästigten schon jahrelang die Niederlassung von S. Vicente. Jetzt hatten sie bei den französischen Hugenotten Unterstützung gefunden und drohten mit Krieg. Beide Missionäre zogen 1563 aus, um Frieden zu stiften. Aber die Verhandlungen mit diesen Wilden

zogen sich in die Länge, weil die französischen Kalvinisten das Übereinkommen zu hintertreiben suchten. Nach drei Monaten mußte Nobrega abreisen. Anchieta blieb allein zurück. Bei den wilden und unsittlichen Menschenfressern war er großen Gefahren ausgesetzt. Das Leben des Leibes der göttlichen Vorsehung anvertrauend, suchte er das der Seele gegen alle Versuchungen zu wappnen. Er wandelte stets in der Gegenwart Gottes, vermied sorgfältig jeden neugierigen Blick, unterdrückte durch strenges Fasten und blutige Geißelung alle sinnlichen Neigungen. Den größten Teil der Nacht widmete er dem Gebete. Besonders empfahl er sich dem Schutze der reinsten Jungfrau Maria und versprach ihr auch, wenn sie ihm beistehe, wolle er ihr Leben in Versen beschreiben. Und um sicherer seinen Geist von all den niedrigen Eindrücken abzuwenden, die seine Sinne fortwährend aufnehmen mußten, machte er sich, obwohl ohne Tinte und Papier, daran, im Geiste das Gedicht, das er versprochen, zu verfassen und vertraute die Verse zuerst dem Sande und so seinem treuen Gedächtnisse an. Es umfaßte 2086 Distichen und wurde, nachdem er es nach seiner Rückkehr in S. Vicente niedergeschrieben hatte, zuerst im 17. Jahrhundert und dann wieder im 19. gedruckt. Alle Zeit, die ihm frei blieb, verwandte er auf die Bekehrung des Volkes. Die Wilden hörten aufmerksam auf seine Unterweisungen und sahen staunend die Wunder, die an ihm geschahen. Auch ward ihm die Freude, manche Kinder und Sterbende taufen zu können.

Da die Friedensverhandlungen aus dem bereits erwähnten Grunde nicht zum Abschluß kamen, wurden die Wilden der Sache überdrüssig. Eines Tages sagten sie dem Missionär: »Joseph, halte dich bereit, du sollst unser Festschmaus sein.« Ruhig antwortete er: »Ihr werdet mich nicht töten, meine Stunde ist noch nicht gekommen.« Auf die Frage, woher er das wisse, sagte er: »Die liebe Mutter Gottes hat mir versprochen, ich würde nicht sterben, bevor ich alles ausgeführt, was ich ihr gelobt habe.« Ganz verdutzt ließen sie von ihrem Vorhaben ab. Statt seiner sollten nun einige gefangene Portugiesen zum Mahle dienen. Der verlangte Lösepreis war nämlich ausgeblieben. Schon war man im Begriff, sie zu schlachten, da eilte Anchieta herbei und

bat um einen Tag Aufschub. Wirklich kam am folgenden Morgen alles, was die Wilden gefordert hatten. Die Unglücklichen wurden vor dem Tode gerettet und freigelassen. Drei Monate nach der Abreise Nobregas kam der Friede zustande, und Anchieta konnte zurückkehren.

Im Jahre 1566 wurde Anchieta von P. da Nobrega nach Bahia gesandt, um vom Bischofe von Brasilien, Pedro Leitão, die heiligen Weihen zu empfangen. Zugleich sollte er auf dem Wege im Namen des Obern alle Niederlassungen der Gesellschaft bis zu den kleinsten Indianerposten in den Capitanias S. Vicente und Espirito Santo visitieren, damit er allen, nach einer eben erst überstandenen ansteckenden Krankheit Trost spende und alles, was er für gut halte, anordne. Ein Zeichen, welches Vertrauen Anchieta schon damals genoß. Die Rückreise von Bahia machte Anchieta mit dem seligen Ignatius von Azevedo, dem ersten Visitator der brasilianischen Ordensprovinz. Dieser ernannte den P. Nobrega zum Rektor des Kollegs von Rio de Janeiro, von dem S. Vicente, Piratininga, Espirito Santo und alle Dörfer der Indianer, die mit diesen Niederlassungen verbunden waren, abhingen. Aber P. da Nobrega war alt und kränklich, und so ruhte die Hauptarbeit bei der Gründung und Leitung des Kollegs auf den Schultern des P. Anchieta.

Von 1569—1575 war er der Obere von S. Vicente, dann lebte er dort als einfacher Missionär, bis er 1577 die feierliche Ordensprofeß ablegte. Im folgenden Jahre wurde ihm die Verwaltung der aufstrebenden Ordensprovinz übertragen, die er bis 1585 führte. Wohl spornte er als Oberer alle zur Tugend und zum Eifer in den apostolischen Arbeiten an, auch wußte er zur rechten Zeit die Auktorität des Obern ohne Ansehen der Person, zu zeigen, aber der Grundzug seines Wesens und Handelns war die Liebe. Einmal sagte man ihm, daß der Minister eines Hauses schroff und rauh mit seinen Untergebenen umgehe. Er ließ ihn rufen und mahnte ihn eindringlich, die Liebe Christi nachzuahmen. Ein anderes Mal hörte er jemand sagen, ein Oberer müsse seinen Untergebenen gleich auf jeden Fehler aufmerksam machen und strafend einschreiten. »Da denke ich anders,« entgegenete er, »ich glaube, ein

Oberer solle seinen Untergebenen nicht eher wegen eines Fehlers ermahnen, bevor er selbst denselben zwei- bis dreimal am Fuße des Kreuzes beweint hat«. Seine Geschäftsführung war sehr geschickt. Auch der Verwaltung der zeitlichen Dinge wandte er große Sorgfalt zu und suchte mit offenem Blick und väterlichem Herzen den geziemenden Unterhalt seiner Mitarbeiter zu verschaffen. Besonders galt seine Sorge den Kranken. Er wachte gerne persönlich bei ihnen und leistete ihnen die niedrigsten Dienste. Als einst ein Kranker ihn bat, sich doch zu schonen, gab er die schöne Antwort, die der Herr einst sprach: »Ich bin nicht gekommen, bedient zu werden, sondern zu dienen.« Das Vertrauen seiner Untergebenen zu ihm war so groß, daß während seines Rektorates keiner sich fand, der ihn nicht zugleich zu seinem geistlichen Führer und Beichtvater genommen hätte.

Da die körperlichen Gebrechen des ohnehin schwächlichen Mannes immer mehr zunahmen, erhielt er nach etwa siebenjähriger Amtstätigkeit als Provinzial einen Nachfolger in dem P. Baliarte. Der neue Obere glaubte, dem verdienten alten Pater Ruhe gewähren zu müssen. Er stellte ihm deshalb anheim, sich selbst einen geeigneten Aufenthalt in Brasilien zu wählen. Aber Anchieta bestand darauf, nur dorthin zu gehen, wohin der Gehorsam ihn riefe. »Seitdem ich ins Noviziat eingetreten bin«, sagte er, »und mich ganz dem Gehorsam übergeben habe, war ich immer glücklich und zufrieden. Nichts hat mich so getröstet und gestärkt als das Bewußtsein, daß ich im Gehorsam tat, was Gott will.«

Zuerst wurde Anchieta wieder nach Rio de Janeiro versetzt, wo er in der Stadt und auf den umliegenden Dörfern der Indianer arbeitete und auch weitere Expeditionen unternahm. Aber bald ward er in das Indianerdorf Reritiba in der Capitania Espirito Santo gesandt. Mit großer Herzensfreude zog er dorthin; arbeitete er doch, wie er damals einem Bekannten schrieb, lieber unter den Indianern als unter den Portugiesen. Und wiederum wie in jüngeren Jahren machte er mit einem Missionär Expeditionen bis zu hundert Stunden und mehr, um Wilde aufzusuchen und in das Dorf zu führen. Und wenn wegen seiner Kränklichkeit die Kräfte nicht mehr zu solchen Expeditionen

genügten, nahm er sich mit mütterlicher Liebe der Wilden an, die andere herbeigeführt hatten, leitete sie an, Menschen und Christen zu werden und nahm zugleich die tägliche Sorge für die schon christlichen Indianer auf sich.

Sein Leben war reich an Opfern und Arbeiten gewesen. Wenn er nicht Oberer war, wollte er nicht einmal ein Zimmer im Hause haben. Er schlief auf einer Bank in der Nähe der Pforte, angekleidet wie er war, seine ineinandergeschobenen Schuhe als Kissen gebrauchend. So war er sofort bei der Hand, wenn es galt, zu einem Kranken oder Sterbenden zu eilen. Auch als Provinzial hatte er kein Bett. Etwa zwei Stunden Schlafes genügten ihm; die übrigen widmete er dem Gebete, das er, wo möglich, vor dem heiligen Sakramente, sonst vor einem Kruzifixe verrichtete. Seine Betrachtung stellte er sehr oft über das Leiden des Herrn an.

Vielfach half er den Laienbrüdern bei ihren Hausgeschäften, damit so die Brüder früher frei würden, um ihn, der Regel gemäß, bei den apostolischen Arbeiten begleiten zu können.

Begleiten auch wir ihn ein wenig bei seinen Kreuz- und Querzügen. In schlechtem, kurzem Kleid, einen Stab in der Hand, den Rosenkranz um den Hals, nur mit dem Kruzifix bewaffnet, oft barfuß, so zog er aus. Mochten seine Wanderungen zu den Indianerdörfern gehen, mochte er als Provinzial alle Häuser der weiten Provinz visitieren, mochte er seine Wanderungen bis in die Gebiete der Wilden unternehmen, immer ging er zu Fuß, selbst wenn, wie so oft, Flüsse zu durchwaten waren oder steinige Klippen am Meere oder rauhe Felsenpfade im Gebirge seine Füße verwundeten. Und das trotz der sengenden Hitze, die nicht selten mit empfindlicher Kälte abwechselte. Dazu trug er selbst das Gepäck, ja oft noch das der Genossen. Nicht Tiger oder Panther schreckten ihn ab oder giftige Schlangen, nicht Gefangenschaft, in die er mehrmals geriet, nicht Lebensgefahr, die von den Wilden drohte. Dabei nahm er aus Grundsatz nie etwas an Mundvorrat mit; war mit dem zufrieden, was man ihm gab oder was er fand und mochten es nur Wurzeln und Kräuter der Wildnis sein. »Vertrauen wir auf Gott, und nichts wird uns fehlen«, das war sein Wort.

Gewöhnlich ging er den Begleitern voraus oder folgte ihnen nach, um ungestört sich mit Gott unterhalten zu können. »Nichts«, so pflegte er zu sagen, »darf unsere Gedanken von Gott abwenden.« Kam man dann abends in die Nähe eines Kirchleins, so pflegte er die Stunden der Nacht vor dem Tabernakel zu verbringen. Machte man aber draußen halt, so war er es, der nötigenfalls im Walde Holz suchte, um gegen die Kälte ein Feuer anzuzünden, es unterhielt, in der Nähe sich hinsetzte oder kniete, um auch hier den größten Teil der Nacht zu beten.

Bei diesem Missionsleben feierten seine Beredsamkeit, seine Gabe, die heiligen Geheimnisse zu erklären, seine herzliche Liebe zu den Sklaven, den Schwarzen wie den Indianern, der Eifer, mit dem er auf der Kanzel und im Beichtstuhle das Seelenheil der Portugiesen suchte, wahre Triumphe. Oft belohnte eine besondere Vorsehung auch offensichtlich seine Bemühungen. Eines Tages trafen P. Nobrega und Anchieta einen Heiden, der über hundert Jahre alt war. Anchieta begann sofort, ihm vom Heiland zu erzählen. Der Greis hatte eine solche Freude daran, daß er seine Kinder und Kindeskinder hereinrief. Diese sollten zu Hause ihm das Gehörte wiederholen, damit er es besser behalte. Nach einigen Tagen wurde er zur Kirche gebracht und getauft. Bald darauf starb er. Ein anderes Mal ließ P. Anchieta die Begleiter zurück und ging, wie von einer unsichtbaren Hand gezogen, in den Wald hinein. Dort saß ein alter Brasilianer, der ihm zurief: »Komm hierher, schon lange habe ich auf dich gewartet. Eine innere Stimme hat mich hierher geführt, damit ich das wahre Leben fände.« Bei näherem Nachfragen erkannte der Pater, daß der Alte immer ein (für einen Heiden) sündenfreies Leben geführt hatte. Er unterrichtete ihn in den Hauptwahrheiten des Glaubens. Alles dieses, bemerkte der Greis, habe er sich schon unklar vorgestellt, aber er habe keine Ausdrücke dafür gewußt. Anchieta taufte ihn mit Regenwasser, das er in einer nahen Vertiefung fand. Freudestrahlend hob der Alte Augen und Hände zum Himmel und dankte Gott und dem Pater für die große Gnade. Bald darauf starb er. Bei einer andern Gelegenheit heilte Anchieta einen alten Heiden durch die Taufe vom Aussatze des Körpers und der Seele.

Aber nicht nur heroische Tugenden unterstützten das Apostolat des P. Anchieta. Gott selbst empfahl es durch die Wunder, die seine Schritte begleiteten. Die Akten des Seligsprechungsprozesses enthalten Hunderte solcher Tatsachen, die die Zeugen eidlich bekräftigten.

Man erblickte ihn in der Predigt schwebend und zugleich von Licht umflossen. Man sah des Nachts Ströme des Lichtes aus einem verlassenen Kirchlein fluten, wo er betete, und hörte himmlische Musik aus demselben herüberhallen. Man traute seinen Augen kaum, als er, über die Erde schwebend, schnell dahin getragen wurde, wohin ihn sein Eifer trieb. Bei einem Schiffbruch traf ihn der Taucher, wie er ruhig auf dem Grunde des Flusses saß und aus seinem Brevier betete; er war nicht einmal benetzt worden. Zu Hause in S. Paulo verhandelte er ausführlich mit einem Obern und Untergebenen, zwischen denen Meinungsverschiedenheiten ausgebrochen waren, und zu gleicher Zeit sah man ihn in S. Vicente ruhig seinen Geschäften nachgehen und mit verschiedenen verkehren.

Gottes Weisheit wählte die Zeichen, wodurch sie ihre besondern Diener verherrlichen will, gern so aus, daß sie in denen, für deren geistliches Wohl diese Wundertaten gewirkt werden, besonderes Erstaunen wachrufen. Welch einen unauslöschlichen Eindruck mußte also auf diese Naturkinder die Herrschaft machen, die Gott dem heiligen Manne über die Tierwelt verliehen hatte! Er rief die Singvögel zu sich, damit sie auf seinen Händen Gott solange lobsängen, als es ihm gefiel; dann segnete er sie und gab ihnen Erlaubnis, davonzufliegen, und sie flatterten wieder auf die Bäume. Auch Tiger, Panther und giftige Schlangen befahl er zu sich und spielte mit ihnen. Ja, selbst dienen mußten sie ihm und seinen Pflegebefohlenen. Einst brannte während einer Flußfahrt die Sonne sengend auf das Kanu hernieder, in dem er fuhr, so daß die Gefährten sehr klagten. Da rief der Diener Gottes einigen Guaranes, die auf den Bäumen am Ufer saßen — es sind brasilianische Vögel von der Größe unserer Hühner — zu: »Was macht ihr da? Warum geht ihr nicht, eure Kollegen zu rufen, damit sie uns etwas Schatten bereiten?« Sofort flogen sie auf, kreisten ein wenig herum, flogen dann davon,

kehrten bald mit vielen Kollegen zurück; alle breiteten dann ihre Fittiche über das Kanu aus und flogen so lange schützend mit, bis nach etwa einer Meile ein frischer Wind zu blasen begann. Da segnete sie Anchieta und entließ sie. Ein anderes Mal konnten die Einwohner eines Dorfes am Meere trotz mehrfacher Versuche keine Fische fangen, das Meer war zu unruhig. So waren sie traurig und hungerten. Da kam Anchieta. Er ging mit ihnen zum Meere, ermunterte sie zum Vertrauen auf den göttlichen Vater und fragte die einzelnen Gruppen, welche Art Fische sie wünschten. Dann wies er jeder Gruppe ihren Ort an, wo sie im aufgeregten Meere fischen sollten, und siehe, jede erhielt gerade dort, was sie wollten und reichlich. Wenn sie ihn nach seinem Tode bezeichnen wollten, gaben sie an: Der Pater, auf dessen Gebet wir so viele Fische fingen, der uns in jeder Gefahr zu Hilfe kam, der uns oft vor dem Tode rettete. Ob Gott durch seine Macht über die Natur, die er diesem »neuen Adam« mitteilte, auch die Paradiesesunschuld Anchietas verherrlichen wollte, die derselbe trotz der unglaublichen Gefahren für die Keuschheit ohne jede schwere Sünde von der Wiege bis zum Grabe bewahrte?

Auch die Elemente, Krankheit und Tod gehorchten dem »neuen Adam«, wie der bischöfliche Vikar von Espirito Santo den Pater Anchieta nannte. Die Bewohner einer Gegend klagten dem guten Pater, wie trüb und ungesund das Wasser ihres einzigen Brunnens sei. Mitleidig hörte der Diener Gottes sie an. Dann nahm er zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit drei Steinchen, senkte sie in den Brunnen und segnete ihn. Von dem Augenblick war das Wasser klar und gesund, und noch lange nach dem Tode des Dieners Gottes wallfahrtete man zum Brunnen des »heiligen Anchieta«. Tief rührte ihn zu Reritiba der Anblick eines Heiden, der seine Glieder so wenig gebrauchen konnte, daß er den langen Weg von dem Gebiete des wilden Stammes zum Christendorfe auf Händen und Füßen kriechend hatte zurücklegen müssen, um die Taufe empfangen zu können. Ein mitleidiges »Steh auf« von den Lippen Anchietas, und der Indianer war gesund. Nicht zuletzt erfuhren die Hausgenossen seine Liebe. So heilte er den Missionär P. Franz Pinto plötzlich und sagte ihm dabei das Martyrium voraus, das dieser im Anfange des 17. Jahrhunderts

auch wirklich erlitt. Auch verschiedene Totenerweckungen werden berichtet. Noch in den Tagen seines Alters sagte P. Anchieta, er wäre zufrieden, wenn er in Brasilien auch nur jene eine Seele zur Anschauung Gottes geführt hätte. Er meinte die Seele eines erwachsenen Indianers, der ohne Taufe verschied, durch ihn von dem Tode erweckt wurde, die Taufe empfing und bald wieder die Augen im Tode schloß.

Das Licht, das Gott einst seinen Propheten verlieh, schien wie beständig die Seele Anchietas zu erleuchten. So schaute er oft das Abwesende, entdeckte die Geheimnisse der Gewissen, enthüllte die Zukunft. Er rief in Espirito Santo die Einwohner mit der Glocke zu den Waffen, als niemand eine Gefahr ahnte. Doch der Feind nahte und wurde besiegt. Einst las er an einem Festtage die heilige Messe in rotem Gewande zu Ehren einer Märtyrin. Der Rektor des Hauses fragte ihn, was das zu bedeuten habe. Die Antwort war, die und die Indianerfrau sei als Märtyrin der Keuschheit gestorben. Die spätere Kunde gab dem Seher recht. Ein Freund des Dieners Gottes, ein Portugiese, wollte an einer Sklavenjagd teilnehmen, verheimlichte aber dem seligen Manne wohlweislich seinen Plan. Anchieta traf ihn zufällig, sprach ihm offen von seinem geheimen Vorhaben und warnte ihn vor der Sünde. Schon auf der Fahrt, kehrte der Mann schließlich doch reuig zurück. Einen Ehemann, der mit einem andern Weibe unerlaubte Beziehungen unterhielt, hatte der eifrige Diener Gottes oftmals gewarnt. Als sein Wort wieder trotzig verschmäht wurde, sagte er im Namen des Herrn voraus, beide würden in zwei Tagen vor Gottes Richterstuhl stehen. Die Erfüllung entsprach der Voraussagung.

So hatten sich in Joseph Anchieta viele natürliche Gaben, heldenmütige Tugend, gottgewirkte Wunder vereinigt, um ihn zu einem großen Apostel der jungen Kirche Brasiliens zu machen.

Und der Erfolg? Welche Seligkeit wird sein Apostelherz durchströmt haben, als er in dem nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Bericht von 1585 an den General des Ordens melden konnte, seit die Patres nach Brasilien gekommen, seien etwa hunderttausend getauft worden, und als er zugleich mit ruhiger Wahrheitsliebe ihrem frommen Leben seit der Bekehrung warme

Worte der Anerkennung zollen konnte. Dem Glauben hingen sie treu an, und ein Abfall vom Glauben sei, solange sie Patres bei sich hätten, eine Ausnahme. Besonders von denen, die dem Einfluß der Portugiesen entzogen seien, rühmt er Gelehrigkeit und Liebe zu den Patres. Eifrig kämen die Kinder des Morgens und die Erwachsenen nach der Tagesarbeit zu den Katechesen, wo alle gefragt würden und genügend antworteten. Die Kinder der Indianer lernten gut und gern. Der täglichen Messe wohnten die Indianer bescheiden und andächtig bei, bald stehend, bald kniend, aber immer die Hände zum Himmel erhoben. Sie fühlten sich so zur Kirche und zum Gottesdienst hingezogen, daß sie gerne den ganzen Tag da wären. Und mit welchem Hochgefühl sie bei den feierlichen Hochämtern alle ihre Instrumente spielten und sangen, mit welcher Andacht sie das heilige Sakrament zu den Sterbenden begleiteten! Die heilige Kommunion sei ihre Freude. Die Frauen bereiteten sich auf dieselbe vor durch Fasten und die Männer durch Geißelung am Tage vorher, alle aber durch Stillschweigen am Vorabend, obwohl ihre großen einfachen Behausungen hundert bis zweihundert Insassen zu zählen pflegten. Sehr seien sie auch den Predigten über das Leiden des Herrn am Freitag zugetan. So habe die heilige Religion sie umgewandelt, daß der Kannibalismus, die Trunkenheit mit ihren wüsten Folgen und die Vielweiberei verschwunden seien.

Nicht ohne Grund sagt der Bischof Pedro Leitão von der Gesellschaft Jesu in Brasilien, sie sei ein goldener Ring, fügt aber bei: »Sein Edelstein ist Anchieta.«

Mitten unter seinen Indianern sollte der große Anchieta auch seine Tage beschließen. Er lag krank in Keritiba. Trotz seiner Leiden stand er noch einmal von seinem Bette auf, um in der Küche für einen kranken Mitbruder eine Arznei zu kochen, auf deren Bereitung er sich gut verstand. Dabei brach er ohnmächtig zu sammen. Man trug ihn auf sein Lager zurück. Noch drei Wochen litt er mit rührender Geduld gräßliche Schmerzen. Aber für alle, die ihn besuchten, hatte er fromme und ermunternde Worte. Am 9. Juni 1597 überfiel ihn eine große Schwäche. Man erteilte ihm die Sterbesakramente. Ganz glücklich, seine

Seele in die Hände seines Schöpfers geben zu können, starb er, die Namen Jesus und Maria auf den Lippen, am selben Tage. Von seinen 64 Lebensjahren hatte er 47 in der Gesellschaft Jesu und 44 in Brasilien zugebracht.

Die trauernden Indianer trugen die Leiche ihres geliebten Vaters auf ihren Schultern nach der Stadt Espirito Santo. Dreitausend Menschen folgten mehrere Meilen. Im Jahre 1611 ließ der Ordensgeneral Aquaviva die heiligen Gebeine nach der Hauptstadt Bahia übertragen. Der Seligsprechungsprozeß, der besonders durch die Aufhebung der Gesellschaft Jesu ins Stocken geriet, wurde auf Bitten der brasilianischen Bischöfe und der Regierung wiederaufgenommen.

Johann Meade (genannt de Almeida)[1]. † 1653

Als P. Anchieta am Abende seines Lebens in Espirito Santo Oberer war, wurde ein Jüngling von gut zwanzig Jahren dorthin gesandt, damit er unter seiner Leitung sein zweites Noviziatsjahr mache. Es war das der große Schüler eines großen Meisters, der Diener Gottes Johannes de Almeida.

Johannes de Almeida war ein Engländer mit dem Familiennamen Meade, den die Portugiesen nach ihrer Gewohnheit in einen ähnlich lautenden Namen ihrer Sprache umbildeten. Er war in London geboren im Jahre 1571 und nach dem frühen Tod der Mutter überließ der Vater die Erziehung des Kindes der Großmutter, unter deren Leitung Johannes zu einem frommen Knaben heranwuchs. Im Alter von zehn Jahre wurde der kleine Meade von einem Portugiesen, einem Bekannten seines Vaters, mit nach Viana genommen, das etwa zwanzig Meilen von Burgos liegt. Eine reiche Dame nahm sich dort seiner an und sorgte wie eine Mutter für ihn. Um wie so viele andere Portugiesen in Brasilien sein Glück zu machen, reiste er als Siebenzehnjähriger nach Pernambuco. Dort erkannte er bald die Klippen, die seiner Jugend beim Erwerbsleben drohten.

[1] Henry Foley, Records of the English Province of the Society of Jesus, vol. VII part. 2, 1883 p. 1321—39.
Charles Sainte Foi, Vie du P. Jean d'Almeida, Apôtre de Brésil, Paris 1859.

Er begann ernstlich über seinen künftigen Beruf nachzudenken, empfing oft die heiligen Sakramente, wohnte täglich dem heiligen Meßopfer bei und betete inständig zur Gottesmutter Maria, sie möchte ihm den Weg zeigen, den er nach Gottes Willen einschlagen solle. Nach reiflicher Überlegung erkannte er, daß Gott ihn zur Gesellschaft Jesu rufe, und bat den P. Provinzial um die Aufnahme. Dieser aber wünschte, daß Almeida erst seine Studien fortsetze. Als Johannes im 26. Jahre war, bat er nochmals kniefällig den Oberen, seinen Wunsch zu gewähren. Jetzt erhielt er die Aufnahme und trat am Allerheiligenfeste 1529 in Bahia ins Noviziat ein.

Nach einem Jahr Noviziat sandten ihn die Oberen nach Espirito Santo zu P. Anchieta[1], der bald die große Seele de Almeidas erkannte. Um ihn aber in der Demut, Selbstüberwindung und dem Gehorsam fest zu begründen, ließ er ihn zuerst wochenlang eine Herde Schweine hüten, dann beschäftigte er ihn im Garten, schließlich das Jahr hindurch in den niedrigsten Verrichtungen des Hauses. Zugleich lehrte er ihn aber das Gebet lieben und bildete ihn mit Sorgfalt immer mehr und mehr in der großen Kunst des fortwährenden und innigen Verkehrs mit Gott aus. Und der Schüler entsprach so sehr den Erwartungen des Meisters, daß Anchieta ihn unmittelbar nach dem Noviziat, noch vor dem Priestertum für die Bekehrung der Heiden verwandte. Almeida sollte ein anderer Anchieta werden. Und oft berief sich der Schüler im Laufe des Lebens auf die Jahre und das Beispiel seines Meisters.

Almeida war wie Anchieta während seines ganzen Lebens ein großer Beter. Er stand, wenn er in den Häusern der Gesellschaft war, gewöhnlich um zwei Uhr auf und betete bis sechs Uhr, oft auch noch mehr Stunden. Vor den einzelnen Teilen des Breviergebetes pflegte er eine Zeitlang über das Leiden des Herrn zu betrachten. So gebrauchte er für das Breviergebet zwei Stunden. Der heiligen Messe ließ er eine Stunde Danksagung folgen. Die große Liebe zur Armut, die sein abgetragenes Kleid, seine ärmliche Lebensweise auf den Missionsfahrten, sein ganzes

[1] Cf. L. degli Oddi, Vita di Anchieta p. 120—21.

Wesen atmete, trieb ihn an, mit besonderer Andacht das Jesuskind in der Krippe mit seiner Armut zu umfassen. Die allerseligste Jungfrau verehrte er besonders unter dem Titel: »Du wunderbare Mutter«. Bei seinen Wundern rief er oft den heiligen Joseph an.

Almeida folgte auch des P. Anchietas Beispiel und Lehre in seiner heldenhaften Abtötung. Als er 76 Jahre zählte, mußte er einst seine Bußwerkzeuge seinem Obern zeigen, der besorgt war, Almeidas Kräfte möchten unter der gar harten Behandlung, die er sich angedeihen ließ, zusammenbrechen. Bei der Gelegenheit sagte dieser: »Hochwürden müssen sich nicht wundern; Gewohnheit bringt alles fertig. Das war immer die Waffe in meinem Kriege gegen den Teufel auf meinen Missionen, in der Wildnis und auf den mühseligen Märschen, die der Gehorsam mir auferlegte. Ich wurde von meiner frühesten Jugend an gelehrt, sie zu gebrauchen, von meinen ersten Führern und besonders vom erlauchten Pater Joseph Anchieta. Auch habe ich nie gemerkt, daß sie meine Tatkraft behinderten in der Erfüllung der Aufgaben, die der Gehorsam von mir verlangte, ich fühle mich vielmehr dadurch gekräftigt, wie Hochwürden aus Erfahrung bestätigen können.«

Dem Apostel Brasiliens, Anchieta, glich Almeida auch in der durch Wunder von Gott unterstützten Tätigkeit für das Heil der Seelen. Die erste Zeit nach seiner Priesterweihe 1602 wanderte er in der Capitania Espirito Santo auf den Spuren Anchietas, durcheilte in allseitiger Sorge für die Eingeborenen Wälder und Dörfer, unterrichtete, taufte, segnete die christlichen Ehen ein, besonders aber nahm er sich der Armen und Kinder an.

1607 weilte P. Emanuel de Lima als Ordensvisitator in Brasilien. Auf sein Betreiben wurde ein Plan wieder aufgenommen, den man schon früher gefaßt hatte, den Carigen, die mehr im Innern des Landes wohnten, das Evangelium zu verkünden. Unter denen, die sich zu diesem apostolischen Unternehmen anboten, wurden P. de Almeida und Alfons Gaga auserwählt. Auf gefahrvollen Wegen gelangten die beiden Missionäre zu dem friedlichen Völkchen und wurden gut aufgenommen. Ihre Beredsamkeit und ihre Tugend bereiteten der Gnade

Gottes den Weg. Das Hauptdorf wurde bekehrt, und de Almeida begann seine Eroberung weiter auszudehnen. Aber da kam unerwartet ein Angriff der nahen Aabac, eines äußerst wilden, den Portugiesen und Christen feindlichen, menschenfressenden Stammes. Die Überraschung und Bestürzung war groß, und der Mut der Neubekehrten drohte zu schwinden. Viele flohen. Da stellte sich Almeida an die Spitze der Angegriffenen, belebte, das Kreuz als Siegespanier erhebend, ihren Mut und die Aabac wurden zurückgeschlagen. Aber welch trauriger Anblick bot sich nach dem Siege dem Auge des liebreichen Apostels dar. So manche Kleine lagen da, von den Pfeilen der Aabac durchbohrt, ohne das Sakrament der Wiedergeburt empfangen zu haben. Da bestürmten sein Glaube und seine Liebe die Allmacht und Vatergüte Gottes. Sein wundertätiger Glaube war der Erhörung gewiß. Und so geschah denn, was man vielleicht nie in der Christenheit gesehen hatte und was man kaum glauben möchte, wenn es nicht so manche Zeugen unter Eid bekräftigt hätten. Der Diener Gottes ging von dem einen dieser kleinen Toten zu den andern, schloß sie in seine Arme und drückte sie an sein Herz, erweckte sie von ihrem Todesschlummer und taufte sie alle. Dann schlossen sie wieder ihre Äuglein, und ihre Seelen flogen glücklich hinauf, mit den Seelen der Kleinen von Bethlehem sich des Angesichtes Gottes zu freuen.

Es war die Sitte der dortigen Missionäre, die Bekehrten zu bewegen, sich in der Nähe der christlichen Orte niederzulassen. Auch der Stamm der Carigen folgte seinem wundertätigen Apostel, der sie in die Nähe von S. Paulo führte. Der Marsch der Männer, Weiber und Kinder dauerte drei lange, gefahr- und mühevolle Monate.

Endlich langte P. de Almeida mit den Neubekehrten in S. Paulo an und nahm für die nächsten Jahre die Seelsorge von vier Dörfern zugleich auf sich, bis ihn der Gehorsam nach dem Süden Brasiliens, zu den ackerbautreibenden, heidnischen Patos rief.

Februar 1617 schifften sich P. Almeida und Johannes Fernandez[1], der ihm zugesellt war, im Golfe von Rio de Janeiro

[1] Cf. Pastells, Historia de la C. d. J. en la Provincia del Paraguay t. 1912 p. 197.

für diese neue Expedition ein; das Volk nahm die Predigt der beiden Apostel günstig auf trotz der Gegenwirkung der Zauberer, die große Macht hatten. Viele Patos bekehrten sich und wurden getauft. P. Almeida predigte nicht nur durch das Wort; Gott sandte ihm eine schmerzhafte Krankheit, und die Weise, wie er diese ertrug, war neben seinem sonstigen heiligen Beispiel den Heiden und Neuchristen eine eindringliche Predigt. Nun befiel aber die Patos eine ansteckende Krankheit, der viele erlagen. Die Zauberer triumphierten. Das sei die Rache der Geister; die Krankheit werde nicht eher weichen, bis man die Verkünder des den Geistern feindlichen Glaubens vertrieben habe. In dieser gefährlichen Lage kam P. de Almeida auf den glücklichen Gedanken, den von den Seuchen befallenen Indianern einen Aderlaß anzuraten. Der half den Kranken, und die Zauberer waren geschlagen. Trotz des glücklichen Fortganges des Bekehrungswerkes mußten aber die Patres ihre liebgewordene Tätigkeit verlassen. Die Mission war wegen der anderweitigen dringenden Arbeiten von vornherein nur als vorübergehend gedacht, und die Zeit, welche die Obern festgesetzt hatten, war abgelaufen. Missionären wie Neubekehrten wurde der Abschied schwer. Die Patos willigten nur unter der Bedingung in die Abreise der Patres ein, daß sechs Abgesandte von ihnen mit nach Rio de Janeiro ziehen durften, um beim Gouverneur und Provinzial die baldige Rückkehr der Glaubensboten zu betreiben. Mitte März 1619 war man wieder in Rio de Janeiro.

Ein Stamm ganz anderer Art waren die Goaitaraz, nördlich von Rio de Janeiro. Ihr Vorderkopf war glatt rasiert, vom Hinterkopf fiel das dichte Haar wie eine Mähne auf die Schultern herab und gab den starken Männern ein kriegerisches Aussehen. Wohl brachte Jagd und Fischfang ihnen reiche Beute, aber die um ihre Hütten aufgehäuften Knochen zeigten, mit welcher Leidenschaft sie der Menschenfresserei ergeben waren. Da die portugiesische Behörde mit den Waffen den Stamm nicht bändiger konnte, wandte man sich wiederum an die Väter der Gesellschaft Jesu. Es gehörte viel Mut dazu, einen Missionsversuch bei diesem Volke zu unternehmen. Einige Monate nach der Rückkehr von den Patos, im Sept. 1619, machte sich P. de

Almeida, dessen Eifer und Geschick erprobt war, mit P. Johannes Cobald auf den Weg. Mit Mühe drang man durch die unwegsamen Wälder zu den Barbaren vor. Aber die Aufnahme war über Erwarten gut. Die Erhabenheit der christlichen Lehre leuchtete dem Geiste dieser Barbaren auf, die Keuschheit der Missionäre, die ihnen gegenüber ihrer rohen Sinnlichkeit wie ein Wunder erschien, zog ihre Herzen auch an. Sie boten also Aussicht auf Bekehrung; da die Getauften außerdem versprachen, sich bei Kap Frio niederzulassen und einen Allianzvertrag mit den Portugiesen zu schließen, herrschte in Rio de Janeiro bei der Rückkehr der Missionäre große Freude ob dieses unerhofften Erfolges.

Noch mehr aber freute sich Almeida, als man ihn gegen Ende 1620 wieder zu den Patos schickte, dort eine Niederlassung zu gründen. P. Aransio begleitete ihn. Bei ihrer Ankunft küßte man ihnen Hände und Füße, ja selbst die Spuren ihrer Schritte vor Freude! Bald war eine Hütte für die Patres fertig und stand ein Kirchlein da. Gewiß waren die Früchte der Predigt trostreich, aber dennoch entsprachen sie nicht den Erwartungen, welche die Patres gehegt hatten. Schuld war die immer noch große Macht der Zauberer. Dann aber auch eine Meinungsverschiedenheit der zwei Missionäre. P. Aransio war ein Mann streng gegen sich, aber auch gegen andere. Er verlangte von seinen Neubekehrten gleich sehr viel. P. de Almeida war wohl gegen sich streng, aber gütig und mild zu seinen Gläubigen. Tugend und und Erfahrung hatten diese Eigenschaften seines Wesens nur gesteigert. Er glaubte, bei den noch soeben in die Laster versunkenen Neubekehrten zuerst mit dem Wesentlichen sich zufrieden geben zu sollen. Sonst mache man das Joch schwerer, als es den Absichten Gottes entspreche, und hindere größeres Gute! Aber Aransio, der Obere, blieb bei seiner Meinung und wollte, auch sein Untergebener solle nach diesen Gesichtspunkten vorangehen. In dieser schwierigen Lage wandte sich P. de Almeida an den Provinzialobern. Dieser berief den Untergebenen ab, legte aber P. Aransio auf, ein milderes Vorgehen einzuschlagen und so die Annahme des Glaubens zu erleichtern.

Was P. de Almeida an Kräften und Jahren noch übrig

war, verwandte er von nun ab hauptsächlich auf die verschiedenen Bevölkerungsklassen der Küstenstädte. Zuerst war das üppige São Paulo das Zentrum seiner Tätigkeit, sodann Santos, wo er vier Jahre wirkte, von 1639 an Rio de Janeiro und Umgegend. Noch in seinen alten Tagen — er wurde 81 Jahre alt — bat er, ihm doch ja die Sorge für die Kranken und Sterbenden zu lassen, mochten auch die Wege noch so beschwerlich sein. »Das Leben ohne die Dienstleistungen der Liebe wäre eine Bürde für mich, und ich wäre sehr schuldbar, wollte ich darauf verzichten, die Beichten der Kranken zu hören und sie auf den Tod vorzubereiten. Weiß ich doch, wie wichtig dieser Augenblick ist, daß eine große Anzahl verloren geht, weil sie keinen Beichtvater finden, der sie gut vorbereitet.« Viel liebende Sorge weihte der apostolische Mann den zahlreichen Negersklaven, die von ihrer afrikanischen Heimat auf die Zuckerrohrpflanzungen Brasiliens verschleppt waren. Er trat bei den Herren für mildere Behandlung ein, besuchte sie in ihren Krankheiten, linderte ihre Not; insbesondere aber unterrichtete er sie mit großer Geduld und Sanftmut. So ward der große Diener Gottes ein würdiger Vorläufer des heiligen Petrus Claver, des bewunderungswürdigsten Apostels der Negersklaven in Südamerika.

Aus seiner Wirksamkeit in diesen Küstenstädten mit ihren Dörfern wird eine Fülle wunderbarer Tatsachen berichtet.

So hatten die Holländer 1641 die Hauptstadt Loanda vom portugiesischen Angola an der westafrikanischen Küste genommen. Eine Flotte fuhr 1647 von Lissabon, 1648 von Rio de Janeiro aus, um die Stadt wiederzuerobern. Der Kommandant, Salvator Correa de San Benavidio, empfahl dem Diener Gottes das Unternehmen. Dieser verbrachte mehrere Tage in eifrigem Gebete. Dann versprach er im Namen Gottes dem Befehlshabe den Sieg, wenn er bestimmte Bedingungen religiöser Art erfülle. Aber nach einiger Zeit verbreitete sich in Rio de Janeiro die Kunde, Correa sei geschlagen und getötet und die Holländer schickten sich an, Brasilien zu erobern. Man verfluchte die Expedition, und auch P. de Almeida mußte harte Worte hören Aber seine Seele blieb ruhig. Er verkündete, die Portugiesen hätten gesiegt, beschrieb genau die Art der Einnahme Loandas

und fügte hinzu, am Feste der heiligen Ursula werde diese freudige Kunde Rio de Janeiro erreichen. Und so war es.

Am 22. Juli 1653, am Feste der heiligen Maria Magdalena, teilte er voll Freuden den Obern eine Prophezeiung anderer Art mit, Gott habe ihm heute im Gebete ein Doppeltes offenbart, er werde noch in diesem Jahre sein Leben beschließen, und er gehöre zur seligen Schar der Auserwählten. Frohlockend bat er, mit ihm Gottes Vatergüte zu danken. Er hatte im Leben öfter darum gebeten, am Weihnachtstage zu sterben, eine Bitte, zu der ihn seine große Andacht zur Armut des Jesuskindes trieb. Aber im letzten Jahre war seine Sehnsucht nach dem Tode so groß, daß er Gott anflehte, ihn eher zu sich zu nehmen. Er starb am 24. September 1653, nachdem er mehr als 60 Jahre in der Gesellschaft als ein würdiger Schüler und Nachfolger des großen Anchieta gelebt und gearbeitet hatte.

2. Peru.

Johann Sebastian de la Parra[1]. († 1622)

P. Johann Sebastian de la Parra war der erste der Diener Gottes, die durch ihr heiliges Leben und ihren seligen Tod die vom heiligen Franz Borgias 1567 gegründete Ordensprovinz Peru zierten. Fürwahr, wir dürfen in ihm einen würdigen Führer solch glorreicher apostolischer Gestalten begrüßen! Der spätere Assistent für die spanischen Provinzen beim Ordensgeneral, Alfons Carillo, sagte einmal voll Bewunderung für die Heiligkeit seines früheren Lehrers: »Wahrlich, ich würde mit bloßen Füßen bis ans Ende der Welt gehen, um P. de la Parra wiederzusehen.« Gabriel de Zarate aus dem Predigerorden, Bischof von Guamanga in Peru, machte die eidliche Aussage, das ganze Leben des P. Johann Sebastian scheine ihm ein fortwährendes Wunder gewesen zu sein. Ganz Peru nannte ihn mit Stolz seinen Apostel und seinen Chrysostomus. Und wollte man die Heiligkeit eines Mannes preisen, so sagte man, er sei »ein anderer Juan Sebastian.«

[1] Saldamando S. J., Los antiguos Jesuitas del Perú, Lima 1882, 328—337. — A. Astrain S. J., Historia de la Comp. de Jesús en la Asistencia de España, Tom. IV, V, Madrid 1913, 1916.

In Daroca in Aragonien 1547 von vornehmen Eltern geboren, studierte Johann Sebastian in Saragossa und Alcala, wo er sich als einer der fähigsten Philosophen und Theologen erwies. Auf die Gesellschaft Jesu wurde der Student besonders aufmerksam durch die Verleumdungen, die er in Saragossa über sie hörte. Näherer Verkehr mit einem Jesuiten erfüllte ihn mit großer Hochachtung für den Orden; seine Berufung zur Gesellschaft wurde aber erst in Alcala durch die Lesung des ehrw. Ludwig von Granada aus dem Predigerorden und die Predigten des P. Ramirez aus der Gesellschaft Jesu zur Reife gebracht Er begann am 6. April 1566 sein Noviziat.

Nachdem er sich einmal Gott rückhaltlos hingegeben hatte, waren seine Schritte auf dem Wege der Vollkommenheit die eines Riesen. Seit er die nach dem Noviziate wiederaufgenommenen theologischen Studien beendet hatte, machte er es sich zum Gesetz, wenigstens sechs Stunden täglich dem Gebete zu widmen. Dieses Gebetsleben sollte sich in seiner apostolischen Laufbahn immer mehr zu einem ganz außergewöhnlichen gestalten. Wie sein heiliger Ordensstifter Ignatius von Loyola, erforschte er nach jeder Stunde sein Verhalten. Für jeden Fehler den er fand, legte er sich eine kleine Buße auf und pflegte sehr die Stoßgebetchen. Besonders häufig hörte man ihn voll Ergriffenheit die kurzen Worte aussprechen: »O großer Gott!« Er hielt sich jeden Monat einen Tag von den Geschäften frei und weihte ihn dem Gebete. Jedes Jahr machte er dreimal Exerzitien, und zwar hin und wieder 30—40 Tage lang. Das kirchliche Offizium betete er selbst nach anstrengenden Reisen in den unwirtlichen Gegenden Perus nur auf den Knien. Die Andacht zum heiligen Sakramente trieb ihn dazu, oft in einer stillen Kapelle des Hauses die heilige Messe zu lesen, um so, ohne andere zu stören, 3—4 Stunden Zeit zu haben. Man kam stundenweit, sich an seiner Andacht während der heiligen Messe zu erbauen. Um trotzdem seine vielen Geschäfte erledigen zu können, pflegte er sich schon um 1 Uhr nachts zu erheben, nachdem er nur ein paar Stunden auf einem Brett Ruhe gefunden hatte.

Das zweite Mittel, wodurch P. de la Parra seine Seele zu den apostolischen Tugenden geeignet machte, war seine helden-

hafte Selbstverleugnung. Er genoß während der Exerzitien nur etwas Kleienbrot, die Speise der peruanischen Sklaven. Die Vorabende aller Hauptfeste und aller Feste der Mutter des Herrn fastete er bei Wasser und Brot, seine täglichen Kasteiungen waren äußerst grausam. Im Verkehr mit den Frauen waren seine Blicke immer gesenkt. Einst konnte er die Einladung zu einem der im spanischen Amerika so beliebten Schaustücke nicht abschlagen. Bei einem Theater, das acht Stunden dauerte, war er zugegen, ohne auch nur die Augen zur Bühne zu erheben. Gebet und Selbstüberwindung begleiteten bei dem apostolischen Mann eine rastlose Tätigkeit.

Auf seine inständigen Bitten hin wurde P. de la Parra 1581 in die Mission von Peru gesandt. Die dortige Provinz zählte bei seiner Ankunft etwa 130 Mitglieder, kurz vor seinem Tode, vierzig Jahre später, waren es gegen 370. Die größere Anzahl wohnte in Lima, weil dort der Ausgangspunkt für die Missionen, ferner das Studienhaus, das Noviziat und ein Konvikt sich befanden. Die übrigen Jesuiten waren über das ganze spanische Südamerika zerstreut. Umfaßte doch die Provinz Peru während des ersten Provinzialats des P. de la Parra auch Chile, Paraguay, Neu-Granada. Aber an eine persönliche Visitation dieser Gebiete konnte bei den ständigen Amtsgeschäften des Provinzials wegen der ungeheuren Entfernungen keine Rede sein. So blieb dem in Lima residierenden Provinzial die Möglichkeit, seinen apostolischen Eifer auch unmittelbar der Bevölkerung zuzuwenden.

P. Johann Sebastian war in der Neuen Welt zuerst Gehilfe des Provinzials für die Visitationsreisen und andere Amtsgeschäfte. Schon bald aber wurde er Oberer des neugegründeten Kollegs von Potosi und bekleidete von da an immer ein wichtiges Amt, sei es als geistlicher Vater oder als Rektor oder als Provinzial. Mit siebzig Jahren sollte er noch als Visitator nach Mexiko gehen; seine gebrochene Gesundheit machte jedoch die Reise unmöglich.

In der Tätigkeit für die Spanier war der Aufschwung, den P. de la Parra in den langen Jahren seiner Wirksamkeit den Marianischen Kongregationen gab, von nachhaltigster Wirkung.

Die Kongregation der Studierenden am Kolleg in Lima teilte er als Provinzial in zwei, eine für die höheren, eine für die niederen Klassen und gründete selbst 1598 zwei neue Kongregationen für andere Stände, die beide in den andern Städten Perus, ja auch im weiteren Südamerika ihre Nachbilder finden sollten.

Die eine war für Laien aus der bessern Gesellschaft: Richter, Ritter, Großkaufleute. Der Provinzial selbst führte sie, wenn er in Lima anwesend war, jede Woche zum Besuch der Spitäler und Gefängnisse und regte auch zu andern Werken der Nächstenliebe an. Tägliche heilige Messe und Gewissenserforschung, häufige Beicht und Kommunion wurden zur Gewohnheit. Im Jahre 1609 zählte diese Kongregation 600 Mitglieder.

Überzeugt, daß es eine der Hauptaufgaben der Gesellschaft sei, dem Klerus im Streben nach standesgemäßer Heiligung behilflich zu sein, schreckte P. de la Parra vor keiner Schwierigkeit zurück, um als Erster von der Gesellschaft Jesu in Peru eine Kongregation von Priestern in Lima zu gründen. Der Erfolg war durchschlagend. Alle Kanoniker und Pfründner der Kathedrale, alle bedeutenderen Persönlichkeiten unter dem zahlreichen Weltklerus Limas schlossen sich ihr an. Im Jahre 1600 gehörten neunzig zu ihr. Auch sie hatten ihre wöchentliche Predigt und ihren Spitalbesuch unter Leitung des P. de la Parra. Bei einem solchen Besuche umarmte er einmal bewegt einen Dekan, der eben einem armen Kranken das Bett machte, und brach dabei in die Worte aus: »Herr Dekan, welch großen Lohn wird Gott für diese kleinen Werke verleihen!« Viele Kleriker, die ein ärgerniserregendes Leben geführt hatten, gingen in sich. Es zeigte sich ein neuer Geist in den Übungen der Frömmigkeit und in der priesterlichen Tätigkeit. Bischöfe und andere tüchtige Männer gingen aus der Kongregation hervor. Um den Eifer aller rege zu erhalten und zugleich eine Auswahl aus ihnen zu noch größerer Vollkommenheit priesterlichen Wandels und apostolischer Wirksamkeit zu erziehen, bildete P. de la Parra im Schoße dieser Kongregation eine Vereinigung, deren Mitglieder er jede Woche in seinem Zimmer versammelte und in vertrautem Verkehr mit seinem Geiste zu erfüllen suchte.

Wie theologisch gründlich und zugleich praktisch die Leitung war, die der Diener Gottes dem Weltklerus angedeihen ließ, verrät uns sein Werk »Über die Vorzüge und Pflichten des geistlichen Standes«. Vom Werte des Buches zeugt die Tatsache, daß es auf Befehl des Generals der Gesellschaft ins Lateinische übersetzt wurde.

Das Wirken des P. de la Parra als Leiter der Kongregation war unmittelbar nur auf kleinere Kreise berechnet, wenn auch die mittelbare Wirkung auf die Gesamtheit ging und gewaltig war. Gottes Vorsehung hatte ihn aber auch zum außerordentlich erfolgreichen Prediger für alle berufen. Seine Vorbereitung zu den einzelnen Predigten bestand im Lesen der heiligen Schrift, eines heiligen Kirchenvaters oder -Lehrers, in Gebet und in Akten der Demut, wie den Dienstleistungen in der Küche. Der Stil des Predigers hatte wohl eine persönliche Note und war beredt, aber nicht gesucht, gefiel den Gebildeten und blieb dem gewöhnlichen Manne verständlich. Sein Freimut durfte sich erlauben, was andere, denen der Ruf eines Heiligen nicht voranging, nicht nachahmen konnten. Er predigte alle Freitage auf den Plätzen; in der Fastenzeit oft vier bis fünfmal die Woche. Wo immer eine große Predigt zu halten war, wurde P. Johann Sebastian eingeladen. So hielt er auch 1610 beim Begräbnisse des heiligen Franziskus von Solano eine viel bewunderte Rede; es habe, so urteilten alle, der Apostel über den Heiligen gepredigt.

Galten auch die persönlichen Mühen und Arbeiten des P. de la Parra in erster Linie den Spaniern, so förderte er doch mächtig die Missionen unter den Eingeborenen. Als Rektor von Potosí ging er selbst auf Missionen in der Umgebung und lebte auf ihnen nur von Brot, Früchten und etwas Käse. Auch das Kongregationsleben unter den Indianern und Negern brachte er zu hoher Blüte. Er war dabei besonders bedacht, den Kongreganiſten eine vollständige Kenntnis des Katechismus zu vermitteln, und wie sie selbst, so auch durch ihren Einfluß die anderen von gewissen Lastern, die besonders den Sonntag entweihten, frei zu halten. Immer und immer wieder ermunterte und unterstützte er die Patres, die solche Kongregationen leiteten, versah

sie mit kleinen frommen Andenken, die sie den Indianern austeilen konnten, usw.

Voll Sorge für diejenigen, die noch im Schatten des Heidentums saßen, verstärkte er die Missionäre im Gran Chaco und Tucuman, gründete weitere Vorposten in Paraguay, ermunterte die Patres in Peru und Ecuador, ihre Missionen auch bis zu den Ländern auszudehnen, wohin die Waffen der Spanier noch nicht reichten. Der Erfolg entsprach aber nicht den Wünschen und ungeheuren Anstrengungen, die solche Expeditionen den apostolischen Männern auflegten. Sowohl in Peru als Ecuador floß das Blut der Märtyrer fast ohne Bekehrungen. Dort fiel P. Michael Urrea, hier P. Raphael Ferrer den Wilden zum Opfer.

Eine wichtige, aber ungewöhnliche und seltsame Aufgabe erwuchs der Ordensprovinz Peru während des zweiten Provinzialates des P. de la Parra. Im Jahre 1696 hatte der Pfarrer eines Indianerbezirkes der Provinz Huarochiri, Dr. Franz Davila, bei seinen Getauften Götzenbilder entdeckt, die sie noch abergläubisch verehrten. Bald fand man auch in mehreren anderen Provinzen Perus zahlreiche Götzenbilder, Leichen und andere Gegenstände, an denen viele zum Christentum Bekehrte noch voll Aberglauben hingen und die sie deshalb in Brunnen, Höhlen, unterirdischen Räumen versteckt hielten. Erzbischof und Vizekönig nahmen sich mit Ernst der Sache an. Für jede Provinz wurde ein Visitator ernannt der bei den getauften Indianern richterliche Untersuchung auf Aberglauben anstellen, und sie im Falle hartnäckigen Festhaltens bestrafen sollte. Jedoch Erzbischof und Richter kamen ebenfalls überein, für jeden Visitator zwei Patres der Gesellschaft zu erbitten. Diese sollten auf dem Wege der Belehrung, der Güte und Liebe die Indianer von der Torheit der abergläubischen Gebräuche überzeugen, sie dahin zu bringen suchen, von selbst die Gegenstände, die dem alten Aberglauben noch Nahrung boten, einzuliefern. Der glaubenseifrige Provinzial ergriff mit Feuereifer diese Gelegenheit, die Indianer wahrhaft im Innern zu erneuern und zu der Reinheit der christlichen Religion zu erheben. Er stellte nicht weniger als sechs Patres zur Verfügung. Der Erfolg war ausgezeichnet. Der

Erzbischof schrieb schon 1611 an den König Philipp III., um ein Dankschreiben an den Provinzial zu erbitten.

Der glückliche Erfolg der Arbeiten der Gesellschaft Jesu in Peru in jenen Zeiten setzte sorgsame Pflege des Geisteslebens bei den Mitgliedern der Gesellschaft und echt apostolischen Eifer in den Arbeiten voraus. Zu beiden trug der P. Juan Sebastian in großem Maßstabe bei.

Machtvoll war das Wort seiner Ermunterung, wenn er als geistlicher Vater seine Ansprachen hielt. Einst wohnte ein Pater, der eben aus Spanien angekommen war, einer solchen Ansprache bei und sah den Eifer in der Mitbrüder Abtötung und im gesamten Tugendleben. Er war wie außer sich und schrieb darüber nach Spanien in den bewundernd sten Ausdrücken. Besorgt und liebevoll war P. Juan Sebastian als geistlicher Vater im Verkehr mit dem einzelnen. Er rief die jungen Ordensmitglieder oft zu sich, um mit ihnen von Gott und der Vollkommenheit zu reden. Und wie tröstete er sie in ihren Bekümmernissen! Als er einmal von einem großen Verdruß hörte, der einen jüngeren Mitbruder betroffen hatte, ließ es ihm keine Ruhe. Er kam noch am Abend, als sich der Frater schon zur Ruhe begeben hatte, in seine Zelle, um ihn nicht ohne Trost zu lassen.

Die jährlichen Visitationsreisen, die P. de la Parra als Provinzial unternahm, waren eine Erbauung und Aneiferung für alle. Wie einfach der Provinzial daherkam mit seinen Begleitern! Einst bat eine Person, die eine kirchliche Würde bekleidete, den durchreisenden Jesuitenprovinzial, für ein Mahl, zu dem viele geladen waren, ihm seine Schüsseln zu leihen. Es konnten ihm nur halbe Kürbisschalen gesandt werden, die Schüsseln der Armen jener Gegenden In den Dörfern, durch die der Provinzial mit seinem Begleiter kam, war der erste Gang stets zum Kirchlein; dann nahm er ein Glöcklein und brachte mit ihm Indianer, Neger und Kinder zusammen, um sie zu katechisieren und Beicht zu hören Bevor er dann, im Kolleg angekommen, seine Amtsgeschäfte begann, machte er zwei bis drei Tage eine Art Exerzitien unter Gebet und Fasten. Während dieser Tage dehnte er auch die heilige Messe auf 2—3 Stunden aus und erflehte in ihnen den glücklichen Ausgang der Visitation. Auch

durch Übungen der Demut, wie häufiges Dienen in der Küche, suchte er den Segen des Himmels herabzuziehen.

Mit wahrem Feuereifer spornte er alle an zur vollkommenen Beobachtung der heiligen Regeln und zur eifrigsten Arbeit im Weinberge des Herrn. Dabei führte er oft das Wort des heiligen Gregors von Nazianz an: »Die vor uns waren, lebten für uns; wir müssen für diejenigen leben, die nach uns kommen.«

Nichts machte ihm größeren Kummer, als wenn er einen seiner Untergebenen in schwerer Versuchung wußte, so daß er Gefahr lief, untreu zu werden und die Gesellschaft Jesu verlassen zu müssen. »Da geschieht es mir,« so sagte er einst, »daß ich neun Uhr abends in die Kirche gehe, um ihn Gott anzuempfehlen und dort mich noch um zehn Uhr befinde, um elf Uhr, um zwölf Uhr, um eins, um zwei und drei und vier, ja mich von dort nicht entferne, sondern immer unsern Herrn um Rettung anflehe. Und wenn ich dann den Verirrten nicht auf den rechten Weg zurückbringen kann, sondern mich gezwungen sehe, ihn aus der Gesellschaft zu entlassen, so durchbohrt es mir das Herz.«

Wohl war der Eifer des P. de la Parra in seinem doppelten Provinzialat überaus groß, die Früchte der zweiten Amtszeit waren aber denen der ersten nicht wenig überlegen. Anfangs hatte der heilige Mann nämlich die Strenge, mit der er sich selbst behandelte, mehr als die Klugheit es erlaubte, auch auf andere angewandt, hatte zu sehr gesucht, Fehler bei ihnen zu verhindern, und nicht genug bedacht, daß die beste Weise, diese zu vermeiden, darin zu bestehen pflegt, mit Milde zum Tugendstreben Mut zu machen. Aus dieser allzu herben Strenge hatten sich Unzuträglichkeiten ergeben, die durch äußere unvorhergesehene Umstände sich zu bedeutenderen Mißständen auswuchsen. Im zweiten Provinzialate hören wir von diesem Fehler, auf den ihn die Obern aufmerksam machten, nichts mehr. Alles lobte nur mehr seinen heiligen Eifer und seine kluge Regierungsweise. Und so schreibt ein nüchterner Beurteiler wie Astrain dem Provinzialate des P. de la Parra und seines heiligmäßigen Nachfolgers Diego Alvarez de Paz es zu, wenn die Provinz Peru im Innern ein selten geordnetes religiöses Leben und nach außen eine auffallend ersprießliche Tätigkeit entfaltetete.

Im Jahre 1622 legte sich der nimmer rastende P. Johann Sebastian de la Parra im fünfundsiebzigsten Jahre seines Alters zum Sterben nieder. Aber vor seinem Tode, am 22. Mai sollte diesem würdigen Sohne des heiligen Ignatius, der für die Gesellschaft Jesu und das Heil der Seelen in Peru und weit darüber hinaus so vieles gewirkt und gelitten hatte, noch ein großer Trost zuteil werden. Am 12. März des gleichen Jahres hatte zur Freude der ganzen Gesellschaft und unter dem Jubel der heiligen Kirche in Rom die feierliche Kanonisation des heiligen Ignatius stattgefunden. Die Nachricht von ihr konnte aber bei den damaligen Verkehrsverhältnissen in so kurzer Zeit den Sterbenden nicht erreichen. Da trat der Diener Gottes Diego Martinez aus der Gesellschaft Jesu an das Sterbett des Paters und verkündete, von Gott mit dem Blick des Sehers begabt, dem freudebewegten Sohne die Verherrlichung seines Vaters.

Wegen der überragenden Tugenden des P. de la Parra und der Wunder, die man ihm zuschrieb, ward auch über sein Leben der kanonische Prozeß von der bischöflichen Behörde aufgenommen und nach Rom gesandt.

P. Jakob Alvarez de Paz[1]. († 1620)

P. Jakob (Diego) Alvarez de Paz ist bekannt als einer der bedeutendsten aszetischen und mystischen Schriftsteller der nachtridentinischen Periode, ebenso groß aber auch als vollkommener Aszet, heiligmäßiger Ordensmann und als weitschauender, kluger und zugleich milder Oberer.

1560 in Toledo geboren und nach den philosophischen Studien mit 18 Jahren in die Gesellschaft eingetreten, hörte er in Alcalá die Theologie, kam 1585 nach Peru und war stets entweder Professor oder Oberer.

In diesen Stellungen waren 22 Jahre dahingegangen, als er 1607 den ersten Foliobanb seiner Gesamtlehre über das geistliche Leben vollendet hatte, auf den er, wie es in der Widmung

[1] Poulain, Dict. de théol. cath. 1903 I. col. 928—930. — E. M. Rivière, Dict. d'Hist. et de Géogr. ecclés II. col 884—5. — Cornely' Kirchenlexikon 666. — Astrain IV. — Saldamando, 349. — C. Sommervogel, Bibl d. l. Comp. de Jésus, Nouvelle éd. I 253.

an Paul V. heißt, alle Zeit, die die Ämter ihm ließen, verwandt hatte. Der Band erschien in Lyon 1607. Nach vier Jahren war der zweite, nach weiteren vier Jahren der dritte Band vollendet. Der erste Band enthält in fünf Büchern die Lehre über die christliche Vollkommenheit im allgemeinen (De vita spirituali eiusque perfectione libri quinque). Der zweite Band hat den Titel: »Über die Ausrottung des Bösen und die Beförderung des Guten«, und behandelt die Flucht vor der Sünde, die Ausrottung der Laster, den Sieg in den Versuchungen; dann die innere und äußere Abtötung, die Tugend in ihrem Wesen und in ihren Mitteln, und geht schließlich auf die Demut als den Grund aller Tugenden, auf Armut, Keuschheit und Gehorsam besonders ein. Der dritte Band heißt: »Über die Weise, Frieden zu finden, oder das Streben nach dem Leben des Gebetes«. Er ist ganz der Lehre vom Gebete gewidmet.

Die charakteristischen Vorzüge dieses Gesamtwerkes über Aszese und Mystik sind: Erstens Klarheit, Bestimmtheit und Zuverlässigkeit, zweitens die Vollständigkeit der Lehre, die das gesamte Gebiet der Aszese und Mystik umfaßt, drittens die überreiche Fülle der Erudition besonders aus den Vätern und kirchlichen Lehrern, mit der er die Lehrpunkte beweist und erläutert, viertens die zarte Frömmigkeit, die über die ganze Darstellung ausgegossen ist, fünftens leitet der Verfasser nicht nur durch die Lehre zum Gebet an, sondern weite Teile seines Buches über das Gebet sind selbst in tiefe Gebete gekleidet, so der gesamte Betrachtungsstoff über den Heiland, die Heiligen und über das Wesen Gottes.

Diese Vorzüge machen es verständlich, daß das große Werk trotz seiner Breite in Anlage und Ausführung sowohl in Deutschland als auch in Frankreich ein zweites Mal gedruckt, ja 1876 noch eine neue Ausgabe in Paris veranstaltet wurde, daß ferner in verschiedenen Ländern und Sprachen immer wieder bis heute einzelne Teile davon teils unverkürzt, teils im Auszug herauskommen.

»Wer die Bücher des P. Alvarez in Händen hat,« sagt Astrain, »braucht nicht zu anderen Enzyklopädien und Sammlungen über geistliche Gegenstände zu greifen, in ihnen wird er alles finden,

um die verschiedenen Lehren über die christliche Vollkommenheit zu beweisen[1].«

Was seine Feder über die Vollkommenheit niederschrieb, das leuchtete in seiner Persönlichkeit auf herrliche Weise hervor. Seine Vereinigung mit Gott war so vollkommen, daß er, wie er seinem Beichtvater gestand, in 25 Jahren während all der Geschäfte, die ihm als Professor und Oberer oblagen, das Herz auch nicht einen Augenblick von Gott abwandte. Nicht selten geschah es, daß ihn beim Auseinandersetzen theologischer Wahrheiten oder bei der Predigt die Gottesliebe so übermannte, daß er nicht weiterfahren konnte. die Kräfte ihn verließen und man ihn in seine Zelle tragen mußte. Seine Demut gab ihm deshalb den Gedanken ein, sich der Predigt zu enthalten; aber nach einiger Zeit des Schweigens offenbarte ihm der Herr, er solle seine gewöhnliche Tätigkeit wieder aufnehmen. Außer mehreren Stunden, die er täglich dem Gebete widmete, weihte er der Vorbereitung auf die heilige Messe, dieser selbst und der Danksagung zwei Stunden. Einmal, so gestand er selbst, umarmte ihn der Heiland bei der heiligen Messe mit großer Liebe und Zärtlichkeit. Ihn selbst habe dabei eine solche Freude wegen dieser Herablassung des Herrn durchströmt, daß er aus Wonne fast gestorben wäre. Auch andere außerordentliche Gaben teilte Gott ihm im Gebete mit.

Von der Reinheit der Seele, über die er sehr eindringlich geschrieben hatte, war er selbst ein wunderbares Beispiel. Er verharrte nicht nur ohne schwere Sünden sein Leben lang in der Gnade Gottes, der kluge, wohlüberlegende Mann konnte sich nach 26 Jahre vor seinem Tode durch ein Gelübde verpflichten, nie auch nur eine freiwillige läßliche Sünde zu begehen. Trotzdem war sein Gewissen von solcher Zartheit, daß er täglich vor der heiligen Messe beichtete.

Als Oberer hatte der tiefe Lehrer der Aszese und Mann der Wissenschaft, der aufs klarste die Abhängigkeit eines fruchtbaren Apostolates selbst unter den Ungebildeten und Indianern von Wissenschaft und Aszese durchschaute, klare Grundsätze. Er hat

[1] Hist. de l. Comp. IV 89.

sie in einem Schriftstück niedergelegt, das er während seines Rektorates in Cusco 1601 an den P. General Aquaviva richtete. Es sei richtig, daß die Provinz Peru hauptsächlich für die Bekehrung der Indianer errichtet worden sei. Deshalb sollten auch 70% der Mitglieder dazu bestimmt werden. Dennoch müsse man mit großer Sorgfalt darauf halten, gute Ordensobere, tüchtige Gelehrte, wahrhaft geistliche Männer, gute Prediger und Professoren für die Spanier heranzubilden. Gute Ordensobere, denn sonst würde nicht gut regiert werden. Tüchtige Gelehrte, sonst würden alle der Bildung entbehren und im heiligen Dienste tausend Irrtümer begehen. »Und die Gelehrten bilden sich nicht, wenn man den Mantel auf der Schulter trägt und den ganzen Tag von der einen zur andern Beicht geht, sondern sie bilden sich nur in der Zelle und über den Büchern.« Wahrhaft geistliche Männer, sonst würde die Provinz den andern Provinzen der Gesellschaft unähnlich sein. »Und wahrhaft geistliche Männer bilden sich nicht in allzu vielen Beschäftigungen, sondern in einem ruhigen Leben, wo sie geraume Zeiten dem Gebete und der geistlichen Lesung sich widmen können.« Gute Prediger und Professoren für die Spanier; diese seien ja der würdige Teil der Herde Christi in Peru; ihr Schutz würde uns zu teil, von ihren Almosen lebten wir, und aus ihren Reihen müßten sich unsere Ordensleute ergänzen. (Astrain, IV. 545—6.)

Nach diesen Grundsätzen ging P. Alvarez de Paz auch voran als Provinzial. Der Geschichtschreiber Astrain sagt darüber (V. 415): »Wenn er [P. Alvarez] wegen seiner theologischen Kenntnis angesehen war, so verehrte man ihn nicht weniger wegen seiner hervorragenden religiösen Tugenden. Alle bewunderten seinen beständigen Verkehr mit Gott, seine beständige Sorge, das innere Leben bei den Untergebenen zu fördern, seinen Eifer, jede Makel fernzuhalten, die der Gesellschaft zur Unehre hätte gereichen können. Nur einmal hörten wir den P. General ihn tadeln, weil er etwas hart und streng in der Verbesserung gewisser Fehler gewesen sei. Außer diesem Fehler, der bei einem so eifrigen Manne leicht begreiflich ist, bemerken wir in P. Alvarez nie irgend etwas, was nicht würdig wäre eines vollkommenen Obern und eines wahrhaft heiligen Mannes.«

Gut drei Jahre war P. Alvarez de Paz Provinzial, als er, schon krank, zur Visitation des Kollegs nach Potosi kam. Der Senat und fast alle Bürger der Stadt zogen ihm entgegen. »Laßt uns dem Heiligen entgegengehen, der da kommt«, so sprachen sie zueinander. P. Alvarez hatte mehrere Male gesagt, Potosi werde der Ort seiner Ruhe sein. Obwohl die Ärzte sein Unwohlsein nicht für gefährlich ansahen, bestand er darauf, die heiligen Sakramente zu empfangen. Nachher ordnete er in Ruhe mit dem P. Rektor einige Angelegenheiten der Provinz. Dann verlangte er, man solle die Sterbegebete beten. Als man aber an die Worte kam: »Fahre hin, christliche Seele«, sagte er: »Es ist noch keine Zeit, wartet; ich werde sagen, wann es an der Zeit ist. Ich muß mich ein wenig in Gott sammeln, dessen süße Gegenwart ich in meinem Herzen fühle.« Nach einiger Zeit ließ er die Sterbekerze anzünden, nahm das Kruzifix in die Hand, küßte andächtig die heiligen Wunden und verschied. Es war am 17. Januar 1620.

Über 100 000 Indianer der Umgegend Potosis trauerten um den Heiligen. Sein Grab wurde viel verehrt, besonders da viele Wunder und Gnadenbezeigungen von ihm erzählt wurden. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß die Provinzialkongregation 1686 Schritte für die Seligsprechung dieses großen Dieners Gottes unternahm.

P. Peter de Oñate[1]. († 1646)

Peter de Oñate wurde 1567 in Valladolid geboren, im Alter von neunzehn Jahren in die Gesellschaft aufgenommen und noch während der Studien nach Peru gesandt, wo er 1592 in Lima anlangte. Die Profeßgelübde legte er 1605 ab. Im Jahre zuvor war er zum Rektor des Noviziatshauses von Lima ernannt worden, ein Amt, das er verwaltete, bis der Diener Gottes Johann Sebastian de la Parra ihn im Beginn seines zweiten Provinzialates 1609 zum Gehilfen in den Amtsgeschäften wählte.

[1] Pablo Pastells, Hist. de la Comp. de Jesús en la prov. del Paraguay I. 352 Madrid 1912. — Saldamando, Los antiguos Jesuitas en Perú, Lima 1882 — Astrain IV, V.

Der hochverdiente Gründer und Organisator der Ordensprovinz Paraguay, Diego de Torres Bollo, sollte im Jahre 1615 einen Nachfolger erhalten. Die vertrauliche Information für den General der Gesellschaft schlug an zweiter Stelle den P. de Oñate vor. Es heißt von ihm in dieser Mitteilung: »Er hat in beiden Ämtern (als Novizenmeister und als Gehilfe des Provinzials) den Erwartungen entsprochen, ist gelehrt, ein ausgezeichneter Missionär für die Indianer, aber nicht gerade gewinnend im Verkehr mit den Weltleuten. Der General entschied sich für P. de Oñate.

Die Aufgabe, die dem Pater damit anvertraut wurde, war schwer. Zwar war der Geist ausgezeichnet, aber die Ordensprovinz Paraguay, die auch Chile umfaßte, hatte 1607 mit dreizehn Mitgliedern begonnen, und 1614 gehörten ihr alles in allem erst 122 Mitglieder an, Studierende, Novizen und Laienbrüder mitgerechnet. Mit diesen mußten aber achtzehn Häuser besetzt werden: fünf Kollegien, ein Noviziat, vier einfache Niederlassungen, sechs Heidenmissionen und zwei Konvikte, eines in Cordoba und ein anderes in Santiago in Chile.

Die erste Provinzialkongregation gab dem P. de Oñate Gelegenheit, seine Grundsätze zu entwickeln. Wie in Peru, so huldigten nämlich auch in Paraguay einige Patres einer strengeren Richtung. Der erste Vorwurf, den sie schon dem Vorgänger Oñates machten, war, man habe einige Male Mitglieder der Gesellschaft, die noch nicht alle Prüfungen durchgemacht hätten, bei der Missionstätigkeit verwandt. Bei einigen sei deshalb der Eifer erkaltet, und einer oder zwei hätten die Mission verlassen müssen. P. de Oñate antwortete, unter ähnlichen Umständen habe auch der Ordensstifter so gehandelt, der Erfolg sei ferner nicht immer eine unverrückbare Regel, an der man die Anordnungen eines Obern messen könne. Zweitens wünschte man, es möchte nie mehr zugelassen werden, daß ein Missionär lange Zeit allein auf einem Posten sei. Ein in sich kleiner Fehler werde bei einem Jesuiten zu einem Verbrechen gemacht und das besonders in Paraguay, wo manche darauf aus wären, dem guten Ruf der Gesellschaft Schaden zuzufügen. Der Provinzial bemerkte dagegen, nur erprobte Männer seien auf entfernteren

Posten oder auch auf längeren Missionsreisen allein zu lassen; wenn sich dann herausstelle, daß die geistlichen Kräfte des Missionärs auch nur etwas nachließen, so solle man ihn für eine gewisse Zeit zurückrufen und ihm Gelegenheit geben, sich zu erneuern, damit er gestärkt auf seinen Wirkungskreis zurückkehre. Anders vorangehen, hieße allzuviel Mißtrauen gegen Männer an den Tag legen, die in ihrem Vaterlande so viel verlassen hätten, um den Heiden den Glauben zu verkünden. Es hieße ferner so viele Gelegenheiten versäumen, Seelen für Christus zu gewinnen. Auch der Apostel des Orients, Franz Xaver, habe oft bei seiner kleinen Zahl von apostolischen Männern, die ihm zur Verfügung gestanden, diese allein auf weit voneinander entfernte Posten senden müssen. Es sei unmöglich, in Paraguay nicht zur Zielscheibe von Verleumdungen gemacht zu werden. Sie seien übrigens eine alte Erbschaft der apostolischen Arbeiter, wie schon das Beispiel des heiligen Paulus zeige. Vergäße ein einziger wirklich seine Pflicht, so müsse man hoffen, vernünftige Leute würden nicht die Gesellschaft für den Fehltritt des einen verantwortlich machen. Der gute Ruf des Ordens werde dann dadurch wiederhergestellt, daß man die Krankheit des einzelnen heile, oder, wenn das nicht gehe, ihn vom Körper der Gesellschaft trenne. Um es kurz zu sagen: entweder müsse man das angefangene Werk in Paraguay aufgeben, oder nichts Wesentliches an dem bis jetzt beobachteten Vorgehen ändern, das übrigens den höhern Obern wohlbekannt und von diesen gutgeheißen sei.

Im Jahre 1607 langten etwa 34 Mann in Buenos Aires an, die P. General der Provinz zur Hilfe gesandt hatte. P. Oñate baute mit diesem Zuwachs die Niederlassungen in Buenos Aires, Sante Fa, S. Miguel, Salta und la Roija zu kleinen Kollegien um, vergaß aber über der Sorge für die Hebung des Studienwesens durchaus nicht die Missionierung der Indianer. Wo immer größere Ernte winkte, verstärkte er die Arbeiter. Auf Bitten der Spanier sandte er z. B. von den neuangekommenen Kräften vier zu den wilden Chalchaquis in Tucuman. Reiche Frucht brachte das Vordringen des P. Rochus Gonzalez an den Uruguay 1619/20, wozu P. Oñate dem großen Missionär die Erlaubnis gab.

Sehr förderte er die Indianermissionen auch durch eine ersprießliche Verordnung, die in ihren zwölf Paragraphen unter anderm den Katechismusunterricht, geziemende Feierlichkeit beim Gottesdienst und Ordnung in allem betont, was die Seelsorge, die Führung der Bücher und die Pfarrverwaltung betrifft.

Eigenartig waren die Beziehungen zu den Araukanermissionen in Chile. Der dortige Obere war durch den P. General Aquaviva vom Provinzial unabhängig gemacht worden. Die Provinzialkongregation von 1616 lenkte die Aufmerksamkeit des neuen Generals auf diese Verhältnisse hin, da sie diesen sehr seltsamen Ausnahmezustand nicht für ersprießlich hielt, und der neue General Vitelleschi änderte ihn. Doch P. Luis Valdivia, der Missionär der Araukaner, den vortreffliche Geistesgaben, ein großer Eifer für die Bekehrung der Araukaner und außergewöhnlicher Erfolg dabei auszeichneten, war ein ganz selbständiger Charakter und strebte zu sehr nach Unabhängigkeit. Diese war ihm nun genommen worden; dazu hatte er eine Unvorsichtigkeit begangen, die seinen guten Ruf in Gefahr brachte. Er hatte, um Indianerinnen zu trösten, die Hand auf ihr Haupt gelegt und ähnliche Zeichen des Mitleides gegeben. P. Provinzial, der wußte, wie sehr man solche in sich unschuldige Handlungen gegen den guten Ruf des Missionärs und der Gesellschaft ausbeutete und lügenhaft zu Verbrechen stempelte, gab ihm einige darauf bezügliche Vorschriften und verlangte unter Androhung kirchlicher Zensuren deren Beobachtung. Der General der Gesellschaft billigte die Handlungsweise des Provinzials vollständig; »er habe seine Pflicht getan mit Milde, ohne, wie er gekonnte hätte, Mittel anzuwenden, die mehr verletzt hätten«, aber P. Valdivia war, vielleicht unter dem Einflusse der vorhergehenden Ereignisse, so verletzt und verbittert, daß er zwei Briefe schrieb, die der Demut und dem Gehorsam nicht entsprachen, den Provinzial beschuldigten, gegen Klugheit, Liebe und Gerechtigkeit gehandelt, ihn beleidigt und entehrt zu haben. Auch in Lima, beim Vizekönig, und in der dortigen Provinz der Gesellschaft Jesu stellte P. Valdivia alles in diesem Lichte dar[1].

[1] Cf. Astrain V, 636—42.

Nach zwei Jahren gestand er freilich dem Ordensgeneral seinen Fehler ein. P. de Oñate hatte alles ruhig und geduldig ertragen, obwohl er nicht geringen Schmerz über dieses Vorgehen des Paters empfand.

Nach Ablauf seiner Amtszeit in der Provinz Paraguay ward P. de Oñate 1624 wieder in seine Provinz Peru versetzt, wo er Konsultor des Provinzials, Synodal-Examinator, Qualifikator und Konsultor der Inquisition war. Er starb am 31. Dezember 1646.

Die uns zugänglichen Quellen geben uns wenig Aufschluß über das innere Tugendleben des Dieners Gottes. Allein die Provinzialkongregation von Peru hätte keine Schritte zur Seligsprechung Peter de Oñates getan, wenn man ihn nicht allgemein der Ehre der Altäre für würdig gehalten hätte.

P. Jakob Martinez[1]. († 1626)

Die göttliche Vorsehung bereitete den P. Jakob (Diego) Martinez schon in seinen jungen Jahren zu dem spätern Apostolate vor, das viele körperliche Anstrengungen und demutsvolle Dienstbarkeit forderte. Von armen Eltern am 2. Juli 1542 in Ribera, Provinz Estremadura, in Spanien, geboren, mußte der Knabe nämlich bis zum 16 Jahre auf dem Felde arbeiten und zugleich sein Latein studieren. Während er die folgenden Jahre zu Salamanca mit Eifer und gutem Erfolg seine wissenschaftliche Ausbildung fortsetzte, war er gezwungen, den Diener reicher Studenten zu spielen. Schon während seines Theologiestudiums beseelte den Jüngling der hochherzige Gedanke, einst in seinem priesterlichen Wirken nur den armen verlassenen Landbewohnern in Spanien das Evangelium zu verkünden. Wie so mancher in Salamanca fühlte auch er sich durch die Predigten des P. Ramirez und den Verkehr mit dem Diener Gottes Martin Guttierez[2], zur Gesellschaft Jesu hingezogen. Im Jahre 1566 aufgenommen, machte Jakob Martinez in Medina del Campo unter dem berühmten Mystiker und Novizenmeister Balthasar

[1] Astrain, IV — Saldamando, Los antiguos Jesuitas del Perú, Lima 1882.

[2] Bd. I, 35 ff.

Alvarez sein Noviziat. Darnach begleitete er als Katechet der Unwissenden und Kleinen mehrere Patres auf den weiten Missionen, die sie vom Kolleg Burgos aus unternahmen. Bei der Rückkehr warteten dann seiner, obwohl er schon die ganze Theologie mit Ehren vollendet hatte, die Dienste eines Laienbruders. Das gleiche Amt versah er 1570 in Valladolid.

Im Jahre 1571 wurde er vom heiligen Franz Borgias der jungen, erst vor drei Jahren gegründeten Mission und Provinz der Gesellschaft Jesu in Peru zugeteilt. Bald nach seiner Ankunft hielt er als der erste Jesuit in Lima eine öffentliche Disputation über die gesamte Theologie und arbeitete nach Empfang der Priesterweihe (1572) in der Bischofsstadt Cusco daselbst bis 1576 in der Seelsorge für die Spanier.

In diesem Jahr hielt die Provinz unter dem Vorsitze des Visitators la Plaza ihre erste Provinzialkongregation. Hauptgegenstand der Beratung war die Frage, wie man den Neubekehrten und Heiden am besten helfen könne. Man entschied sich für eine Verbindung von vorübergehenden Missionen in den Dörfern der Neubekehrten sowie ständigen Niederlassungen in dichtbevölkerten, vorwiegend heidnischen Bezirken.

P. Martinez hatte den Visitator flehentlich gebeten, sein Leben den Indianern weihen zu dürfen. Die Sprache der dortigen Eingeborenen hatte er schon gelernt. Sein heißer Wunsch ging in Erfüllung. Anfangs 1577 ward eine Niederlassung mit P. Martinez als Oberen errichtet. Jeder der Priester erhielt einen Teil des Bezirkes zugewiesen. Tag für Tag war Katechese, Beichthören und in Begleitung von weltlichen Ordnern Besuch der einzelnen Hütten; Sonntags war am Morgen Predigt, am Abend ein »Beispiel« aus dem Leben der Heiligen, eine in jenen Gegenden und Zeiten sehr beliebte Art der Unterweisung. Soweit er konnte, gab P. Diego den armen Indianern reiche Almosen und leistete ihnen Liebesdienste jeglicher Art. Wohl waren die Schwierigkeiten der Mission nicht gering. Aber schon der Missionsbericht des folgenden Jahres durfte von schönen Früchten erzählen: dreihundert Taufen, achthundert Ehen, 7500 Beichten und Unterricht von 14000 Seelen. Eine Schule von zweihundert Kindern war gegründet, in der die jungen Einge-

borenen lesen, schreiben, rechnen lernten. So ward gleich von Anfang an der Grund gelegt zu jenem außerordentlich regen religiösen Leben in Juli — so hieß der Missionsbezirk —, der ihm den Namen »der heilige Bezirk« oder »das Rom der Indianer« erwarb. Hier mitten unter seinen Indianern legte P. Diego Martinez 1582 seine feierliche Ordensprofeß ab.

Im gleichen Jahre ward unser Missionär nach la Paz versetzt und 1584 nach Cusco. Aber als er 1586 von dem geistlichen Notstand in S. Cruz de la Sierra vernommen, schrieb er sofort an den P. Provinzial und bat, für diese Mission bestimmt zu werden, und machte sich noch im gleichen Jahre zusammen mit P. Samiego und einem Laienbruder auf den Weg, mußte jedoch wegen eines Aufruhrs der eingeborenen Stämme gegen die Spanier mitten auf dem Wege, in Misque, über ein Jahr verbleiben; er benützte die Gelegenheit, die dortige Gegend bis auf zwanzig Meilen im Umkreis zum reichen Segen für Spanier und Indianer zu missionieren. Endlich brachte eine mühsame Reise von 37 Tagen unsere Missionäre unter dem Schutze von zwanzig spanischen Soldaten bis nach S. Cruz de la Sierra.

Alle Spanier nahmen mit Eifer die Gnade des Missionsjubiläums an, das die Patres ihnen verkündeten. P. Jakob Martinez begann sofort die Predigt für die Eingeborenen. Er leitete auch hier wie in Juli die Arbeit als Oberer. Von S. Cruz aus machten die Patres weite apostolische Exkursionen zu den Tupis, den Toloparen, Chiriguanen und anderen Indianern, die sich bis nach Paraguay und Brasilien erstreckten. Schon bald waren die Taufen sehr zahlreich und selbst unter den wildesten der Indianer, den Chiriguanen, wurden mehr als fünfhundert christliche Ehen geschlossen. Der Gouverneur, Lorenz Suarez de Figueroa, schrieb nach zwei Jahren an den Provinzial Worte höchster Anerkennung; die Zahl der Unterrichteten und Getauften betrage schon mehr als 10 000; nur eines möge der Provinzial den Missionären ans Herz legen, sich doch das zum Leben Nötige zu gönnen.

Fast dreizehn Jahre hatte P. Martinez dort dem Apostolat obgelegen, da machte der neue Visitator Stephan de Paez den bisherigen Superior von S. Cruz de la Sierra zum Rektor des

Kollegs von La Plata, dem heutigen Sucre. Dort war der Sitz des höchsten spanischen Gerichtshofes für alle Besitzungen Spaniens in Südamerika. Im Kolleg hielt man für verschiedene Klassen der Bevölkerung Vorlesungen über Moral, Latein und eine Sprache der Eingeborenen. Das Amt des Rektors in dem kleinen Kolleg erlaubte dem Pater aber, einen großen Teil seiner Zeit auch jetzt den geliebten Eingeborenen zu widmen. Ungeteilt gehörte er ihnen wieder die nächsten neun Jahre an, bis er die Leitung des Kollegs in Cusco übernehmen mußte. Auf seine inständigen Bitten befreite man ihn jedoch bereits nach Jahresfrist von dieser Bürde. Wenn seine andern Arbeiten es erlaubten, zog er in die Indianerdörfer, ging von Straße zu Straße oder von einer Häusergruppe zur andern, um die Bewohner zum Sakramentenempfang zu bewegen, die Kranken zu trösten und den Armen zu helfen.

Im Gegensatz zu so manchen anderen Missionären der damaligen Zeit, die sich niemals die Sprache der Eingeborenen aneigneten, setzte P. Martinez alles dran, selbst mit den verschiedenen Mundarten seiner Indianer vertraut zu werden. Nicht weniger als sieben beherrschte er vollkommen, und um andern die Erlernung derselben zu erleichtern, schrieb er Katechismen in fünf Sprachen und Wörterbücher und Grammatiken zu zwei weiteren Mundarten.

Auf Wunsch seiner Obern legte er ferner seine reichen Erfahrungen als Missionär in 27 kurzen Paragraphen als Richtlinien und Ratschläge für das Wirken unter den Indianern nieder. Unter anderem heißt es da z. B., die Predigt dauere nur etwa eine halbe Stunde; was darüber sei, wirke nicht mehr. Die Katechese solle jedesmal nur wenig, aber dieses so lange dem Verstand und Gedächtnis vorlegen, bis es in Fleisch und Blut übergegangen sei; Beichthören solle der Missionär Tag für Tag drei Stunden am Morgen, drei am Mittag; er überschreite aber auch nicht diese Zeit, sonst würde sein Kopf es auf die Dauer nicht aushalten. Weiterhin mahnt er zur größten Hochschätzung des Missionsberufes unter den Indianern, zum Schutze der Keuschheit und des guten Rufes, denen von den Indianern viel Nachstellungen bereitet würden, empfiehlt selbst bei vorübergehenden

Missionen seinen Mitbrüdern möglichste Gemeinsamkeit des Lebens. Den Indianern gegenüber, so will er, sei der Missionär milde, so süß »wie ein Stück Zucker«, und er mache seine besondere Gewissenserforschung über diese Tugend. Ungemein betont P. Martinez das Gebetsleben. Die im Orden festgesetzten Gebetsübungen sollen auch bei der größten Überladung mit Geschäften nicht verkürzt werden. Alle zehn Tage widme der Missionär sich besonders dem Gebete und jedes Jahr mache er zwei- bis dreimal Exerzitien, damit sein priesterliches Leben unter den vielen und unausgesetzten Arbeiten nicht leide.

Das eigene Beispiel des heiligen Mannes ging aber über das, was er andern riet, bis in das Heldenhafte hinaus.

Zu Fuß, barhaupt, mit Bußgürteln angetan, pflegte er die langen, rauhen Wege zu machen, gönnte sich nur einen Schlaf von etwa drei Stunden, ein Stein oder Holz war sein Kopfkissen; dazu geißelte er sich täglich. Und doch hieß er »der demütige und heitere Heilige«.

P. Diego Martinez war nun fast siebzig Jahre alt und verlangte sehnlichst, den Rest seines Lebens dem Gebete und der Vorbereitung auf den Tod widmen zu können. Der General der Gesellschaft Jesu gewährte dem in mühevollem Apostolat für die Indianer ergrauten Manne seinen frommen Wunsch, so daß Martinez noch vierzehn Jahre, meist im Kolleg zu Lima, ein fast ununterbrochenes Gebetsleben führen konnte. Aber selbst das Alter und die ihm so reichlich zufließenden Tröstungen der Beschauung ließen ihn nicht die Arbeit für die Seelen, besonders für seine Indianer, vergessen. Einen Teil des Tages widmete er ihrer Seelsorge; die Sonn- und Festtage pflegten ganz der apostolischen Arbeit geweiht zu sein.

Vieles über sein Gebetsleben ist uns durch die eigenen Aufzeichnungen des Paters überliefert.

Kein Geringerer als P. Alvarez de Paz, der berühmte aszetische und mystische Schriftsteller, beschreibt die Art, wie P. Diego Martinez auf seinen vielen langen Reisen zu beten pflegte. Wir geben seine Worte etwas verkürzt wieder: »Ich machte mit ihm einmal eine ziemlich lange Reise. Wenn wir in den hier in unserem Amerika so häufigen, einsamen und außer-

halb der Dörfer gelegenen Herbergen angekommen waren, erhob er sich schon zwei Uhr nachts vom Bett, wo er nur angekleidet geruht hatte, und zog sich an einen möglichst verborgenen Ort im Freien zurück. Dort gab er sich, ganz allein, der höchsten Beschauung hin. Die Glut seines Geistes war dann so groß, daß auch sein Körper mitten in der Kälte, die selbst die Tiere kaum ertragen konnten, wie entzündet und brennend war. Wenn er dann später die kanonischen Horen gebetet und eine Weile über Dinge, die sich auf Gott und Gottes Ehre bezogen, geredet hatte, zog er sich nach seiner Gewohnheit wiederum zurück, um sein Gebet fortzusetzen. So war die ganze Reise nur ein fortlaufendes Gebet.«

Nach den Aufzeichnungen scheint die Art seines Gebetes vielfach jene Art des inneren Gebetes gewesen zu sein, die das affektive Gebet genannt wird und das vorzüglich den fortgeschritteneren Seelen eigentümlich ist. Es besteht darin, daß die Seele, gewöhnlich durch jahrelang betrachtendes Gebet mit dem Lichte der Glaubenswahrheiten ganz durchdrungen und so bei einem auch nur kürzeren Andenken an dieselben von ihrem Lichte ganz durchströmt, schnell und leicht alle entsprechenden Willensakte erweckt. Die Danksagungen P. Martinez' waren z. B. folgender Art: »Dank sei Gott für sein unendliches Sein; Dank sei Gott für seine unendliche Liebe! Dank sei Gott für seine unendliche Weisheit! Dank sei Gott für seine unendliche Macht! Dank sei Gott für seine unendliche Heiligkeit!« und so bei den andern göttlichen Vollkommenheiten. Andere Male vereinigte er sich mit den Chören der Engel und Heiligen in den Lobgesängen, die sie Gott darbringen. Bei seinen Wanderungen gab es keinen Vogel über seinem Haupte und keine Blume zu seinen Füßen, die ihn nicht an Gottes herrliche Eigenschaften erinnert hätten. Einst fragte ihn einmal ein Oberer, wie er denn mit Gott spreche. Er antwortete: »Mit derselben Vertraulichkeit, mit der ich jetzt mit Ihnen rede.«

Alle zehn bis vierzehn Tage nahm sich der eifrige Apostel einen Tag, an dem er, soweit es ging, sich von den Geschäften an einen einsamen Ort außerhalb des Hauses zurückzog; da erforschte er sich, wie er das Apostolat den Indianern gegenüber

ausgeübt habe, und im Verkehre mit Gott schöpfte er neue Kraft für seine mühsame Arbeit.

Schon einige Jahre bevor sich P. Martinez, wie wir schon erzählten nach Lima zurückzog, war in ihm das sehnliche Verlangen entstanden, sich ganz und ungeteilt einem Leben des Gebetes hinzugeben. Aber, getreu dem Rate seines geistlichen Führers, dem er vorher seinen Plan unterwarf, entzog er sich damals noch nicht den Seelen, sondern begnügte sich damit, die Obern zu bitten, nach etwa einem bis drei Monaten, die er in den Missionen unter den Indianern zugebracht habe, in das Ordenshaus zurückkehren zu können, um jedesmal zwölf bis fünfzehn Tage die heiligen Exerzitien zu machen. Diesem Verlangen, längere Zeit allein mit Gott in den Exerzitien zu verkehren, konnte er in den letzten vierzehn Jahren seines Lebens noch mehr sich hingeben. So machte er z. B. drei Jahre vor seinem Tode die heiligen Exerzitien alle Wochen von Ostern bis Dreifaltigkeitssonntag und wiederum fast vierzehn Tage im Monat November.

Als der Diener Gottes schon 84 Jahre alt war, ging er vom Kolleg von S. Paul in Lima in das noch einsamere Haus del Cercado, das etwas vor der Stadt lag. Dort legte er eine Generalbeichte von seinem ganzen Leben ab und bereitete sich zum Heimgang vor. Nach kurzer Zeit befiel ihn ein Fieber. Die Obern holten ihn ins Kolleg zurück, und dort starb er am 2. April 1626. Von seinen 84 Jahren hatte er 61 in der Gesellschaft zugebracht.

P. Diego Martinez schrieb im ersten Paragraphen seiner Ratschläge die Worte nieder: »In den Missionen der Indianer ist nur Kreuz und Arbeit und Mühsal zu finden; wegen der niedrigen Stellung der Indianer gibt es für den Missionär keine eitle Ehre und keinen menschlichen Lohn. So erwarte man von Gott allein den Lohn, und der wird, so meine ich, sehr reich sein, ein überfließendes Maß.« Ein solch überfließendes Maß des Lohnes wird dem P. Diego Martinez im Himmel geworden sein. Auf Erden aber folgte dem demütigen Manne der Ruf der heroischen Heiligkeit, der Prophezeiungen, der außerordentlichen gnadenvollen Zustände, wie Ekstase und Schweben beim Gebete, der Wunder, die er gewirkt habe, so daß die Seligsprechung auch dieses

Missionärs der Eingeborenen Perus vom Heiligen Stuhle erbeten wurde.

P. Leonhard de Peñafiel[1]. († 1657)

»Kein Schriftsteller,« sagt Saldamando »der die berühmten Männer Perus erwähnt, unterläßt es, unter ihnen den P. Leonhard de Peñafiel aufzuzählen.« So außergewöhnlich war das Wissen und die Heiligkeit dieses Mannes.

Der Vater des P. Leonhard war Offizier und Stadtkommandant von Riobamba im heutigen Ecuador, das damals als »Reich« Quito dem »Reiche« Peru untertan war. Nachdem der Vater in gleicher Eigenschaft als Stadtkommandant in die Hauptstadt Quito versetzt wurde, übergab er seine Söhne dem dortigen Kolleg der Gesellschaft zur Erziehung, wo durch die blühenden Marianischen Kongregationen ein großer Eifer für Studium und Frömmigkeit geweckt und gefördert wurde.

Der Knabe machte der Mutter wegen seines gar zu stürmischen Charakters viele Sorgen. Aber seit seinem vierzehnten Jahre bewirkte die Gnade eine große Wandlung in ihm. Ja bald beschloß Leonhard, der Welt Lebewohl zu sagen und sich dem Orden des heiligen Dominikus anzuschließen. Nun trat er einst in eine Dominikanerkirche. Es war gerade der 8. Dezember, der Tag, an dem schon damals das Fest der unbefleckten Empfängnis Mariä gefeiert wurde. Er war betroffen, auf den Altären keinen Schmuck zu sehen, der die Festesfreude verkündet hätte. Von seiner Mutter, die er um Aufklärung bat, hörte er nun, daß die Dominikaner die Lehre von der unbefleckten Empfängnis der Gottesmutter, die in jener Zeit noch nicht als Glaubenssatz erklärt war, nicht für richtig hielten. Die zarte Andacht zur Mutter Gottes und die Verehrung ihrer unbefleckten Empfängnis, in der sich die meisten Spanier auszuzeichnen pflegten, ließen ihn nun bei den Jesuiten anklopfen, die, wie er wußte, diesen Vorzug Mariens schon damals begeistert verteidigten. Zu seiner Freude wurde er im Alter von siebzehn Jahren 1614 ins Noviziat aufgenommen.

[1] Saldamando p. 326—8. — Sommervogel, Bibl. etc. VI, 407.

Als einst Franz Suarez, der große nachtridentinische Philosoph und Theolog, seine philosophischen Studien begann, war alles wie Dunkel und Nacht vor seinem Geiste. Er schien vollständig unfähig zum Studieren. Da soll Gott durch die Fürbitte Mariens ein Geisteswunder in ihm gewirkt haben. Plötzlich war er in allem der Erste und blieb es immer, ward der doctor eximius[1]. Etwas ähnliches sollte auch Leonhard de Peñafiel erfahren. Wenn er im Anfang der philosophischen Studien eine These gehört oder gelesen hatte und sich anstrengte, ihr ein Verständnis abzugewinnen, war und blieb doch alles, als wenn nur Auge und Ohr die Buchstaben wahrnähmen, in seinem Geiste aber keine Idee geweckt würde. Er machte gar keine Fortschritte, deshalb beschwor er die Obern, ihm die unnütze Last des Studiums abzunehmen. Aber diese ermunterten ihn, auszuharren, so sei es der Wille Gottes. Der Frater unterwarf sich, ohne ein Wort zu erwidern. Sein Gehorsam wurde überreich belohnt. Als er kurze Zeit darauf wieder die These zu lesen begann, die in der Vorlesung durchgenommen war, fand sich sein Geist auf einmal wie von einem Lichte durchflutet. Er verstand alles und jedes in der These. Von dem Tag an schien er in den tiefsten Spekulationen sich gleichsam spielend zu bewegen. Er vollendete seine glänzend gemachten Studien mit einer öffentlichen Disputation.

So war es nicht zu verwundern, daß die Obern dem P. de Peñafiel nach Vollendung der Studien den Lehrstuhl der Philosophie im Kolleg zu Lima, dann den der scholastischen Theologie und Moral im Kolleg zu Cusco übergaben. Die Frucht seiner zwanzigjährigen Lehrtätigkeit sind die vier Foliobände über einige Haupttraktate der scholastischen Theologie.

Es war begreiflich, daß auch die königliche Universität San Marcos von Lima sich um P. de Peñafiel als Professor bewarb. Die Inquisition, der Erzbischof, der Vizekönig machten ihn zu ihrem theologischen Berater. Der Vizekönig erwählte ihn zu seinem Beichtvater. Überhaupt galt der spekulative Theolog als bedeutender Rechtsgelehrter, Humanist und Prediger.

Die Klugheit, die Heiligkeit des Lebens und nicht zuletzt seine

[1] Siehe Bd. I. 35

ungeheuchelte Liebe ließen hoffen, P. de Peñafiel werde auch als Oberer Ausgezeichnetes leisten. Und man hatte sich nicht getäuscht. Zuerst wurde er Rektor des Noviziatshauses in Lima, dann Provinzial von Peru. Es war der erste in Peru geborene Pater, dem dieses schwere Amt übertragen wurde. Leider hatte der vortreffliche Obere noch nicht einmal die erste Visitation der Provinz beendet, als ihn der Tod im Kolleg von la Plata am 2. November 1657 hinwegraffte.

Wenn der Pater bei allen seinen Arbeiten und Studien sich selbst ohne Barmherzigkeit behandelte, oft bei Wasser und Brot fastete, sich lange und blutig geißelte, wenn man ihn dann bat, seine gar große Strenge gegen sich selbst zu mildern, so sagte er wohl in demutsvoller Gesinnung, diese Kasteiungen seien nicht zu viel, um seine Seele zu retten. Sie werden hoffentlich seinen Lohn erhöht haben, den der Herr der Kirche diesem Manne der Wissenschaft und hehren Vorbilde des religiösen Lebens verlieh.

Johannes de Alloza[1]. († 1666)

Johannes de Alloza gehört zur zweiten Generation der Diener Gottes aus der Gesellschaft Jesu in Peru, d. h. zu jenen, die nicht zur Gründung der neuen Ordensprovinz aus Spanien auszogen, sondern zu jenen, die, in Peru selbst geboren, ihrem Heimatlande ihr Apostolat weihten.

Johannes, einer vornehmen aus Aragonien stammenden Familie entsprossen, erblickte 1597 das Licht der Welt in der Hauptstadt Lima, studierte an der königlichen Universität S. Marcos mit glänzendem Erfolge weltliches und kanonisches Recht, wurde am 15. April 1618 von Diego Alvarez de Paz, der damals das Amt des Provinzials bekleidete, in die Gesellschaft aufgenommen.

Auch im Ordensstande strebte der hochherzige Jüngling darnach, sich auszuzeichnen, ja die Vollkommenheit zu erreichen. In seinem langen Ordensleben sah man ihn nie irgendeine Regel übertreten. Viele Jahre vor seinem Tode machte er das

[1] Sommervogel I 184—5. — Dictionnaire d'Histoire et de Géographie ecclésiastique, T. 2. Paris 1914, 625—6.

Gelübde, niemals auch nur die kleinste läßliche Sünde mit Bedacht zu begehen, und widmete täglich vier Stunden dem betrachtenden Gebete. Er hatte viel unter einer Krankheit zu leiden, aber seinem Bußgeiste waren die Schmerzen noch nicht genug, er zerkaute langsam auch die bittersten Arzneien, und noch im Tode umgürtete ihn ein enges Zilizium. So von den Dingen dieser Welt abgewandt und dem Himmlischen zugekehrt, ward er eines wunderbar vertrauten Verkehres mit dem Himmel gewürdigt. Oft erschienen ihm, nach dem Bericht seiner alten Lebensbeschreiber der Heiland und seine heiligste Mutter.

Die Tätigkeit des P. de Alloza umfaßte nicht wenige Gebiete. Er wirkte in der Seelsorge für Spanier und Indianer in den verschiedenen Kollegien und Niederlassungen der Gesellschaft Jesu in Peru: in Huancavelica, Huanuco, Ica, Huamanga usw. Den größten Teil seiner Tätigkeit sah aber Lima, wo er sowohl die Seelsorge ausübte, als auch ein Jahr Vizerektor des Noviziates und viele Jahre Rektor des Konviktes für Studierende war.

Seine schriftstellerische Tätigkeit, die sehr rege war, machte den Namen de Allozas auch in Deutschland wohlbekannt. Sein Moralwerk. Flores summarum seu alphabetum morale, 1665 in Lüttich veröffentlicht, wurde bald noch zweimal in Lyon und nicht weniger als fünfmal in Köln aufgelegt. Es ist eine reichhaltige, aber knapp gefaßte kasuistische Moral, nach Stichwörtern alphabetisch geordnet. Sie war die Frucht von dreißig Studienjahren und seiner seelsorgerlichen Erfahrung bei den Spaniern und Eingeborenen. Für das Feld der Missionswissenschaft ist dieses Werk deshalb von Belang, weil es vieles beibringt, sowohl über die bürgerlichen und religiösen Verhältnisse der Heiden und Neubekehrten Perus und Chiles und der eingewanderten Neger, als auch die Beziehungen der weltlichen und geistlichen Behörden, z. B. der Pfarrer, zu denselben.

Das spanische Südamerika tat sich, dem Geiste des Mutterlandes getreu, schon damals durch eine große Andacht zum heiligen Joseph hervor. Der Andacht zu diesem heiligen Patriarchen galt das erste aszetische Werk, das P. de Alloza 1652 in Spanien herausgab. Es erlebte daselbst bald noch zwei weitere Ausgaben.

Die größere Zahl seiner aszetischen Bücher schrieb der hervorragende Verehrer der Mutter Gottes, wie Sotwel den P. de Alloza nennt, über die allerseligste Jungfrau.

Ein Beispiel aus dem Leben der Heiligen oder von dem gnadenreichen Schutze der Mutter des Herrn oder von den vielen Tatsachen, die Gottes Gerechtigkeit oder Barmherzigkeit vor Augen stellen, den Hörern vorzuführen und entsprechende Nutzanwendungen und Anmerkungen daran zu knüpfen, war eine Predigtweise, die damals bei den Spaniern, Indianern und Negern sehr beliebt war. Dieser Predigtgattung wollte P. de Alloza ohne Zweifel mit einem Werke dienen, das er spanisch und lateinisch schrieb, aber nur spanisch herausgab. Die Zahl der Beispiele, die der Verfasser erzählt und der Titel, den er der Sammlung gibt, entspricht dem Geschmacke jener Zeit. Man berechnete damals die Zahl der bekannten Sterne auf 1022. So erzählt denn P. de Alloza in seinem Bande 1022 Beispiele der Fürsorge Mariens und nennt das Werk »Sternenhimmel von 1022 Beispielen Marias«.

Für die Priesterkongregationen schrieb P. de Alloza als erfahrener Seelsorger das zweibändige Werk: »Der Priester und Laie als vollkommener Kongreganist«. Viele Auflagen erlebte ein kleines Offizium vom Namen Marias.

Die Liebe des Heilandes im Sakramente des Altars behandelte das lateinische Buch: »Das Gastmahl der Liebe; Gott, der den Menschen liebt; Christus, der im Sakrament verborgen ist«. Es wurde nach über hundert Jahren noch ins Spanische übersetzt und in Madrid herausgegeben. Freilich ohne Namen des Verfassers. Lebte man doch in der Zeit, da die Gesellschaft Jesu aufgehoben und ihr Name in Spanien fast geächtet war.

Der Lebensbeschreiber des P. de Alloza wird es besonders bedauern, daß die »Denkwürdigkeiten«, die der Diener Gottes über sein Leben niederschrieb, nicht veröffentlicht wurden.

Der strahlende Glanz des Tugendlebens, der von dem Diener Gottes ausging und seine ununterbrochene Tätigkeit für Gottes Ehre mit Wort und Feder, verschafften ihm schon zu Lebzeiten den Ruf der Heiligkeit. Dieser nahm nach seinem Tode am 6. November 1666 noch zu, und so wurde von der bischöflichen

Behörde der kanonische Prozeß für seine Seligsprechung eingeleitet.

Franziskus del Castillo[1]. († 1673)

Wunderbar war das Leben des ehrwürdigen Dieners Gottes Franz del Castillo, dessen Seligsprechungsprozeß am 12. März 1763 in Rom eingeleitet wurde.

Wunderbar war die Gnadenführung, die Gott ihm schon seit den Tagen der Kindheit angedeihen ließ. Schon als Jüngling trieb es ihn, sich in einsamem Walde zu verbergen, um ganz Gott zu leben. Aber seine Eltern machten seinen Aufenthalt ausfindig und führten ihn in das väterliche Haus zurück. Bald nachher, 1632, trat er, siebzehn Jahre alt, in die Gesellschaft Jesu ein. Seine Geburtsstadt war Lima, seine Eltern waren zwar von Adel, aber wenig begütert.

Wunderbar waren die Tugenden des Ordensmannes. Seine Liebe zur Armut war so außerordentlich, daß er jahrelang nicht einmal ein eigenes Zimmer haben wollte. Rein an Leib und Seele, ohne einen Hauch des Bösen, war er in den Orden getreten, in jungfräulicher Reinheit sollte er von der Erde scheiden Man brachte diese seine unbefleckte Keuschheit in Verbindung mit einer Erscheinung der Mutter des Herrn, die er schon im fünften Lebensjahre gehabt haben soll. Sein Fleisch kreuzigte P. del Castillo fortwährend durch Geißelungen und Bußgürtel, durch Nachtwachen, durch ein so außergewöhnliches Fasten, daß er oft vier oder fünf Tage ohne Speise und Trank zubrachte. Dennoch stärkten ihn sein Eifer und Gottes Kraft zu seinen vielen apostolischen Arbeiten.

Wunderbar waren die Anstrengungen, die sein Durst nach dem Heile der Seelen ihm auferlegte. Er sah, wie auf einem öffentlichen Marktplatz Limas, Baratillo genannt, sich stets viel Leute einfanden, und es waren nicht gerade die besten, die da feilschten und Handel trieben. P. del Castillo verschafft sich Gehör in diesem Menschengetriebe und beginnt eine Predigt mit

[1] Nach den Seligsprechungsakten, Informatio de virtutibus in gradu heroico. Rom 1910 — Astrain VI 531ff.

den Worten des Vorläufers: »Tuet Buße, denn das Himmelreich ist nahe.« Alles horcht auf und staunt und schlägt reumütig an die Brust. Von nun an erscheint der Pater wöchentlich einmal am Baratillo, stellt ein großes Kreuz auf samt einem Bilde der Gottesmutter und hält eine ergreifende Ansprache an die Menge. Diese Marktpredigten brachten so reiche Seelenernte, daß sie auch nach dem Tode P. del Castillos von anderen Patres fortgesetzt wurden.

Ein fortwährender Gegenstand liebender Sorge waren für den Diener Gottes die vielen Neger seiner Vaterstadt, für die er sich in ähnlicher Weise opferte wie der heilige Peter Claver in Cartagena. Nicht minder unermüdlich war er in der Leitung und dem weiteren Ausbau von Marianischen Kongregationen für die verschiedenen Stände und Nationalitäten der peruanischen Hauptstadt.

Seit dem Jahre 1658 versah del Castillo die Kapelle »Unserer Lieben Frau der Verlassenen«. Es dauerte nicht lange, bis dieses Heiligtum der Mittelpunkt des religiösen Lebens in Lima wurde. Die Predigten und der Beichtstuhl del Castillos und die eindrucksvollen kirchlichen Feiern zogen hoch und niedrig an. Vor allem war es zu Zeiten schwerer Schicksalsschläge wie z. B. von Erdbeben, die dort keine Seltenheit sind, daß alles zu dem Pater eilte, der durch sein Wort alle so leicht trösten und aufrichten konnte. Vom Vizekönig bis zum letzten Neger und Indianer der Stadt, sagt Astrain, lauschten alle mit Verehrung seinen Worten und standen im Bannkreis seines geistlichen Einflusses. Er war in der Tat der Apostel Limas.

Um so wunderbarer erscheinen uns diese Leistungen, wenn wir bedenken, daß del Castillo als Scholastiker eine sehr schwache Gesundheit besaß, so daß er wegen ständigen Kopfwehs den gewöhnlichen Studiengang gar nicht durchmachen konnte, sondern sich mit dem allernotwendigsten Wissen zum Empfang der Priesterweihe begnügen mußte. Dazu litt er unter vielen inneren Schwierigkeiten, großen Gewissensängsten und tiefer Niedergeschlagenheit ob der Befürchtung, nur eine Last für den Orden zu sein. In diesen schweren Stunden hat ihm immer, wie er selbst schreibt, die Zuflucht zu einem Bilde der Gottesmutter,

das in seinem Zimmer hing, Mut und Kraft zur Ausdauer gegeben.

Wunderbar waren schließlich die Gnadengaben, mit denen Gott seinen treuen Diener verherrlichte. Während seines Gebetes ward er oft verzückt und mit himmlischen Erleuchtungen und Erscheinungen beglückt. Hervorragende Männer wie P. Leonhard Peñafiel und Ruiz de Montoya verehrten ihn schon zu seinen Lebzeiten wie einen Heiligen. P. Peter de Oñate hielt einmal im Kolleg von St. Paul zu Lima einen Hausunterricht und wies die Novizen auf das Beispiel des heiligen Stanislaus, die Scholastiker auf das des heiligen Aloisius und die Patres auf das des heiligen Ignatius und des heiligen Franz Xaver hin. Aber plötzlich rief er aus: »Doch wozu gehen wir in den Himmel? Wir haben ja auf Erden ein Vorbild so wunderbarer Tugenden, unseren P. Franz del Castillo!« Der Diener Gottes lebte damals nicht in Lima, sondern in Callao. Nachdem P. Diego di Avendaño, Provinzial von Peru, das Leben der heiligen Rosa von Lima gelesen hatte, wagte er gar zu sagen, er wisse, daß Gott dem P. Franz de Castillo noch viel größere Gnaden verliehen habe als dieser Heiligen. Mit dem Tode des ehrwürdigen Dieners Gottes hörten die übernatürlichen Vorgänge nicht auf.

Wie Lima den Tod seines Apostels, wie es ihn nannte, betrauerte, so flößten ihm Wunder, die es bald zu erfahren glaubte, Vertrauen zu seiner himmlischen Fürsprache ein. P. Franz del Castillo starb am 11. April 1673. Von den 58 Jahren seines Lebens hatte er 41 in der Gesellschaft zugebracht.

Bruder Gonzalvus Baeza[1]. († 1662)

Es mutet uns merkwürdig an, wenn Andrade, der manche Tatsachen aus dem Leben des Bruders Gonzalvus Baeza mitteilt, berichtet, es gebe zu seiner Zeit manche Leute, die behaupten, die Orden hätten keine Heiligen mehr. War es doch die Mitte des 17. Jahrhunderts, eine Zeit aus der nicht wenige Diener Gottes aus verschiedenen Orden heilig- oder seliggesprochen wurden. Als einen Beweis für das Gegenteil führt nun Andrade das

[1] Lit an. Prov. Per. 1664—5. — Andrade, Var. Jlust. II². Bilbao 4 295—319. — Guilhermy², Espagne II p. 468—71.

Leben des Bruders Baeza mit seinen wunderbaren Tugenden und Gnadenerweisen an.

In Caminha, in der portugiesischen Provinz Minho, von einfachen, aber frommen Eltern geboren, hatte der junge Baeza mehr als einmal durch die Nachstellungen eines Weibes äußerst schwere Kämpfe um die heilige Reinheit zu bestehen. Aber die kindlich große Andacht zur Gottesmutter half ihm den Sieg erfechten. Zum Dank für die Kraft, die sie ihm verlieh, gelobte er, alle Samstage zu ihrer Ehre zu fasten. Bis zum zwanzigsten Jahre blieb Gonzalvus im Hause seiner Eltern, dann wollte er nach Brasilien fahren, wandte sich aber, da diese Reise sich zerschlug, nach Peru. Während eines äußerst gefährlichen Sturmes versprach er Gott, wenn er gerettet würde, in die Gesellschaft Jesu einzutreten. Auf dem Wege von der portugiesischen Hafenstadt Calao nach Lima machte sich ein junger Mensch an ihn, der ihn sogar mit Geld unterstützte, aber ihn in ein schlechtes Haus zu Lima führte. Baeza floh aus dem Hause und eilte zum Noviziat.

Aber auch im Hause des Herrn wartete seiner eine große Versuchung. Sofort in der ersten Prüfungszeit, noch bevor er das Kleid des heiligen Ignatius anlegte, übermannte ihn die Vorstellung von der Schwierigkeit eines langen Ordenslebens und zugleich die Scham, diese Versuchung dem geistlichen Führer zu entdecken. In dieser Ratlosigkeit und Betrübnis beschloß er, heimlich das Noviziatshaus wieder zu verlassen. Während er nun gegen Abend durch den Klostergarten davoneilte, warf er noch einen letzten traurigen und zugleich andächtigen Blick auf eine Muttergottesstatue, die in der Nähe stand. Da glaubte er die Stimme seiner Mutter zu hören: »Gonzalvus, warum verläßt du mich und rennst in dein Verderben?« Er warf sich weinend zu Boden, schlug an seine Brust, bat um Verzeihung für seinen Irrtum und Fehler und gab sich in dieser Gnadenstunde für immer Gott ganz zu eigen. Nach eifrigen Exerzitien, welche die erste Prüfungszeit abschlossen, folgte ein wahrhaft vollkommenes Noviziat, vollkommen in Abtötung und Bescheidenheit, Gebetseifer und Gottesliebe, Sanftmut und Nächstenliebe. Nach dem Noviziate wurde Bruder Baeza nach dem Kolleg in Are-

quipa, etwa 150 Meilen südlich von Lima, versetzt. Er sollte es bis an sein Lebensende nicht mehr verlassen.

Ein Doppeltes nahm er sich vom Anfang an vor und führte es trotz vieler und großer Schwierigkeiten mit Eifer durch: große Abtötung und vollkommene Verbindung des beschaulichen mit dem tätigen Leben.

Baeza war Aufwecker im Kolleg. So erhob er sich denn nach kurzer Ruhe vor den andern, betete vier bis fünf Stunden, wobei er oft den Kreuzweg ging oder in der Kirche von Altar zu Altar wanderte. Waren die andern aufgestanden, so machte er auch noch mit ihnen die gewöhnliche Betrachtung.

Das Gebet ist ihm aber durchaus nicht immer leicht geworden. Einige Jahre hindurch hatte er unter großer Geistestrockenheit zu leiden, doch er hielt seinen Vorsatz treu. Zum Lohn ward es ihm nachher außergewöhnlich leicht, sein Herz zu Gott zu erheben und sich ganz in ihn zu vertiefen, mochte er sein, wo er wollte, oder tun, was er wollte. Einmal begleitete er P. Rektor zu einem Besuche und wußte nachher nichts von dem, was verhandelt worden war. Er hatte nämlich während dessen ein so tiefes Verständnis der Worte des Vaterunsers: »Dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden« bekommen, daß der Eindruck dieser Stunde das ganze Leben nicht mehr aus seiner Seele schwand. Ein anderes Mal traf er mit seinem Begleiter in einem Hause ein Becken mit feurigen Kohlen. Dieser Anblick allein erfüllte seinen Geist mit Gedanken über die Glut der Gottesliebe, welche die Seelen gleich Feuer durchdringen sollte, und entzündete in seinem Willen heftige und lange Affekte der Liebe.

Der Heiland ließ seinen Diener aber auch auf wunderbare Weise teilhaben an seinem Leiden. Hin und wieder fühlte er während der Betrachtung des Leidens des Herrn die Schmerzen seines Erlösers in seinen eigenen Füßen und Händen und in der Seite und an seinem Haupte die Wunden der Dornen. Dies geschah selten während des Lebens; im Todesjahre aber schickte Gott ihm diese wunderbaren Leiden so oft und in so heftigem Grade, daß der Bruder seinem geistlichen Vater einfältig berichtete, ohne Gottes besondere Hilfe würde er diese Schmerzen nicht überstehen können.

Reich waren auch die Gaben, die Gottes Vorsehung durch diese begnadigte Seele der leidenden wie der streitenden Kirche zukommen ließ. Viele Seelen der Abgeschiedenen erschienen ihm, um sein Gebet zu erflehen. Er war nicht wenig erschrocken, als ihn Gott zum erstenmal in diesen Verkehr mit den heiligen, aber noch leidenden Seelen des Fegfeuers einführte. Ja einmal würdigte sich der Heiland selbst, der da die Menschen durch die Menschen retten will, den demütigen Bruder von einem Kruzifix aus zu ermahnen, für einen bestimmten Sünder zu beten, damit er ihm Barmherzigkeit erweise.

Viel vermochten die Worte des einfachen, gotterfüllten Mannes selbst über harte Sünderherzen. Ein Beispiel. Ein Ritter kam mehrere Meilen weit nach Arequipa, um an einem Bürger, der ihn beleidigt hatte, schwere Rache zu nehmen. Man versuchte alles, ihn abzuhalten, aber vergebens. Da teilte man dem Bruder im Kolleg die Sache mit und empfahl sie seinem Gebete. Bruder Baeza betete eifrig, machte sich auf den Weg zu dem Ritter und sprach wenige und einfache Worte zu ihm. Der Ritter ließ nicht nur seine Rache fahren, sondern rief aus, und wenn er, um zu verzeihen tausendmal sein Leben verlieren und tausendmal seine eigene Ehre darangeben müßte, er würde es tun. Der Ruf von Baezas Heiligkeit und seinen Gnadengaben war so groß geworden, daß manche sich scheuten, ohne gebeichtet zu haben, vor dem heiligen Manne zu erscheinen; sie vermeinten, er durchschaue wie bei andern auch ihre Herzen.

Ist es zu verwundern, daß der Bischof von Arequipa oft den einfachen Laienbruder zu besuchen und von geistlichen Dingen mit ihm zu sprechen kam? Er lerne, so sagte er öfter, mehr aus seiner kurzen Unterhaltung mit Bruder Gonzalvus denn aus einem Studium oder einer geistlichen Lesung, die sich auf mehrere Tage erstrecke. Der Bischof bestimmte auch den Beichtvater des Bruders, diesem aufzulegen, die Gunstbezeugungen, die Gott ihm gewährt habe, niederzuschreiben. Die Lesung dieser Bekenntnisse erfüllte ihn und alle, denen sie gestattet wurde, mit Bewunderung für Gottes Güte und des heiligen Bruders eifrige Mitwirkung. Leider zerstörte dieser selbst die Aufzeichnungen. Als nämlich ein neuer Rektor dem Kolleg von Are-

quipa vorgesetzt wurde, tadelte dieser, der die Entstehung dieser Bekenntnisse nicht kannte, den Bruder Gonzalvus wegen seiner Aufzeichnungen. Der demütige Mann schwieg. Ja er schloß aus dem Tadel, es sei dem Gehorsam mehr entsprechend, die Blätter zu vernichten. Zum Leidwesen des Rektors selbst und noch mehr des Bischofs verbrannte er alles.

Als es nun mit unserm Bruder zum Sterben kam, — es war im Juli 1662 — frohlockte er über die Nachricht. Alles aus der Stadt, Laien, Weltpriester, Ordensleute kamen, um ihn noch einmal zu sehen und seinem Gebte sich zu empfehlen. Die Aufträge für den Himmel nahm der Sterbende freilich an, den Segen wollte aber der demütige Laienbruder nicht spenden, so sehr man ihn auch darum bat. Er verschied am Vorabend des Festes des heiligen Ignatius, den er außerordentlich verehrt hatte. Als der heiligmäßige Bruder auf der Bahre lag, begann ein wahrer Sturm, eine Reliquie von ihm zu erhalten. Man mußte z. B. mehrmals die Gewänder wechseln, weil alles in kleine Stücke aufgeteilt und als Reliquie mitgenommen wurde. Die Leiche selbst mußte man erst auf dem Chor, dann in ein Gewölbe der Kirche flüchten, um sie den Unklugheiten der Menge zu entziehen. Als Bruder Gonzalvus beigesetzt war, dauerte die Andacht zu seinem Grabe fort, wie auch die Erzählungen von wunderbaren Gebetserhörungen, die auf seine Anrufung geschahen.

3. Paraguay.

P. Rochus Gonzalez de Santa Cruz, P. Johann del Castillo und P. Alfons Rodriguez[1]. († 1628)

Zu den ruhmreichsten Missionsfeldern der Gesellschaft Jesu gehört außer Japan unstreitig Paraguay. Wie dort, so mußte auch hier reichliches Märtyrerblut den Boden befruchten.

Im Jahre 1609 stieg Diego de Torres, der erste Provinzial Paraguays, von Chile aus über die Anden, um die weiten, ihm

[1] Carlos Teschauer, Vida e obras do veneravel Roque Gonzalez de Santa Cruz, Rio Grande 1916 — Pablo Pastells, Hist. de la Comp. de Jesús en la Provincia de Paraguay, 4 vol. Madrid 1912—1923. — Pablo Hernandez, Organisación Social de las Doctrinas Guaranis de la Comp. d. J., Barcelona 1913. — F. X. Charlevoix, Histoire

anvertrauten Gebiete des heutigen Chile, Argentinien, Paraguay, Uruguay, Teile von Bolivia und Brasilien für Christus zu gewinnen, und schon Mitte November des gleichen Jahres sandte er auf die inständigen Bitten des Statthalters Hernando Arias de Saavedra drei Missionsturmen zur Bekehrung der Eingeborenen aus. Die einen zogen von Assuncion, der jetzigen Hauptstadt Paraguays, nach Westen zu den nahen Guaycurus, die andern nordwärts zu den Ländern östlich vom oberen Parana, das dritte Apostelpaar nach Süden an den Unterlauf des Flusses.

Bei dem ersten Fähnlein war ein Mann, im Orden noch Novize, aber reif an Jahren wie an vielerprobter Tugend: P. Rochus Gonzalez de Santa Cruz. Geboren 1568 zu Assuncion, entstammte er einer der ersten Familien des Landes und war ein Verwandter des Statthalters. Sein Leben strahlte trotz der großen Sittenverderbnis seiner Umgebung in solcher Reinheit, daß seine Mitbürger, voller Bewunderung für ihn, bei seiner ersten heiligen Messe ihm eine Palme, das Zeichen seines Sieges über das Laster, überreichten. Der Bischof ernannte ihn zum Pfarrer an der Kathedrale und wollte ihn zum Generalvikar machen, aber Gonzalez entsagte allen Würden und trat mit 41 Jahren in die Gesellschaft Jesu ein. Er sollte einer der erfolgreichsten Gründer der Reduktionen in Paraguay und der Protomartyrer in den Ländern östlich der Anden werden.

Die Gesetze der spanischen Könige hatten zwar vorgeschrieben, daß die Indianer fern von allen Spaniern, aber unter der Oberleitung des Statthalters in Dörfern vereinigt und, vom »servicio personal«, d. h. von der Pflicht der persönlichen Arbeitsleistung für die spanischen Eroberer befreit und von Priestern zu Menschen erzogen, zu Christus bekehrt werden sollten; aber diese guten Gesetze wurden meist nicht ausgeführt.

Da tat nun die Gesellschaft Jesu ein Doppeltes: sie stellte Männer, die fähig waren, die Pläne der spanischen Regierung in idealer Weise zu verwirklichen, und gab die Mittel an die

---

du Paraguay, Paris 1756. Deutsch, Wien 1831. — J. de Lozano, Hist. de l. Comp. d. J. en la prov. del Paraguay, Madrid 1754. — A. Ruiz de Montoya, Conquista Espiritual del Paraguay etc. Madrid 1639, ed. 2. Bilbao 1892. — A. Astrain l. c. IV, V.

Hand, den Eifer der Missionäre immer wieder zu erneuern und so das Bekehrungswerk beständig zu vervollkommnen. Sodann erwirkten die Patres Sonderverordnungen, die die Indianer immer mehr vor der Ausbeutung durch die Spanier sicherstellten, so z. B. die Bestimmung von 1611, daß kein spanischer Richter im Dorf residieren dürfe, da diese gewöhnlich der Fluch und Schrecken bei den Eingeborenen waren.

Nach zwei Jahren fast vergeblicher Arbeit bei den Guaycurus kam P. Gonzalez in die Länder am unteren Parana. Diese den Spaniern feindlichen Gebiete mußten erst erforscht, geeignete Plätze mußten ausgesucht und, was das schwierigste war, die freien Kinder der Wildnis mußten bewogen werden, ihr unstetes Leben aufzugeben, ein Leben der Arbeit zu beginnen. Bei diesen ersten Erkundigungsfahrten hatte P. Gonzalez manche Gefahr zu bestehen. So bedrohte den Missionär einmal ein Kazike mit den Worten: »Willst du einen neuen Gott verkünden, so hast du es mit mir zu tun, der ich der einzige Gott bin, den man hier verehren soll!« Der mutige Glaubensbote antwortete, es gebe für die Diener des wahren Gottes kein größeres Glück, als für ihn zu sterben. Die Festigkeit und Liebenswürdigkeit des Paters gewannen den Sieg über die Todesdrohungen, ja mehrere Indianer schlossen sich ihm an, um Teile einer christlichen Reduktion zu bilden.

Ein anderes Mal ward der Missionär in das unbekannte Gebiet am Aracana, einem Nebenfluß des Uruguay, vorgedrungen, von nur wenigen Neubekehrten begleitet. Die Indianerscharen riefen ihm aus der Ferne zu, wenn ihm sein Leben lieb sei, solle er zurückweichen. Der tapfere Missionär rief zurück, er komme im Namen des Schöpfers des Himmels und der Erde; der Größe dieses Herrn sei es unwürdig, wenn er aus Furcht vor dem Tode seinen Befehl nicht ausführen wollte. Diese Antwort entwaffnete die Scharen. Er trat näher und erklärte in wenigen Worten die Hauptwahrheiten unserer heiligen Religion. Wohl überzeugte er sie nicht, aber sie zogen sich doch, wenn auch unter Drohungen, zurück. Die Begleiter des P. Rochus überkam Angst, und sie wollten ihn zur Rückkehr bewegen. Er aber entließ alle, ausgenommen zwei Knaben,

die bei ihm bleiben wollten, las am folgenden Morgen im Walde, wo er sich gerade befand, die heilige Messe für die Bekehrung dieser Völkerschaften, und siehe da, am gleichen Tage kam ein Kazike zu ihm, der ihm versprach, ihn zu schützen. Ja derselbe führte auch andere Kaziken zum Priester, damit sie gleich ihm die Lehren des außerordentlichen Mannes vernähmen. Der mächtigste von diesen, Nieza, lud ihn zu sich ein. Die Zahl der Zuhörer wuchs. Am 8. Dezember 1620, dem Tage des Festes der unbefleckten Empfängnis Mariens, errichtete P. Rochus im bis dahin wilden Lande eine Reduktion, der er den Namen Concepcion gab.

Seine Lehrjahre hatte P. Rochus Gonzalez in der ersten aller Jesuitenreduktionen in Paraguay durchgemacht, in S. Ignacio Guazu; dann war er den Parana hinauf und hinab gezogen, 1619 zum Uruguay vorgedrungen, ja bis zum heutigen brasilianischen Staat Rio Grande do Sul und zum Atlantischen Ozean und hatte im ganzen über zehn Reduktionen gegründet. Diese Wanderfahrten und Gründungen bilden schon für sich eine großartige Arbeitsleistung, aber nach ihnen begann erst recht ein Leben voll unglaublicher Mühe und Geduld. P. Rochus wurde Baumeister, Schreiner, Fuhrwerker, lehrte die Männer das Pflügen und Hüttebauen, brachte den Frauen das Spinnen und Nähen bei — alles nur Vorarbeiten zur Bekehrung. Er unterrichtete die Kleinen im Lesen, Schreiben und Rechnen, versammelte sie jeden Tag zwei Stunden in der Kirche zur Christenlehre, und nachher blieben die älteren Katechumenen noch eine Stunde, um vollkommener für die Taufe vorbereitet zu werden. Und dann das Umherwandern von Haus zu Haus, in den nahen Busch und die weiten Wälder, um Kranke, Sterbende, ja oft ganze Scharen davon zu unterrichten, zu taufen, Beicht zu hören und die Sterbesakramente zu spenden.

Achtzehn Jahre widmete P. Rochus Gonzalez so der Gründung und Leitung von Reduktionen. Die letzten zwei Jahre stand er allen als Oberer vor. Es waren diese langen Jahre Jahre ungeahnten Segens, da er viele Tausende der Indianer taufte und sie mit ihren Kindern zu einem gesitteten und christlichen Volke erzog.

Es waren aber auch Jahre schweren Leidens. P. Rochus litt körperlich. Zu all den unglaublichen Anstrengungen der Reisen, zu all den Entbehrungen in den Reduktionen, — mußte er sich doch oft mit Mais und Kräutern begnügen — kam ein chronisches und oft so beängstigendes Herzleiden, daß er, wie er seinem Pater Provinzial einmal schrieb, nicht selten meinte, den Verstand verlieren zu müssen.

Der Missionär litt seelisch. Wieviel Schwierigkeiten von seiten selbst wohlgesinnter Spanier waren zu überwinden! So hatte einer der Gouverneure sich vorgenommen, entgegen den Befehlen des Königs, die Gegenden am Uruguay mit dem Schwert zu erobern. Es wäre das der Ruin des Bekehrungswerkes gewesen. Was wandte der Pater, nach Assuncion eilend, nicht auf, um den Statthalter von seinem Vorhaben abzubringen! Wieder ein anderer Gouverneur hatte, freilich voll Hochgefühl, in der Hauptstadt Buenos Aires die freiwillige Unterwerfung Niezas, von dem wir schon redeten, entgegengenommen, und bei der Gelegenheit den großen Missionär wie einen Fürsten geehrt. Aber kaum waren die Indianer in ihre Heimat zurückgekehrt, da erschienen spanische Beamte, um von ihren Ämtern Besitz zu nehmen! Der Missionär mußte alle Klugheit aufbieten, um die berechtigte Wut der Indianer zu beschwichtigen und die Zurücknahme der Maßregel durchzusetzen. Noch größere seelische Leiden sandte jedoch seinem eifrigen Diener nach seinem unerforschlichen Ratschlusse Gott selbst. Der so kühn voranstrebende Missionär wurde nämlich von fortwährenden Skrupeln geplagt, die seine Seele wie zernagten. Und der so erfolgreiche Glaubensbote, der neue Gebiete der Zivilisation und neue Völkerschaften der heiligen Religion zuführte, ward gar oft von innerer Traurigkeit heimgesucht. Den gebetseifrigen Mann erquickte für gewöhnlich nicht himmlische Tröstung, sondern ihn drückte Dürre des Geistes und Trockenheit nieder. Trotz aller seiner Leiden wich P. Rochus aber kein Haar breit von den Wegen des heroischen apostolischen Eifers. Einst schrieb er an den P. Provinzial: »Mein Kopf ist müde und wie zum Zerspringen von all der beständigen Trübsal.« Aber er fügt bei: »Bei all dem bin ich entschlossen, hier auszuhalten, und wenn ich auch tausendmal sterbe.«

Ein Leben, das ein beständiges Martyrium war, sollte der Tod der Märtyrer krönen.

Niezu — nicht zu verwechseln mit dem treuen Kaziken Nieza — war der bedeutendste Kazike in den Ländern am linken Ufer des Uruguay, in die P. Gonzalez 1626 vorgedrungen war. Obwohl er einer der Zauberer des Landes gewesen war, Leute, die dem Missionär und dem Christentum in Paraguay lange Zeit den erbittertsten Widerstand geleistet, glaubte P. Rochus Gonzalez ihn Mitte 1628 so weit gewonnen zu haben, daß er den P. Johann del Castillo aus der Reduktion St. Xaver zu ihm sandte und in seinem Bereiche am 15. August die Reduktion »Assuncion« errichtete. Am letzten Tag des Oktober zog der Obere zugleich mit seinem Gefährten, P. Alfons Rodriguez, der mit vielen andern Jesuiten jüngst zur Verstärkung der Missionskräfte von Spanien angelangt war, weiter in den Walddistrikt von Caro, wo ihn viele Kaziken mit ihren Untergebenen schon erwarteten, und am Allerheiligenfeste gründete er dort die Reduktion »Allerheiligen von Caro«. Alles schien einen guten Fortgang zu nehmen.

Unterdessen hatte ein Apostat aus der Reduktion S. Xaver den Niezu bearbeitet. Er malte ihm in den lebhaftesten Farben die Folgen der Annahme des Christentums aus. Dann wäre seine göttliche Würde und Herrschaft als Zauberer unwiederbringlich verloren; dann wären auch er selbst und alle seine Untergebenen für immer einer harten spanischen Knechtschaft untertan. Der Erfolg war, daß Niezu zwei Kaziken den Befehl gab, den P. Rochus de Gonzalez, den Oberen der Missionäre, mit seinem Begleiter zu ermorden.

Am Morgen des 15. November hatte P. Rochus gerade in dem fast fertiggestellten Kirchlein der beginnenden Reduktion »Allerheiligen« die heilige Messe gelesen. Er trat nun hinaus in den Kreis der Indianer, die er gerade heute für diese Stunde auf den Platz vor dem Kirchlein beschieden hatte. Wollte er doch heute zum ersten Male mit der Stimme eines geweihten Glöckleins die werdende Gemeinde zum Gottesdienste zusammenrufen. Eben beugte er sich nieder, um den Klöppel in dem Glöcklein zu befestigen, da versetzte ihm ein Indianer mit Namen

Marangua mit seinem gewaltigen hölzernen Säbel zwei Hiebe auf das Haupt, die den Missionär tot zu Boden streckten. Nun brachen die übrigen Verschworenen in ein lautes Freudengeschrei aus. P. Alfons Rodriguez erschien in der Türe der nahen Hütte, um zu sehen, was vor sich gehe. Kaum erblickte man ihn, so stürzte man sich auf ihn. Sofort erkannte er, daß es auf seinen Tod abgesehen war, und wollte zur nahen Kapelle eilen, um am Fuße des Altares zu sterben. Aber wiederum zwei Schläge des hölzernen Säbels, und das zweite Opfer lag leblos zu den Füßen der Wilden. Dann schleppten die Unmenschen die heiligen Leiber um das Kirchlein, rissen Teile von ihnen herunter und warfen alles auf einen Scheiterhaufen. Zuletzt zogen sie sich zurück, um die Bluttat mit einem Festschmaus zu feiern.

Die Kirche feiert am 15. März das Fest von heiligen Mönchen, die wie das Martyrologium Romanum sagt, nach ihrem Tode noch mit lauter Stimme Gottes Lob verkündeten. Ein ähnliches Wunder berichteten etwa fünfzig Ohrenzeugen von P. Rochus Gonzalez. Als die Indianer von ihrem Feste zurückkamen, hörten sie eine klare Stimme, die vom entseelten Körper des Dieners Gottes ausging und von seiner verkannten Liebe zu ihnen, der Rache Gottes, aber auch von seiner Hilfe für sie sprach. Voll Wut ließ der Kazike die Brust der Märtyrer öffnen und das Herz herausreißen, durchbohrte es mit einem Pfeile und warf es auf den Scheiterhaufen, wo es aber vom Feuer nicht verzehrt wurde.

Kaum war dem Niezu der Tod der Patres Rochus Gonzalez und Alfons Rodriguez hinterbracht worden, so stachelte er einige Indianer auf, auch P. del Castillo zu töten. Sie traten scheinheilig in die Hütte des ahnungslosen Missionärs ein, ergriffen ihn aber bald von hinten, entkleideten ihn, zerrten ihn lange Zeit über Dornen und Steine, schossen dabei unzählige Pfeile auf ihn ab, wohl achtgebend, ihn nicht zu töten, schlugen ihn mit ihren Holzsäbeln auf den Leib und verhöhnten ihn auf tausend Weisen. Von ihm aber hörten sie die Worte: »Es sei aus Liebe zu Gott getragen.« Schließlich schleppten sie den Toten in einen Wald, damit er den Tigern zum Fraße sei. Niezu aber bekleidete sich mit den priesterlichen Gewändern des P. del

Caſtillo, legte darüber die Zeichen ſeiner Zauberwürde an und ahmte, ſo angetan, an den getauften Kindern die Zeremonien der Taufe nach, um auf dieſe Weiſe, ſeine eigene Taufe ſpendend, den Zauber der Taufe zu bannen; dann rühmte er ſich, wieder allein Gott in ſeinem Lande zu ſein.

Die irregeleiteten Anhänger des Niezu wollten auch die andern Reduktionen angreifen und alle Miſſionäre ihrem Haſſe gegen das Chriſtentum opfern. Aber die chriſtlichen Indianer, von herbeieilenden ſpaniſchen Truppen unterſtützt, ſiegten. Auch die Leiber der drei Märtyrer wurden den Beſiegten entriſſen. Da ſah denn das Ende des Jahres 1628 einen Triumphzug, der ſich nach Concepcion bewegte, wo P. Rochus Gonzalez de Santa Cruz ſo lange gewirkt hatte, und wo nun ſein heiliger Leib ruhen ſollte. Spaniſche Offiziere und indianiſche Kaziken trugen abwechſelnd die heiligen Überreſte der Märtyrer, die unter Triumphbogen dahinzogen. Ein beredter Mund verkündete in Concepcion das Lob der heiligen Blutzeugen, und ein Tedeum dankte für den Sieg, den ſie ſterbend davongetragen hatten.

»Das Blut dieſer ehrwürdigen Märtyrer,« ſo ſchließt Pablo Hernandez ein Kapitel ſeines Werkes über die Reduktionen, »bewirkte, daß innerhalb vier Jahren zahlreiche Reduktionen in demſelben Lande Tape gegründet wurden, in dem P. Rochus (auf ſeiner Entdeckungsfahrt) die Plätze für dieſelben auserſehen hatte, das damals aber noch anſcheinend jedem Eindringling zu trotzen ſchien. Und die Indianer dieſer Gegenden, obwohl ſpäter aus ihren eigenen Dörfern durch das Eindringen der Pauliſten gewaltſam vertrieben, verharrten im Glauben und waren einer der am meiſten ausgezeichneten Teile unter den Guaranis-Miſſionen, die von den Jeſuiten geleitet wurden.«

P. Chriſtoph de Mendoza[1]. († 1635)

Ein Eroberer war der Ahnherr des P. Chriſtoph de Mendoza geweſen, der als einer der erſten Conquiſtadori von Peru dort

[1] P. Antonio Ruiz de Montoya, Conquista Espiritual hecha por los Religiosos de la Compañia de Jesus en las Provincias del Paraguay, Parana, Uruguay y Tape, Madrid 1639. (Neue Ausgabe Bilbao 1892). Montoya war Gefährte und Oberer des P. de Men-

gelandet war. »Ein Eroberer will ich werden«, das war der Leitgedanke des jungen Mendoza, aber ein Eroberer der Seelen der bemitleidenswerten Heiden für das Reich Christi in den Ländern, die sein Ahne der Krone Spaniens hatte unterwerfen helfen.

Mit Gewalt mußte sich der vornehme Jüngling seinen Beruf erobern. Sein Elternhaus stand in S. Cruz de la Sierra, einer Stadt im jetzigen Bolivia; seine Familie war die erste des Ortes. Großvater und Vater hatten die Provinz gleichen Namens regiert, und es war Aussicht, daß auch unser junger Mendoza das gleiche hohe Amt einst bekleiden würde. Darum wollte die Familie auf keine Weise in seinen Eintritt in die Gesellschaft Jesu einwilligen. Da floh der Jüngling aus seiner Vaterstadt gegen 600 Meilen weit in die Gegenden Paraguays, um dort seinen Beruf umfassen zu können. Er war einer der ersten, die in die entstehende Provinz aufgenommen wurden.

Mut und Mitleid zierten sein Ordensleben. Mut im Kampfe gegen sich selbst, Mut in den apostolischen Unternehmungen, so daß man ihn gerade dorthin zu stellen pflegte, wo Mut besonders benötigt war. Voll Mitleid aber bat er auch immer die Obern um Almosen für die Armen, erbettelte sie mit ihrer Erlaubnis bei den Vermögenden, speiste und kleidete die Neger und die hilflosen Alten. Mitleid trug er auch besonders mit den armen Seelen. Für sie betete er viel, opferte er seine einzelnen guten Werke Gott auf, gewann er Ablässe, und zu ihrem Troste suchte er ihnen heilige Messen zu verschaffen. Besonders Kinder und Arme in der Christenlehre ermunterte er eifrig zu dieser liebreichen Andacht.

Nach Beendigung der Studien, etwa im Jahre 1623, ward dem P. Christoph de Mendoza zuerst die Provinz Guayra zum Arbeitsfeld gegeben. Unter der Oberleitung des berühmten Missionsobern Antonio Ruiz de Montoya gründete er dort vier Reduktionen. Nach der traurigen Zerstörung dieser Reduktionen

---

doza. Außerdem Charlevoix, Astrain, Pastells, Hernandez. Die Karte bei Hernandez zu n. 3 gibt den Schauplatz der Wirksamkeit des P. de Mendoza im Guayra, die zweite Karte zu n. 5 den im Lande Tape.

war das Wirkungsfeld des apostolischen Mannes seit 1632 das große von Guaranis dicht bevölkerte Land Tape am linken Ufer des Uruguay, das der Seeleneifer des P. Rochus Gonzalez dem Evangelium kurz vorher erschlossen hatte. Dort errichtete er die Reduktion S. Michael, und an der Gründung vieler anderen Reduktionen gebührt ihm ein Hauptverdienst. Da er nämlich die Sprache der Guaranis vollkommen beherrschte und mit den Indianern ausgezeichnet zu verkehren verstand, so führte er sehr viele Wilde den Reduktionen zu. Bald drang er selbst zu ihnen vor, bald sandte er Boten aus, um sie zu Unterhandlungen einzuladen, entfaltete dann vor ihnen seine Beredsamkeit und suchte sie durch Geschenke und andere Wohltaten günstig zu stimmen. Die Reduktion S. Michael zählte 1640 schon fünftausend Seelen, alles Christen; die von SS. Kosmas und Damian ebenso viele; die von Jesus-Maria sah gleich bei ihrer Gründung gegen zehntausend in ihrem Gebiete. Das Sehnen seiner Jugend war erfüllt, er war ein Eroberer von Seelen geworden, die der Fürst der Finsternis so lange in Banden geschlagen hatte.

Welch ein Eroberermut und zugleich welche Mutterliebe das Herz des P. de Mendoza fesselten, dafür nur zwei kurze Züge. Es war P. de Mendoza, der zuerst die neue Reduktion Incarnacion in Guayra leitete. Sie lag am Tibay, einem linken Nebenflusse des Parapanema. Die wilden Völkerschaften des weiten Gebietes, die wegen ihrer Weise, das Haar wachsen zu lassen, die Gekrönten genannt wurden, waren bis unmittelbar vor der Gründung der Reduktion noch Menschenfresser gewesen, und die Nachbarstämme betrachteten die Reduktion als ein Bollwerk gegen ihre Freiheit. P. de Mendoza aber hielt unter all den Lebensgefahren und Schwierigkeiten in den Anfängen dieser Reduktion stand. Die Eroberung einer Einzelseele, der Seele eines Zauberers, zeigt uns die Gründungsgeschichte der Reduktion S. Michael in Tape. Dieser Mächtige im Heere des Widerchrists war mitschuldig an dem Todes des P. Rochus Gonzalez und hatte sich deshalb in das damals noch heidnische Tape geflüchtet. Dort fand ihn nach Jahren unser P. Christoph. Der Zauberer floh vor dem Priester Gottes weg, von vielen Heiden gefolgt, in eine Gebirgsgegend. Dort

suchte er die Indianer auf alle Weise von dem Empfange der Taufe abzuhalten. Der Eroberer der Seelen zog aus, auch diesen Streiter des Bösen für seinen Heiland zu gewinnen und brachte wirklich den früheren Zauberer mit nach S. Michael, unterrichtete ihn dort so überzeugend und liebevoll, daß dieser um die Taufe bat.

Es sollte aber eine ganz außerordentliche und in der Missionsgeschichte der katholischen Kirche seltene Prüfung über die Missionen sowohl in Guayra als in Tape hereinbrechen, in der Mut und Mitleid des apostolischen Mannes in Verteidigung seiner schutzlosen Indianer wahre Triumphe feiern sollten. Wir meinen die Einfälle der Mamalucken, auch Pauliſten genannt, unehelicher Nachkommen von Kolonisten und Indianern.

Von 1628 an machten Mamaluckenhorden, unterstützt von Tapisindianern, öfters Streifzüge in das Gebiet der Reduktionen. Die Missionäre wandten sich um Hilfe für die Eingeborenen an den, dessen heiligste Pflicht es war, sie zu leisten, an den Statthalter. Sie erhielten eine Absage voll Hohn und Spott. 1631 waren von den 11 Jesuitenmissionen alle bis auf zwei von den Mamalucken zerstört; die Patres schätzten die Zahl der Gestorbenen, Gefangenen, für immer in die Wälder zerstreuten Indianer auf 200 000. Traurig verpflanzten sie die noch übrigen 12 000 in die südliche, sichere Gegend, an das linke Ufer des untern Parana.

Aber auch über andere Gegenden, das Itatin am linken Ufer des Paraguay und besonders das Land Tape am linken Ufer des Uruguay sollte der Sturm der Mamalucken dahinbrausen. Die Angriffe größeren Umfanges begannen 1636 und brachten auch hier entsetzliche Folgen. Endlich, von 1639 an, erhielten die Indianer auf beständiges Bitten der Jesuiten hin vom Statthalter von Buenos Aires die Erlaubnis, sich mit Feuerwaffen zu verteidigen. So ausgerüstet, besiegten sie 1641 ihre Feinde.

In die schrecklichen Jahre dieses siegreichen Vordringens der Mamalucken in Guayra und die bange Zeit der Erwartung neuer Angriffe in Tape fällt der größere Teil des Apostolats des P. Christoph de Mendoza.

Was die Augen der Missionäre bei den Indianern sehen mußten, grenzt ans Unglaubliche, und für sie selbst, die mitleidsvollen Beschützer der Indianer, gab es nur Mißhandlungen, Hohn und Spott.

Auf einem ihrer Züge hatten die Unholde von Mamalucken schon eine große Zahl von Christen und solchen, die es werden wollten, zusammengeschleppt. Da brach unter den armen Geraubten eine ansteckende Krankheit aus. Der Obere der Mission, P. Ruiz de Montoya, bat und flehte, die Armen taufen und Beichte hören zu dürfen. Die Bitte wurde abgeschlagen. Da hörten die Missionäre, die Feinde wollten aufbrechen und alle, die nicht mitmarschieren könnten, verbrennen. Jetzt machte de Mendoza auf Wunsch des Obern einen neuen Versuch. Umsonst. Die Unmenschen führten ihren Plan aus und zogen dann ab.

Und wenn die Indianer, wie so oft, vor den Ketten oder den Kugeln und Pfeilen der Mamalucken in die Kirche oder zu den Patres eilten, so rissen jene, die sich Christen nannten, die zu Tode gehetzten aus den geweihten Räumen, aus den Zellen und Armen der Patres und verwundeten oder töteten, was ihnen in den Weg kam. P. de Mendoza bezeugte vor einer richterlichen Untersuchungskommission über diese Vorgänge: »Die Mamalucken töteten in meiner Wohnung zwei Indianer vor meinen Augen, verwundeten andere, zielten mit ihren Büchsen auf mich und einen andern Pater. Von ihrer Palisade aus schossen sie einen Pfeil auf mich ab, der mich fast getötet hätte, — der Pater ward in der Tat verwundet — und setzten mir die Schwerter auf die Brust. In der Kirche zerrissen sie ein Bild der allerseligsten Jungfrau, das auf dem Hauptaltare angebracht war.« Die Räuber drangen auch in das Zimmer des P. Christoph ein wo sie einen großen Schatz zu finden hofften, fanden aber nur zwei Hemden, fast in Fetzen, und eine ganz alte Soutane von Baumwolle. Statt sich an der Armut dieser apostolischen Männer zu erbauen, so berichtet P. Ruiz de Montoya, machten diese Helden Fahnen aus den Fundstücken und zeigten sie dann den Indianern mit den Worten: »Seht, was für arme Teufel ihr in eurem Lande beherbergt! Weil sie in ihrer Heimat nichts zu essen haben,

kommen sie zu euch, um euch zu umgarnen. Schaut, was für Hemden sie haben! Wir aber gehen gutgekleidet einher und können euch viele schöne Sachen schenken.« So predigte einer, und unterdessen mordeten andere.

Einst waren die Mamaluken in die Nähe von S. Xaver am Tibay in Guayra gerückt. Mit den Heiden, die sie weggeschleppt, hatten sie auch Christen aus der Reduktion gefangengenommen. P. Mendoza drang mit P. Domenech in das Lager der Mamaluken ein, bevor die gegen sie anrückenden Indianer angekommen waren. Wohl wurde er an zwei Stellen von Pfeilen der Feinde verwundet, aber er wagte sich zu dem Führer vor und verlangte die Freigabe der Gefangenen. Sie wurde verweigert. Er verkündete, so würden die Indianer von ihren Waffen Gebrauch machen, eilte zu den Gefangenen, löste auf eigene Faust ihre Bande und führte sie den Ihrigen zu. Und diesmal ließen ihn die Mamaluken gewähren.

Als die Mamaluken einst auch aus dem Stamm der Gekrönten Gefangene gemacht hatten, wußte P. Mendoza seine Indianer so zu begeistern, daß sie den Feind angriffen und die Gefangenen befreiten. Dankbar für diese große Wohltat, kamen zehn Kaziken zu ihm, damit er sie im Glauben unterrichte. Es war der Anfang zur Gründung der Reduktion S. Michael in Guayra.

Jedoch nicht nur von seiten der Mamaluken drohten Gefahren. Die Indianer selbst, denen die Patres doch alles zum Opfer brachten, waren Naturkinder, faul, wenn die Gefahr nicht unmittelbar drohte, ohne Voraussicht in Abwendung von Gefahren, kindisch, wankelmütig in der Ausführung auch der wichtigsten Entschlüsse, zugleich mit einer unbegrenzten Liebe zu ihrem Heimatboden. Dazu waren sie vielfach nicht einmal Neubekehrte, sondern solche, die sich nur zur Gründung einer Reduktion und Annahme des Christentums gemeldet hatten. Und diese sollten, da es kein anderes Mittel der Rettung vor Gefangenschaft und Tod gab, zur Verpflanzung ihrer Reduktion in entfernte Gegenden bewogen werden! Christoph de Mendoza führte wie mehrere seiner Mitbrüder einen Teil der Zurückweichenden zu ihren neuen Wohnsitzen. Wenn sie dann durch Wälder und einsame Gegenden unter Hunger und Strapazen

dahinzogen, verließen viele die traurige Karawane, nahmen den Weg zur alten Heimat und lieferten sich so zum tiefsten Leidwesen der Missionäre den Klauen ihrer Feinde aus. Einen solcher Trupps, die sich zur Heimkehr wandten, wollte P. Christoph von dem unsinnigen Unternehmen abbringen, aber es hätte ihm beinahe das Leben gekostet. Einer der Indianer schwang schon den Mordsäbel über ihm, und der Pater wäre der Wut zum Opfer gefallen, hätten nicht Neubekehrte, die in der Nähe waren, den Schlag von ihm abgewandt. Es waren harte acht Tage, bis die Verbannten an ihrem neuen Sitze angekommen waren.

Auch die drei Jahre, die der Diener Gottes nach der Zerstörung der Reduktionen von Guayra in Tape so außerordentlich erfolgreich für die Christianisierung wirkte, blieben nicht ganz frei von den Sorgen für die Rettung der Guaranistämme des Landes. Darum übergab der Missionsobere, P. Romero, dem erfahrenen P. de Mendoza die Aufgabe, die Indianer des ganzen Landes zur Verteidigung zu ermuntern und zu wirksamen Maßregeln, wie zur Anlegung von Befestigungen zu bringen. Der Eroberer der Seelen tat mehr. Er zog von dem am meisten vorgeschobenen Posten im Süden, der Reduktion Jesus-Maria, aus, zu den heidnischen Stämmen am Tebicuary, um auch ihnen das Evangelium zu verkünden. Dabei leitete ihn die Hoffnung, daß diese Stämme, wenn bekehrt, mit ein Bollwerk gegen die Feinde der Indianer bilden würden.

Unter den heidnischen Stämmen hatten auch die Caaguas von dem Manne Gottes und seiner Lehre gehört. Sie luden ihn ein, zu ihren Bergen zu kommen. Nachdem er in vielem Gebet sich mit Gott beraten hatte, machte er sich froh zu diesem neuen Eroberungszuge auf. Es sollte sein letzter sein.

Auf dem Wege zu diesem Stamme mußte er durch eine Gebirgsgegend, die von vielen Zauberern bewohnt war. Unter diesen war einer, Tayubay, der früher schon die Christen in S. Michael zu verführen gesucht hatte und deshalb von dort vertrieben worden war. Diese Feinde des Christentums nahmen unsern Glaubensboten auf seinem Hinwege zu den Caaguas scheinbar freundlich auf, holten sich aber Rat bei dem angese-

henſten Zauberer der ganzen Gegend. Sei der Miſſionär aus dem Wege geräumt, ſo würden die andern weichen, dann hindere die Indianer nichts mehr, von der chriſtlichen Religion zu ihren vielen Weibern und all den andern alten Gebräuchen zurückzukehren. So ward es Zauberers Antwort, ein Todesurteil.

Man beſchloß, dem Miſſionär und ſeinem Begleiter bei ihrer Rückkehr von den Caagnas einen Hinterhalt zu legen. Die Gefährten des Paters bemerkten aber die Verſteckten. Die meiſten flüchteten, andere begannen den Kampf. P. Chriſtoph ſuchte, ſeiner ſelber vergeſſend, aus allen Kräften zu einem Katechumenen zu gelangen, der im Gefechte etwas verwundet worden war, um ihn zu taufen. Aber ſein Pferd blieb in einem ſumpfigen Loche ſtecken. Die Verräter überſchütteten nun den Pater mit einem Hagel von Pfeilen, die den Schild, den ein Begleiter ihm zugeworfen hatte, und mit ihm den Pater erdrückten. Er mußte, um atmen zu können, ſeinen Körper den Feinden darbieten. Da drang ein Pfeil in eine der Schläfen, zwei Schläge mit einer Keule ſauſten auf ſein Haupt nieder, zwei neue Pfeile trafen ihn. Dann überhäuften die Indianer den Daliegenden mit Schlägen, ſchnitten ihm zum Zeichen des Triumphes ein Ohrläppchen ab, zerbrachen das Kruzifix, das an ſeinem Halſe hing, in tauſend Stücke und ließen ihn für tot liegen. Von einem heftigen Gewitter überraſcht, ſchoben ſie für den folgenden Tag die übliche grauſame Öffnung der Leiche und die Verbrennung auf.

Als ſie deshalb am folgenden Morgen zurückkehrten, fanden ſie den Totgeglaubten nicht mehr an der alten Stelle. Die Spuren ſeines Blutes führten ſie an einen Ort in der Nähe, wo er eine furchtbare Leidensnacht zugebracht hatte. Nun begannen ſie den Chriſtengott zu verhöhnen, der ſeinem Diener in ſolchem Elende nicht helfen könne. Der Apoſtel aber fing mit ſeiner letzten Kraft an, ihnen von Chriſtus, ſeinem Glauben, ſeinen Geſetzen und ſeinen Strafen zu predigen. Sie befahlen ihm zu ſchweigen. Da er weiter Chriſtus verkündete, ſchlugen ihm die Barbaren die Zähne aus dem Munde, ſchnitten ihm Lippen, Naſe und das zweite Ohrläppchen ab und wiederholten dabei höhniſche Worte, die der Miſſionär bei der Katecheſe zu gebrauchen pflegte. Er aber ſprach zu den Henkern: »Meine

Seele wird gehen, um sich bei Gott zu erfreuen; nur meinen Leib könnt ihr töten. O känntet ihr die Güter, die ich euch verkünde und deren eure Undankbarkeit euch unwürdig macht!« Schließlich zogen sie ihm die Zunge heraus, öffneten seinen Leib, nahmen das Herz heraus und durchbohrten es mit Pfeilen. Und dabei höhnten sie: »Laßt uns sehen, ob seine Seele nun stirbt.«

Ein Eroberer lag da in seinem Blute. Er hatte Seelen zu erobern gesucht und Tausende gewonnen. Davon zeugten die christlichen Indianer, die bald seinen Tod rächten und seinen heiligen Leib in Trauer bestatteten. Er hatte auch bei seinem Eroberungszug das Himmelreich und die Glorie des Martyriums sich erobert. Er hatte sich endlich einen Ehrenplatz im Herzen seiner Mitbrüder in der Mission erobert, die mehrmals auf der Provinzialkongregation des Ordens Schritte zur Seligsprechung des Dieners Gottes unternahmen.

P. Anton Ripari und P. Kaspar Osorio Valderrabano[1].

(† 1639)

Im alten Casalmorano bei Cremona wurde Anton Ripari am 16. August 1607 von einer Familie geboren, die zu den bedeutenderen der Gegend gehörte. Die Andacht zur Mutter des Herrn, die Antonio seine »cara mamma« nannte, trieb ihn dazu, später seinem Namen Antonio den Marias hinzuzufügen. Nach mehrjährigem Aufenthalt im Seminar von Cremona trat Ripari am Vorabende des Festes des heiligen Ignatius 1627 in das Noviziat der Gesellschaft Jesu in Arona ein, dem zauberhaft am Lago Maggiore gelegenen Örtchen, das jahrelang vom Duft der Tugenden seines großen Sohnes, des heiligen Karl Borromäus, erquickt worden war.

Der heilige Karl Borromäus hatte als Erzbischof von Mailand der Gesellschaft Jesu die Leitung der großen Unterrichtsanstalt, die Brera genannt wurde, übergeben. Dort unterwies Antonio 1629—30 mit großer Freude Knaben einer Lateinklasse. Und diese hatten auch ihrerseits ihren Lehrer wegen seines

[1] Außer der oben angegebenen Literatur über Paraguay, Primo Lanzi, Un fiore della Chiesa Cremonese, P. Ant. M. Ripari², Milano 1912.

großen Interesses für alle und jeden, wegen seiner Lehrgabe, wegen seiner strengen Unparteilichkeit von Herzen gern. Auch außerhalb der Schulzeit suchten sie möglichst viel bei ihm zu sein, nicht ohne große Frucht aus seinem Beispiel und Wort zu ziehen.

In Savona besaßen die Jesuiten ein kleines Kolleg. Dort sehen wir den Frater 1631—33 ganze 15 Schüler und dazu noch in einer niedrigeren Klasse als in Mailand unterrichten. Er tat es mit derselben Freudigkeit wie dort, aber auch mit demselben Erfolg. Im Jahre 1633 kehrte er zum Studium der Theologie nach Mailand zurück, wo er zugleich das Amt des Subministers im Kolleg versah und des Sonntags fleißig die Kinder in den Pfarrkirchen katechesierte.

Schon öfter hatte der eifrige Ordensmann, obwohl schwächlich und vielfach leidend, von den Obern begehrt, in das so unangenehme, malariaschwangere Klima Korsikas, dann sogar in die Missionen gesandt zu werden. Während er nun im dritten Jahr Theologie studierte, kam P. Johannes Baptista Ferrusino, Abgesandter der Ordensprovinz Paraguay für die sogenannte Prokuratorenversammlung, auf der Rückkehr von Rom durch Mailand. Fr. Antonio durfte mit ihm nach Paraguay ziehen.

Als der zukünftige Märtyrer in Genua sich nach Sevilla einschiffen wollte, war es ihm durch Gottes gütige Fürsorge vergönnt, dort den nach Japan reisenden P. Marzellus Mastrilli anzutreffen. Die beiden Feuerseelen tauschten in vertraulichem Gespräche ihre einander so ähnlichen Gedanken und Wünsche aus. Seiner Sehnsucht nach dem Blutzeugnis hatte auch Fr. Antonio schon oft Ausdruck verliehen. »Täglich bitte ich den Herrn, zu leiden und zu sterben aus Liebe zu ihm,« so schrieb er einmal. Insbesondere den heiligen Joseph, den er mit außerordentlicher Andacht verehrte, flehte er täglich an, ihm von Gott diese Gnade zu erlangen. Auch hatte er sich unter anderm mit Gelübde verpflichtet, jeden Freitag bei Wasser und Brot zu fasten. So verstanden die beiden, von Gott zum Martyrium Auserwählten, diese großen und hochherzigen Seelen, P. Mastrilli und Fr. Ripari, gegenseitig in ihrer Seele zu lesen und sich wechselseitig in der Liebe zur Predigt des Evangeliums und zum Martyrium zu entflammen.

In Sevilla ward Fr. Antonio zum Priester geweiht und zog dann zu Fuß nach Lissabon, wo seiner ein Aufenthalt von neun Monaten wartete, bis er am 11. Febr. 1636 mit den andern Missionären in See stechen konnte. Ende April langten sie vor dem Rio la Plata an, versuchten aber neun Tage lang vergebens die schwierige Einfahrt. Man mußte zurück und nach Brasilien steuern und die bessere Jahreszeit erwarten. P. Antonio hielt sich über ein halbes Jahr im Kolleg der Gesellschaft Jesu in S. Paulo auf und suchte sich durch die niedrigsten Arbeiten nützlich zu machen. Am 5. Dezember stiegen die Missionäre wieder zu Schiff und kamen endlich am 20. Dezember in Buenos Aires an. Von dieser Stadt aus war noch eine Landweg von 580 Kilometer zurückzulegen, um nach Cordoba in Tucuman zu gelangen. So war denn P. Ripari nach einer Reise von bald zwei Jahren in dem Lande angekommen, wo er den Ungläubigen predigen und das Martyrium erleiden wollte.

Diese zwei Reisejahre war aber der Missionsberuf, der in der Brust des jungen Jesuiten lebte, nicht untätig gewesen. Antonio wußte, von welcher Wichtigkeit es für den künftigen Glaubensboten ist, die Sprachen, das Land und seine Eigenschaften, die Geschichte, die Sitten, die religiösen Anschauungen derjenigen zu kennen, denen er Christus verkündigen soll. Solchen Studien widmete er sich deshalb mit Eifer die langen Monate des Wartens in Lissabon und im Kolleg von S. Paulo in Brasilien. Immer hatte er, wie er selbst in einem Briefe schreibt, auf der Seereise und dem langen Landwege Auge und Ohr offen, um zu lernen. Alles interessierte ihn. Er schreibt z. B. auch noch von Cordoba aus nach Peru, Neu-Granada, Brasilien, daß man nicht unterlasse, einige Mondfinsternisse, die bald eintreten sollten, zu beobachten und die Frucht der Beobachtungen zu notieren.

So war denn der künftige Missionär durch die philosophischen und theologischen und durch manche besondere Studien wissenschaftlich für den Beruf des Missionärs wohl vorbereitet, aber auch seine Tugend war reif. Daher brannte er, wie er selbst einst schrieb, vor Verlangen, jetzt »seinen Wunsch erfüllt zu sehen, im Dienste Gottes zu arbeiten und Gelegenheit zu haben, alle Art von Ungemach in Kleidung, Lebensweise, Schlaf aus Liebe

zum Herrn zu erdulden. Möge es Gott gefallen, daß ich mein Blut aus Liebe zu ihm vergieße.« Eher wohl als P. Antonio Maria geahnt hatte, sollte sein Wunsch in Erfüllung gehen. Er wurde 1639 einem schon älteren Missionär, dem P. Osorio, als Gefährte zugeteilt.

Über Kaspar Osorio schrieb der Bischof von Tucuman, Don Melchior Maldonado aus dem Augustinerorden, in einem Berichte an König Philipp IV. vom 14. September 1639: »P. Osorio war ein vollkommener Mann..., der das Evangelium, das er verkündete, mit seinen Werken bekräftigte.« Auch er glühte wie P. Ripari von Verlangen, in der Verkündigung des Evangeliums als Blutzeuge zu sterben. Einst hatte er an den Kardinal Johannes de Lugo, seinen früheren Beichtvater, über die Sicherheit geschrieben, die er über sein künftiges glückliches Los habe und schon lange vorher und oft sprach er seinen Mitbrüdern voll Lebhaftigkeit darüber und machte schon damals mit Gesten im einzelnen die Weise nach, wie ihn die Indioner töten würden. Er war ein großer Beter. Zu dem Breviergebete fügte er täglich das Offizium vom heiligen Schutzengel bei. Vor jeder Predigt und jeder Katechese betete er eifrig, um reichliche Gnaden auf sein Wort herabzuziehen. Nie ging er in den Beichtstuhl, ohne vorher eine zeitlang über das Unglück einer Seele betrachtet zu haben, die Gott schwer beleidigt; so konnte er die Seelen zu innigerer Reue stimmen. Seine Liebe zur Armut war außerordentlich. Auch als Rektor trug er selbst außer dem Hause eine Soutane aus Baumwolle. Sein Hut war über und über geflickt, man hätte ihn keinem Neger angeboten. Wie der Heidenmissionär, der oft allein unter den lasterhaftesten Indianern weilte, die Reinheit der Engel nachahmen sollte, davon war er tief überzeugt. Seine Abtötung war heroisch. Oft trug er auf den beschwerlichen Wegen noch ein Bußhemd. Als Kopfkissen fand man selbst in kranken Tagen bei ihm einen Stein; seine Unterlage war ein Fell. Täglich peinigte er sich mit einer Geißel, die eiserne Spitzen trug. Alle Vigilien vor Muttergottesfesten fastete er bei Wasser und Brot.

»Sein Beruf als Heidenmissionär zeigte sich«, so urteilt das eben angeführte Schreiben des Bischofs von Tucuman, »in dem

großen Eifer, Gott kennen zu lehren, sein Evangelium zu predigen und die Seelen der Heiden zu bekehren.«

Zu Castillo de Villavega in Altkastilien 1596 geboren und 1612 in Villagarcia in die Gesellschaft Jesu aufgenommen, wurde Kaspar Osorio 1617 der Ordensprovinz Paraguay zur Hilfe gesandt. Hier wurde er später in mehr als einem Kolleg Rektor. Als er in la Rioja dieses Amt bekleidete, eilte er in Person zu den 25 Meilen entfernten Indianern von Valleferril, um ihnen seine vielgeschätzte Hilfe zu bringen.

Zwischen dem rechten Ufer des Pilcomayo und den spanischen Städten am Ostabhange der Anden dehnte sich das damals noch nicht unterworfene Land aus, das den Namen Gran Chaco trug. Gegen Ende der dreißiger Jahre des Jahrhunderts hatte der Gouverneur von Tucuman, Martin Ledesma Valderrama, einige, wenn auch bescheidene Erfolge in der Unterwerfung der dortigen Völkerschaften errungen. Zu ihnen sandte der Provinzial P. Nikolaus Duran-Mastrilli — ein Onkel des japanischen Märtyrers P. Marzellus Mastrilli — unsern P. Osorio, der 1627 aufbrach. Bald erlernte er in seinem Seeleneifer zu dem Quichoa, das er vollkommen beherrschte, nicht nur die Sprache der Tobas, bei denen er weilte, sondern auch die der Mokobier, Zapitalaguas und Churmatas, weil sie ihm für die zukünftige Evangelisation des Chaco von Bedeutung schienen.

Zahlreich waren die Gefahren, die der Missionar, allein den Barbaren ausgeliefert, bestand. Besonders bei den Trinkgelagen, bei denen häufig Totschläge vorkamen und bei dessen Herannahen selbst Leute vom eigenen Stamme auf die Berge flohen, mußte der mutige Mann Schlimmes ertragen. Ihrer nicht mehr mächtig, holten die Trunkenbolde ihn mit Gewalt herbei, warfen ihn in die Höhe und trieben ihren Mutwillen mit ihm wie mit einer Puppe. Wenn alles vorüber war, lobten sie freilich seinen Mut, wie auch ein andermal nach einem Angriff, den sie, um seine Standhaftigkeit zu erproben, auf sein Leben gemacht hatten. Ja seine Unerschrockenheit erschien ihnen so bewunderungswürdig, daß sie ihm als Zeichen ihrer Anerkennung ein Weib, das ihnen ganz besonders begehrenswert vorkam, zur Frau anboten. Die Antwort des Mannes Gottes war, daß er ihnen in begeisterten

Worten die Erhabenheit des Zölibates erklärte. Seine freundliche Weise, mit ihnen zu verkehren, gewann ihm die Herzen. Dies konnte man so recht sehen, als einst alte Indianerinnen eine Gefahr der Erblindung mit ihren freilich schmerzlichen Mitteln von ihm abwandten.

Trotzdem gingen die anfänglichen Hoffnungen des Missionärs, unter den Tobas Reduktionen errichten zu können, nicht in Erfüllung. Die Kaziken merkten, wie allmählich Trunkenheit und andere Laster sich minderten und das erregte ihren Unwillen. Benachbarte Stämme gerieten in Aufregung ob der Nähe eines spanischen Priesters, da sie diese als Vorläufer spanischer Soldaten ansahen. Alle aber waren von Angst vor der Knechtschaft der Spanier erfüllt, und das um so mehr, da die Jesuiten in der Provinz Tucuman den Indianern ihrer Reduktionen nicht die Aussicht eröffnen konnten, vom persönlichen Dienstverhältnis gegenüber den Spaniern befreit zu werden. So konnte der Missionär in anderthalb Jahren nur eine Auswahl Kinder und etwa ein Dutzend Erwachsene taufen. Dazu kam die gefährliche Augenkrankheit, die eine Kur in einer der spanischen Niederlassungen erforderte. So schied der Diener Gottes schweren Herzens von seiner ersten Expedition in dem Gran Chaco.

Anfangs 1638 wurden P. Osorio und P. Ignatius Medina von neuem in den Chaco ausgesandt.

Die beiden Missionäre suchten diesmal von der Stadt Jujuy aus in den Chaco vorzudringen, aber Don Juan Ortiz de Zarate, der Encomendero des Stammes der Ocloyas, legte ihnen einen andern Plan vor. Durch diesen Stamm führe der Weg viel leichter zu den fernen heidnischen Völkerschaften, besonders wenn derselbe, jetzt noch in seinem größten Teile heidnisch, das Evangelium angenommen habe. Auch stellte er ihnen alle mögliche Förderung des Unternehmens in Aussicht, die er ihnen in seiner Eigenschaft als Encomendero reichlich leisten konnte. Der Plan fand den Beifall der Patres. Sie fanden ein Völklein, das anständig gekleidet umherging, das keine Zauberer in seiner Mitte hatte, dem ein milder Charakter eignete, das im ganzen für die christliche Religion sehr empfänglich war. Nachdem die Missionäre 1638 einige Monate die rauhe abgelegene Gebirgs-

gegend mit ihren Gruppen von Hütten und kleinen Dörfchen durcheilt, viele unterrichtet und manche getauft hatten, mußten sie gegen die Fastenzeit ihre Tätigkeit unterbrechen, P. Medina, weil er krank geworden war, P. Osorio, weil er in Jujuy die Fastenpredigten für die Spanier zu halten hatte. Von dort eilte P. Osorio mit P. Ripari, den die Obern ihm nunmehr zum Gefährten bestimmt hatten, zu den Ocloyas zurück. Bald gründete er eine große Reduktion, in die viele Indianer von ihren Dörfchen und Gruppen zusammenkamen, etwa vier Meilen von Jujuy. Eine geräumige Kirche ward gebaut, manche Hunderte wurden getauft, und ein frisches religiöses Leben begann sich zu entfalten. P. Osorio übertrug die Leitung der Reduktion dem wiederhergestellten P. Medina und begab sich daran, andere Reduktionen zu errichten.

Er suchte einen Kaziken der menschenfressenden Mataynas zu gewinnen, ihn mit P. Ripari durch das Land der Ocloyas in den Gran Chaco zu führen. Aber dieser hielt das gegebene Wort nicht. So eilten die Missionäre wieder nach Jujuy zurück und brachen von hier auf. Es begleitete sie ein junger Spanier, Sebastian de Alarcon, der in die Gesellschaft Jesu eintreten und unterdessen die Mühsale des apostolischen Lebens erproben wollte.

Überall, wohin sie kamen, verkündeten die beiden Missionäre: »Wir gehen hin, um Märtyrer zu werden.« Den Weg mußten die Führer und die Missionäre sich vielfach mit Äxten durch die dichten Wälder bahnen. Was sie an Indianern aus den Stämmen der Palomas, Labradillos, besonders aber der Chiriguanos auf den Tagesmärschen trafen, hielten sie an, suchten sie günstig zu stimmen, begannen sie zu katechisieren, speisten sie zum Teil von ihrem Proviant. Deshalb sandten sie nach einigen Tagemärschen de Alarcon ab, in Salta neue Vorräte zu holen. Zwei Chiriguano-Indianer boten sich an, ihn zu begleiten. Die Häupter dieses Stammes aber hatten beschlossen, das Eindringen des Christentums in den Gran Chaco zu verhindern und darum die Missionäre aus dem Wege zu räumen.

Auf dem Wege nach Salta, zwei Tagereisen nach ihrem Aufbruche, überfielen nun die beiden Chiriguaner den Sebastian

de Alarcon, hieben ihm das Haupt ab und verzehrten sein Fleisch. Dann kehrten sie zum Orte zurück, wo die Patres sich aufhielten. Der Diener der Missionäre merkte bald die Absicht der Wilden, auch die beiden Patres zu ermorden. Besorgt teilte er ihnen seine Wahrnehmung mit. »Sohn,« erwiderten sie, »wir sind gekommen, diese Indianer das Wort Gottes zu lehren und ihnen den engen Weg zum Himmel zu zeigen; das müssen wir tun, wenn es uns auch das Leben kostet.« Sie legten sich angekleidet etwas zur Ruhe nieder. Aber bald kamen die Chiriguaner heran, leerten die Bündel der Missionäre und stahlen ihnen unter anderem auch die heiligen Gefäße und Gewänder für die heilige Messe. Es war ein Zeichen, daß das blutige Opfer des Martyriums bald seinen Anfang nehmen sollte. Die beiden dem Tode Geweihten brachten nun die Nacht in inbrünstigem Gebete zu. Am nächsten Morgen, während der eine der beiden Priester sein Brevier, der andere den Rosenkranz betete, stürmten die Chiriguaner mit Holzsäbeln, Pfeilen und Lanzen herzu. Die Begleiter der Patres flohen und versteckten sich auf einem nahen Hügel, von dem aus sie die Mordszene beobachteten. Zuerst töteten die Mörder mit einem Holzsäbel den P. Osorio, an zweiter Stelle den P. Ripari. Dann schlugen sie beiden das Haupt ab und öffneten ihnen den Leib. Als sie überlegten, ob sie auch die Leiber der Missionäre verspeisen sollten, beschlossen sie, davon abzusehen, es sei zu wenig an ihnen. Nach der Bluttat kamen die Indianer, die sich versteckt hatten, wieder hervor, bedeckten die entseelten Körper mit Zweigen und eilten nach Salta, um dort die Trauerbotschaft zu verkünden.

So hatten denn die beiden Ordensleute die ersehnte Krone des Martyriums erlangt. Als Martyrer feierte sie bald öffentlich in Predigten der Bischof der Diözese und die Ordensleute der verschiedenen Orden, Dominikaner, Franziskaner, Mercedarier. Auch der kanonische Prozeß über ihr Martyrium wurde geführt und nach Rom gesandt.

P. Julian de Lizardi[1]. († 1735)

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts traf der Bruder des Kardinals Vaughan von Westminster, Kenelm Vaughan, in Südafrika mit einer spanischen Ordensfrau zusammen. Er fragte sie, aus welcher Gegend Spaniens sie sei. Sie antwortete: Von Guipuzcoa. »Diese Provinz«, fügte sie bei, »hat der Kirche manche Heilige gegeben, unter ihnen den heiligen Ignatius von Loyola, den heiligen Martin von Loinoz, den sel. Thomas von Zumarraga. Doch gibt es einen unter ihnen, der Märtyrer war und dessen Leib verlorengegangen ist. Seit 50 Jahren schon sind wir daran, Gott zu bitten, daß derselbe aufgefunden werden möge.« »Wie heißt der Märtyrer?« fragte der Priester. »Julian de Lizardi«, war die Antwort. Da fiel der vielgereiste Mann freudig ein: »Gott hat die Gebete erhört; ich selbst habe das Glück gehabt, seine heiligen Überreste aufzufinden.«

In der Tat, nachdem Monsignore Vaughan 1875 auf einer Reise durch Südamerika im Franziskanerkloster zu Tarija (im Süden Bolivias) krank darniedergelegen war, fiel ihm während seiner Wiedergenesung das Leben des P. Lizardi in die Hände. Es war von dem berühmten Geschichtschreiber der Jesuitenmission in Paraguay, P. Lozano, verfaßt, der sechs Jahre mit P. Lizardi zusammengelebt hatte. Dieser berichtete, die heiligen Überreste des Märtyrers seien am 19. Juli 1735, gut einen Monat nach dem Martyrium, in einem wahren Triumphzuge in Tarija eingeholt und in der dortigen Kirche des heiligen Bernhard an der Evangelienseite beim Hauptaltar beigesetzt worden. Nun aber war die Stätte der Beisetzung leider unbekannt.

Hingerissen von der Schönheit des Lebens dieses Apostels und Martyrers und darum beseelt von dem Wunsche, zu seiner Verehrung beizutragen, gab sich Vaughan daran, Forschungen und Grabungen anzustellen. Sie waren mit Erfolg gekrönt. In der Höhle zwischen zwei Mauern entdeckte man den kostbar

[1] Pedro Lozano, Vida y Virtudes del venerable Martir P. Julian de Lizardi d. l. C. d. J. Salamanca 1741. — Kenelm Vaughan, Descubrimiento le los Restos del Ven. J. de Lizardi y su traslaciòn de Tarija a Buenos Aires, Barcelona 1901.

ausgestatteteten Sarg. Noch waren die Siegel unverletzt. Im Innern lagen bei den heiligen Gebeinen eine Palme, das Zeichen des Martyriums, und ein Dokument, daß dies der Leib des Märtyrers Julianus Lizardi S. J. sei.

Nach etwa 25 Jahren erreichte derselbe hochwürdige Herr, daß den vielen und dringenden Bitten aus der Heimatprovinz des Märtyrers nachgegeben und sein heiliger Leib in die Pfarrkirche seines Geburtsortes, Asteazu bei S. Sebastian, übergetragen wurde. Man erzählt von mehreren Wundern, die seit der Auffindung der Reliquien auf die Fürbitte dieses Sohnes des Baskenlandes in Spanien gewirkt wurden.

Fassen wir zuerst kurz den äußern Lebensgang des Dieners Gottes zusammen. Er war am 30. November 1696 in Asteazu, vier Meilen von San Sebastian, geboren und empfing seine wissenschaftliche Ausbildung im Kolleg der Jesuiten im nahen Villagarcia, wo er ein fleißiger Schüler und ein eifriges Mitglied der Marianischen Kongregation war. Täglich besuchte er vor der Klasse das Bild der Mutter Gottes in der Kapelle (der Reliquien); auch im Laufe des Tages kehrte er gern dahin zurück. Mit siebzehn Jahren in die Gesellschaft Jesu aufgenommen, wurde er schon vor Vollendung der philosophischen Studien in die Missionen gesandt. Am 5. April 1717 fuhr er mit 72 andern für die Ordensprovinz Paraguay bestimmten Mitbrüdern von Kadiz ab und landete im Juli in Buenos Aires. Die noch übrigen fünf Studienjahre machte er in Cordoba. 1721 wurde er zum Priester geweiht, und zwar am 15. November, an dem man in der Ordensprovinz Paraguay des P. Rochus Gonzalez de Santa Cruz und seiner Gefährten Alfons Rodriguez und Johann del Castillo gedachte.

Nach einem Jahr Kollegstätigkeit in Buenos Aires kehrte de Lizardi nach Cordoba zurück, um daselbst das dritte Probejahr zu machen. 1725 wurde er zum erstenmal in die Indianermissionen Paraguays gesandt und bekleidete dort bis 1727 die Stelle eines Hilfsgeistlichen in Unserer Lieben Frau von Loreto, der größten Reduktion am Rio Parana. Das folgende Jahr war er Minister des Kollegs in Buenos Aires, wobei er aber zugleich sich der Einwohner der Stadt, besonders der

vielen dort gerade sich aufhaltenden Indianer annahm. 1728 wurde er zum zweitenmal in die Reduktionen geschickt. Nach einer mühseligen Flußreise von 200 Meilen, auf der die Missionäre und ihre Begleiter Schiffbruch litten und die ihm als Andenken für das ganze Leben ein starkes Asthma zurückließ, langte er in S. Angel, der Pfarrei für die Neubekehrten, an.

Im vierten Jahre seiner Wirksamkeit als Pfarrer daselbst wurde P. de Lizardi vom Provinzial zum Obern für eine äußerst schwierige Neugründung ausersehen. Es handelte sich darum, den schon früher erwähnten Chiriguanos das Evangelium zu verkünden. Sie wohnten im südlichen Teile des heutigen Bolivia. 150 Jahre hatten sie den Waffen der Spanier und der Missionierung widerstanden. Weil dieses Volk das mächtigste und das wildeste war und zugleich die feindseligste Haltung gegen die Spanier einnahm, so hoffte man von seiner Bekehrung zum Christentum zugleich friedliche Unterwerfung des ganzen Chaco unter den spanischen König. Darum wollten jetzt die spanischen Behörden einen neuen Evangelisationsversuch machen. Der Vizekönig von Peru erbat Missionäre der Gesellschaft vom Provinzial P. Herran, der P. de Lizardi zum Obern, die beiden Patres Ignatius Chomé und Joseph Pons zu Begleitern bestimmte. Ersterer war ein Belgier, letzterer ein Spanier.

So war also dem heiligen Manne als Hauptberuf seines Lebens zuteil geworden, wonach er, freilich in voller Unterordnung unter den heiligen Gehorsam, ohne Unterlaß verlangt hatte: Tätigkeit bei den Indianern und schließlich das Martyrium.

Einst hatte er sich in Santiago voll Begeisterung für die südamerikanischen Missionen gemeldet, ohne aber den Obern einen Wunsch auszudrücken, für welche Missionen er verwendet werden möchte. Während der Studien in Cordoba nährten Lesung und Erzählung die doppelte Sehnsucht seines Herzens. »Ja, ja,« rief er bei einer solchen, »laßt uns zu den Chiquitos gehen, zu den Cesares, zum Chaco; das ist es, was ich wünsche, die Säbel, das, was ich verlange, die Speere, die Pfeile.«

Er hatte bittere Tränen geweint, als er nach dem ersten Aufenthalte in der Reduktion von Loreto wieder ins Kolleg versetzt

wurde, aber kein Wort der Klage war über seine Lippen gekommen. Wenn er dann bei einer Epidemie in Buenos Aires sterbenden Neubekehrten beistand, bat er sie voll rührender Demut, für ihn Fürsprache im Himmel einzulegen, damit Gott seinen Obern eingeben möge, ihn bald wieder in die Reduktion zurückzusenden; diesen selbst gegenüber äußerte er jedoch keinen Wunsch. In derselben Meinung opferte er Gott den vollkommenen Liebesakt für die armen Seelen der Indianer auf und forderte auch andere dazu auf.

Als er einmal auf der zweiten Reise in die Mission in große Lebensgefahr gekommen war, hatte der Diener Gottes das Gelübde gemacht, soweit es von ihm abhänge, in der Mission der Guaranis zu leben und zu sterben, ohne jemals direkt oder indirekt Schritte zu unternehmen, um sie zu verlassen, so schwer auch seine Lage, so groß auch seine Leiden sein würden. Bevor er das Gelübde ablegte, hatte er sich den Obern öfters gerade für die Mission unter den Heiden angeboten. Auf der Reise zur Mission der Chiriguanos sagte er dem Gouverneur von Plata, General Bruno Mauricio de Zabala, der ihn gerne für Buenos Aires gerettet hätte: »Ich versichere Eurer Excellenz, was mich mit solcher Freude bei dieser Unternehmung erfüllt, ist gerade die sichere Überzeugung, daß ich in ihr für Christus sterben werde.« Und als er vernahm, die Chiriguanos hätten beschlossen, die Missionäre, die es wagen sollten, in ihr Land einzudringen, den Tobas, den grausamsten unter den Indianern des Chaco, als Sklave zu verkaufen, brach er mit solcher Innigkeit in die Worte aus: »O meine Patres, wie schön wäre es, für Jesus Christus Sklave zu sein!«, daß P. Chomé, einer seiner Gefährten, zwei Jahre nach dem Martertode des Dieners Gottes schrieb: noch könne er die Worte nicht vergessen, und es wäre ihm, als wenn sie noch immer in seinen Ohren klängen.

Dies ständige und heiße Verlangen aber war bei P. Lizardi mit einer heldenhaften Übung aller Tugenden verbunden.

Schon im Noviziate hatte er sich darin ausgezeichnet und während der langen Studienjahre konnte keiner seiner Gefährten einen Fehler in der Beobachtung der Ordenszucht an ihm wahrnehmen. Der Rektor des Kollegs von Buenos Aires stellte dem

P. Julian de Lizardi als Lehrer der Grammatik das Zeugnis aus, er sei ein Ordensmann gewesen, wie ihn der heilige Ignatius in den Konstitutionen will. Und der wohlunterrichtete Obere der ganzen Mission sagte von ihm, es gäbe keinen unter den Missionären, der ihn an Tugend überträfe. Als Lizardi von seinem treuen Gehilfen Zacarius Abschied nahm, um zu den fernen Chiriguanen zu ziehen, gestand er ihm: Drei Sachen habe er sich vorgenommen, als ihm die Obern S. Angel anvertraut hatten: zuerst auf seinen eigenen Fortschritt bedacht zu sein; sodann auf das geistliche Wohl des Nächsten; an dritter und letzter Stelle auf ihr zeitliches Wohl. Und er hatte es nach der Ansicht seiner Gefährten auch genau so gehalten.

Es seien nur einige seiner Tugendübungen erwähnt. Während seiner Studienjahre erhob er sich — als gesunder Baske hatte er von den Obern dazu Erlaubnis erhalten — zwei Stunden vor den übrigen und betete dann vor dem Allerheiligsten $3\frac{1}{2}$, an manchen Tagen über vier Stunden. Vor der Ruhe widmete er wiederum eine Stunde dem Gebete. Jeden Monat nahm er eine Geisteserneuerung vor, indem er den Sonntag, an dem das Allerheiligste ausgesetzt zu sein pflegte, ausschließlich geistlichen Übungen weihte.

So hielt er es auch in den Reduktionen bei den Guaranis. Ja selbst von den beschwerlichen Reisen im Lande der Chiriguanen berichtet P. Chomé: »Auf unsern Reisen schliefen wir draußen im Walde, wo wir uns gerade befanden... und immer, wenn ich erwachte, sah ich den ehrwürdigen Pater kniend oder sitzend..., aber immer in innigem Gebete.«

Zum Brevier des Tages fügte er meist noch die kleinen Tagzeiten der Mutter Gottes, die Tagzeiten von den Armen Seelen und die Litanei von seinen Monatspatronen.

Bezeichnend für sein geistliches Leben ist ein Zwiegespräch, das er einige Zeit vor seinem Tode hatte. Als P. Raphael Gimenez, der seinen Gebetseifer wohl kannte, in der Reduktion von S. Anna bei den Chiriguanen ihn soviel mit Hacken, Holzspalten usw. beschäftigt sah, sagte er ihm eines Tages: »Pater Julian, ich sehe Ew. Hochwürden sehr tätig im Dienste der Martha; aber wie steht es jetzt mit dem vielen Gebet, das Sie

verrichteten, bevor Sie Oberer waren?, wie mit der täglichen Lesung der heiligen Schrift, der Konstitutionen [des heiligen Ignatius], des Lebens der Heiligen?« P. de Lizardi antwortete lachend: »P. Raphael, mit der Gnade Gottes kann man alles, ich werde alles bis auf das letzte Pünktchen nachholen, weil ich um Mitternacht aufstehe.« Und so war es.

Trotzdem der Diener Gottes wohl nie die Taufunschuld durch eine schwere Sünde verloren hatte, war sein Bußeifer fast erschreckend. Tägliche Geißelungen, bei denen die Bußwerkzeuge mit Metall durchflochten waren; ein Zilizium aus gleichem Metall, das einen großen Teil des Körpers bedeckte und während der Arbeiten in den Reduktionen sein beständiger Begleiter war; eine Abtötung in Speise und Trank, die selbst die Entbehrungen unter den Chiriguanos noch freiwillig um vieles vermehrte.

Handelte es sich im Kolleg um späte Messen oder nächtliche Versehgänge, waren in der Reduktion verdoppelte Seelsorgetätigkeit, Pflege der kranken Indianer, alle möglichen Dienstleistungen für die Mitbrüder bis zum Schuhflicken erwünscht — immer war der gute P. de Lizardi bereit. Großen Wert legte er auch darauf, in den Reduktionen Paraguays persönlich manche Arbeiten der Indianer zu leiten und den Chiriguanos das Beispiel harter körperlicher Arbeit zu geben.

Und alle diese Tugenden verklärte eine liebenswürdige Heiterkeit. Stets war er zu einem Scherzwort aufgelegt, und meist bestand seine Antwort auf vieles Unangenehme in einem herzlichen Lachen. Sein Antlitz war stets freudig. Mehr wie ein dutzendmal kommt die Biographie des heiligen Mannes auf diesen seinen heitern Frohsinn zurück. Er muß eine Eigentümlichkeit seines ganzen Wesens gebildet haben.

Was Wunder, wenn P. Lizardi überall, wo er wirkte, Liebe und Eifer weckte? Nur über die Chiriguaner schrieben die Missionäre, durch die Erfahrung belehrt, an den Provinzial: »Sie lassen sich eher in Stücke hauen, als daß sie Christen würden.« Aber auch für diese kamen später bessere Zeiten. Mußte vielleicht wie so oft auch hier der Boden mit dem Blute eines Märtyrers getränkt werden, bevor er die Saat des Gotteswortes aufgehen ließ?

Am 16. Mai 1735 feierte die Provinz von Paraguay zum erstenmal das Fest des heiligen Martyrers Johannes von Nepomuk, dessen Begehung Klemens XII. der Gesellschaft Jesu auf ihre Bitten gestattet hatte. Gerade hatte P. de Lizardi am Altare, beim Offertorium die heilige Hostie aufgeopfert und war daran, den Kelch zu bereiten, da stürmten die Chiriguaner von Ingre, die sich unversehens an die Reduktion herangeschlichen hatten, in die Kirche, rissen dem Diener Gottes die heiligen Gewänder ab, zerfetzten seine Soutane und banden ihn. Dann zerstörten sie den Altar, die heiligen Bilder, beschossen und beschädigten eine noch jetzt in der dortigen Gegend verehrte Statue der Mutter Gottes und steckten schließlich Kirche und Reduktion in Brand. Dann führten sie das Schlachtopfer, auf das sie es vor allem abgesehen hatten, mit einigen andern Christen aus dem Dorfe heraus. Nach einer Nacht, in der Lizardi, der Kleider fast beraubt, viel von der Kälte litt, hießen sie ihn etwa eine Meile von der Mission sich nackt auf einen Stein setzen. Dort saß er, die Arme über die Brust gekreuzt, als Zielscheibe ihrer Pfeile, unbeweglich da. Er empfing 32 Wunden, von denen eine ihn in das Herz traf. So ward sein Verlangen, für Christus zu sterben, erfüllt.

Einst war der heilige Mann ausgezogen, einen seiner Gefährten, den totgeglaubten P. Pons, im Lande der Chiriguanos aufzusuchen. Nun zog P. Pons aus, um nach dem Leibe des Märtyrers zu forschen. Er fand ihn nach etwa drei Wochen, am 7. Juni, neben dem großen Steine. Noch staken zehn Pfeile in der Brust des P. Lizardi. Ihm zu Häupten lag das Brevier; neben ihm das Offizium der heiligen Woche, ein Auszug aus den Konstitutionen des heiligen Ignatius und das Kruzifix aus Bronze, wie es die Missionäre mit sich zu führen pflegten, sprechende Sinnbilder der Liebe zum Gebete und zum Leiden, die den Lebenden so ausgezeichnet hatten, fanden sich so durch Gottes Vorsehung bei dem Toten. Am 19. Juli fand die feierliche Übertragung des Märtyrers nach Tarija statt, aber nicht die Farben der Trauer waren am Sarge zu schauen, sondern nur die hellen Farben der Freude. Im 19. Jahrhundert fand man seine Reliquien wieder. Möge uns das 20. seine Verehrung durch die Kirche schauen lassen.

4. Chile.

Bei den Araukaniern.

Die ersten acht Jesuiten, die in Chile tätig waren, sandte der Diener Gottes Johannes Sebastian de la Parra nach wiederholten Bitten Philipps II. von Peru 1592 dorthin. Sie blieben bis 1607 von der Ordensprovinz Peru abhängig, wurden aber im genannten Jahre mit der neugegründeten Provinz Paraguay vereinigt, bis sie später eine eigene Provinz bildeten Die Bewohner Chiles zerfielen damals in drei Klassen: die Spanier, die von Afrika eingeschleppten Neger, die eingeborenen Indianer, die ihrerseits sich in zwei, voneinander sehr verschiedene große Gruppen teilten: die Araukanier und die Indianer im übrigen Chile. Diesen Eingeborenen, besonders aber den Araukanern, galten in erster Linie die Arbeiten der Jesuiten in Chile, von denen die Märtyrer von Elicura und der Bekenner P. Petrus Mayoral besondere Erwähnung verdienen

P. Horaz Vecchi, P. Martin de Aranda und Bruder Diego de Montalban[1]. († 1612)

Die Indianer in Chile wurden bei der Eroberung Landes durch die Spanier (1540) ohne große Schwierigkeiten unterworfen, wie sie früher auch von den Inkas unterjocht worden waren. Der Unterworfenen wartete zumeist ein bedauernswertes Los, da gerade in Chile das servicio personal der Indianer, das persönliche Dienstverhältnis, zu einer Art Sklaverei ausartete. Sie waren wohl dem Namen nach frei, in Wirklichkeit aber mußten sie, wenn auch gegen die königlichen Verordnungen, in den Städten, auf den Landgütern, in den Minen für kärgliche Nahrung und dürftige Kleidung harte Frondienste leisten. Als die Gesellschaft Jesu 1592 nach Chile kam, waren die meisten dieser Indianer getauft, doch lag die weitere Seelsorge für sie sehr danieder.

Araukanien, jener Teil Chiles, der sich südlich von Biobio bis zum Archipel von Chiloe und vom Meer bis zu den Anden

[1] Juan de Lozano S. J., Historia de la Compañía de la Provinzia del Paraguay, Madrid 1754 und 1755. Astrain IV.

erstreckt, hatte sein eigenes Volk und seine eigene Entwicklung. Nach dem Zeugnisse der Schriftsteller das tapferste, stolzeste Volk Südamerikas, ohne Dörfer, nur in kleinen Gruppen zusammenwohnend, der Vielweiberei, Sinnlichkeit, Aberglauben und Trunkenheit ergeben, so werden uns die Araukanier geschildert. Und unter ihnen galten hinwiederum die Bewohner des nördlichen Teiles, wo auch der Staat Arauco mit der Feste gleichen Namens liegt, bei weitem als die tapfersten. Dort wirkten und litten unsere Glaubenshelden.

Wohl hatten die Spanier mit ihren neuen Waffen und ihrer ungewohnten Kriegführung dies wilde Volk anfänglich teils besiegt, teils in die Gebirge zurückgedrängt, acht Städte in ihrem Lande angelegt und gleich auch das unglückselige servicio personal mit seinen Härten eingeführt. Aber schon nach drei Jahren begann eine Reihe grausamer Einzelkämpfe, die 1598 in einen allgemeinen Aufstand übergingen. Ihm fielen alle Städte der Spanier, Arauco ausgenommen, zum Opfer. Es folgte eine Zeit harter Kämpfe. Erst 1640 ward allgemeiner Friede geschlossen. Einen hochbedeutsamen Abschnitt in der Geschichte dieses Volkes bilden die Friedensvermittlungen des Paters Luis de Valdivia S. J., dessen Namen wesentlich mit dem Geschicke unserer Blutzeugen verknüpft ist. Er trat zuerst 1605—06, nachdem er beim Vizekönig von Peru, sodann 1612, nachdem er beim Hofe von Madrid die Sache der Indianer vertreten hatte, im Namen der Regierung als Friedensvermittler und im Namen der Kirche als Apostel unter die Araukanier. Durch seine persönlichen Bemühungen am Hofe des Vizekönigs von Peru und Lima und bei Philipp III. in Madrid hatte Luis de Valdivia erreicht, daß den Araukaniern der Frieden angeboten wurde unter der Bedingung einfacher Anerkennung der politischen Oberhoheit Spaniens ohne servicio personal; daß ferner die Spanier keine neuen Eroberungen machen wollten. So hoffte der große Missionär das Haupthindernis für die Bekehrung der Araukanier aus dem Wege geräumt zu haben.

Die Indianer, die in servicio personal standen, waren auch in Araukanien vielfach getauft. Die andern Araukanier aber, mochten sie nun den Spaniern feindlich gegenüberstehen oder

eine mehr oder weniger argwöhnische »Freundschaft« mit ihnen geschlossen haben und ihre Oberhoheit irgendwie anerkennen, hielten fast alle hartnäckig am Heidentum fest. Und der Widerstand, den ihre Lebensweise und ihre Sitten der Annahme des Christentums entgegenstellten, war ins Ungemessene gewachsen sowohl durch die Überzeugung, das Christentum bringe ihnen das servicio personal, die Sklaverei, und als auch durch den Anblick der Sittenlosigkeit, Habsucht und Grausamkeit bei so vielen Spaniern.

Trotz des Widerstandes, den der Statthalter Garcia Ramon den Friedensvermittlungen Valdivias 1605—07 entgegengesetzt hatte, erbat er nun 1608 von Philipp III. Jesuiten als Missionäre der Araukanier. Er betonte in seinem Schreiben das gute Beispiel, wodurch die Patres, die schon vorher zeitweilig in Arauco und Umgegend gewirkt hatten, den Indianern die Annahme des Christentums erleichterten. Dem Befehle zuvorkommend, sandte der Provinzial von Paraguay die Patres Aranda und Vecchi.

Die Heimat des P. Vecchi war das schöne Siena; einer seiner nahen Anverwandten bestieg bald als Alexander VII. den päpstlichen Stuhl. Nachdem er die humanistischen Studien beendet und eine Zeitlang an der Hochschule Zivilrecht gehört hatte, trat er 1597 mit 19 Jahren in das an heiligen Männern so reiche Noviziat der römischen Provinz der Gesellschaft Jesu zu St. Andrea beim Quirinal ein. Dort erhielt er, während er einmal nach der heiligen Kommunion seine Danksagung machte, die Offenbarung, er werde einst als Märtyrer bei den Indianern sterben. 1603 wurde er vom General Aquaviva mit vielen andern für die Missionen in die Provinz Peru gesandt, studierte in den Kollegien von Lima und Santiago Philosophie und Theologie und zog 1608, als er das 3. Jahr des Theologiestudiums beendet hatte, zu den Araukanern.

Die äußere Erscheinung des Paters war groß und eindrucksvoll, um so mehr wirkte darum bei ihm die engelgleiche Reinheit, die er nie verloren hat, und die liebenswürdige Verbindung von Eifer und Sanftmut, die ihm bald auf der Kanzel und im Beichtstuhl auf besondere Weise die Herzen gewann.

Ganz anders war der Entwicklungsgang des P. Martin de Aranda Valdivia, im Herzen Araukaniens, in Villarica, 1560 aus vornehmem spanischem Blute entsprossen. Als Kavallerieoffizier war er ein Reiter, wie Chile keinen glänzenderen aufzuweisen hatte. Zuerst Befehlshaber einer Truppe, erhielt er später das Kommando auf einer Expedition ins neue Reich Quito und gründete die Stadt Riobamba. Vom Vizekönig von Peru zur Bekleidung eines höheren Amtes nach Lima berufen, machte er dort im Noviziatshause der Gesellschaft Jesu die Exerzitien des heiligen Ignatius. In ihnen sagte er sich vollständig von der Welt los, von deren Verirrungen er eine Zeitlang sich nicht freigehalten — hatte er sich doch schwere sittliche Vergehen zuschulden kommen lassen — und trat, bereits 32 Jahre alt, in den Orden ein.

Seine Prüfungszeit war ausgezeichnet durch einen strengen Bußgeist; er lernte seine jähzornige Natur in die Gewalt zu bekommen durch große Demut, die ihn die Bitte stellen ließ, unter die Laienbrüder aufgenommen zu werden, durch vertrauten Verkehr mit Gott, der ihn im Gebet vieler Gnaden würdigte. Eine außergewöhnliche Ehrung ward dem zweiunddreißigjährigen Novizen durch den Besuch des Vizekönigs zuteil. Mit Rücksicht auf seine Vergangenheit und sein schon vorgerücktes Alter kürzte man seinen Studiengang ab. So war er denn 1596 bereit, in die Schar der Missionäre einzutreten.

Eben war, im Juni 1596, P. Michael de Urrea als erster Apostel zu den Chuncos gezogen. Nach unendlichen Mühen in ihr Land am jenseitigen Abhang der peruanischen Anden gelangt, bat er um Hilfe. Großmütig bot sich P. de Aranda zu dieser äußerst beschwerlichen Mission an. Im November brach er auf. Aber als er, nach vielen Strapazen über denselben Fluß Zupimaris, den P. de Urrea vor ihm etwa 100 mal überschritten hatte, nun auch selbst etwa zum 40. Mal übersetzen wollte, ward er von den reißenden Wogen so unbarmherzig auf Stein und Fels geschleudert, daß er den Marsch nicht fortsetzen konnte und an der Stelle überwintern mußte. Aber neue, unüberwindliche Schwierigkeiten machten ihm das weitere Vordringen unmöglich. Neunzehn Tage gebrauchte er, um nur den Ort am Fuß

der Anden, von dem er ausgezogen war, wieder zu erreichen, konnte er doch einen Fuß gar nicht aufsetzen und mußte sich die ganze Zeit mühsamauf zwei Stöcken fortschleppen. Da ferner P. de Urrea 1597 als Märtyrer von den Chuncos getötet worden war, so gaben die Obern einstweilen diese Mission auf.

Nun ward P. de Aranda wegen seiner ausgezeichneten Kenntnis der chilenischen Indianersprache und wegen seines glühenden Wunsches, für die Indianer zu wirken, zum Kolleg in Santiago gesandt, der einzigen Niederlassung, die damals die Gesellschaft in Chile hatte. Hier widmete er sich hauptsächlich der Seelsorge für die Indianer, die teils Christen, teils noch Heiden waren.

Der apostolische Mann blieb auch im tätigen Leben, wie er im Noviziat gewesen, voll Strenge gegen sich, voll Liebe zur Armut. Wenn etwas ihm überflüssig erschien, brachte er es sofort zum Obern. Eine arme Pferdedecke war seine ganze Ausrüstung bei seinen Reisen; kärglich die Mahlzeiten, elend seine gewöhnliche Unterkunft. Und wenn er in Santiago war, kehrte er nicht selten allein oder von andern Jesuiten begleitet im Geiste der Buße, mit grauer Soutane bekleidet, die Kirchen, besuchte die Kerker und Spitäler, suchte die Kinder der Neger auf, um sie zu unterrichten, Beicht zu hören und ihnen an Körper und Geist alle Liebesdienste zu erweisen.

Das waren die beiden Männer, die, vom Provinzial Torres geschickt, die Feste Arauco zum Stützpunkte ihrer Tätigkeit wählten. Denn dort kamen nicht nur die indianischen Hilfstruppen zusammen, sondern auch alle Kaziken und andere Indianer der »befreundeten« Stämme, die mit den Spaniern zu verhandeln hatten, ja nicht selten auch Abgesandte aus dem Kriegslande; dort war der ständige Aufenthaltsort des militärischen Befehlshabers in Chile, und nicht selten weilte auch der Statthalter daselbst.

Zuerst galt es, die Garnison selbst, die religiös sehr verwildert war, zu heben. Es gelang dies den beiden apostolischen Männern durch Gründung der Kongregation Unserer Lieben Frau von Loreto. Die Regeln, die sie ihr gaben, waren dem Soldatenleben angepaßt, bekämpften vor allem gewisse Laster,

durch monatliche Beicht und Kommunion. Man bestand mit großer Strenge auf der Erfüllung dieser Forderungen. Bald blühte die Kongregation so sehr und brachte eine solche Fülle guter Werke hervor, daß sie wie ein Sauerteig wurde, der auch viele andere durchdrang und auf lange Zeit eine Pflanzschule für tüchtige Laienbrüder der Gesellschaft Jesu in den schwierigen Missionen von Paraguay bildete.

Nicht weit von Arauco liegt eine Insel mit Bewohnern, die als friedliebend bekannt waren, St. Maria. Die 300 Einwohner waren teils Heiden, teils Getaufte, alle aber götzendienerischen Gebräuchen und der Vielweiberei ergeben. P. de Aranda beraumte eine Versammlung der Männer an, und seine Beredsamkeit und sein Einfluß bei der zuständigen Behörde bewirkten, daß alle zum Unterricht kamen. Am heiligen Osterfeste 1610 konnten die Patres freudig die Frucht vielmonatiger Mühe einheimsen: 166 Taufen, meist Erwachsene, und Einsegnung von 88 Ehen.

Ein weit größeres Arbeitsfeld winkte auf dem Festlande. Allein im Tale von Arauco wohnten, wie P. Vecchi berichtet, gegen 30 000 Indianer. Zuerst bot nun P. de Aranda in zwei Versammlungen den Indianern Schulen und Unterricht in der Religion Jesu Christi an. Aber bei der ersten Verhandlung erhielt er eine glatte Absage. Der gute Wille der Patres vermöge bei dem Widerstande der Spanier nichts, selbst der große P. Valdivia habe kaum etwas erreichen können. In der zweiten zeigten die Kaziken sich geneigt, den Unterricht zuzulassen. Als aber die Missionäre ohne Ruhe und Rast die Gegend durcheilten, waren nur wenige Erwachsene zum Unterricht bereit, und noch kleiner war die Zahl derjenigen, die getauft werden konnten. Zu andern großen Schwierigkeiten, welche die Indianer davon abhielten, für sich oder selbst ihre Kinder die Taufe zu erbitten, kam noch das Vorurteil, das Taufwasser sei giftig und bringe den Tod. Hatten doch die Indianer die Taufe fast nur in Todesgefahr gesehen.

Die spanischen Behörden und die Patres suchten vereint die Indianer zu bewegen »Dörfer« zu gründen, worunter man freilich nur eine regellose Ansammlung von Hütten auf dem Gebiet

etwa einer Meile verstehen darf. In der Tat bildeten sich zwanzig, in denen auch, mit Unterstützung der Behörde, Kapellen errichtet wurden. Nun kamen die Kinder zum Unterricht, und von den Erwachsenen erschienen etwa 500, eine Zahl, die bald wuchs.

Der Erfolg, in sich bescheiden, war in Anbetracht der Schwierigkeiten bedeutend und nicht zum wenigsten die Frucht des heiligen Lebenswandels der Glaubensboten.

Die Keuschheit und das strenge Leben der Patres hielten die Wilden zuerst für Heuchelei. Deshalb stellten sie ihrer Tugend mehr als eine Falle, ja gingen so weit, nachts schlechte Frauen in ihr Haus zu senden. Daß die Missionäre diese Probe glänzend bestanden, trug viel dazu bei, die Wilden günstig zu stimmen.

Aber noch scheute man sich, erwachsene Töchter und Frauen zum Unterricht zu senden. Da hielten die Kaziken eine Versammlung und beschlossen, zwei schmucke Indianermädchen den aller entsprechenden Pflege entbehrenden Missionären als Haushälterinnen anzubieten. Als aber die Männer Gottes erklärten, lieber alle Entbehrungen dulden, als die Frauen unter irgend einem Vorwande in das Haus aufnehmen zu wollen, war der Argwohn besiegt. Die Töchter und Frauen, ja sie selbst begannen zu kommen. Warum, so meinten sie nun, bezweifeln, was so fromme Leute sie lehrten?

Der Eifer in der Arbeit warf den P. de Aranda auf das Krankenlager; er mußte mit den Sterbesakramenten versehen werden. Während nun die ganze Arbeit auf den Schultern des P. Vecchi ruhte, schrieb dieser einen Brief an den Obern, worin er bat, ihn doch das ganze Leben in dieser Missionsarbeit zu belassen. Wenn man auch nur an die Kranken denke, die gerettet würden, so sei es etwas Großes. »Wie wohl angewandt sind diese Schritte! Wie wohl angebracht die Mühen, um die Sprache zu erlernen!«

Die Kraft zu ihrem tugendreichen Leben schöpften die Missionäre aus dem Gebete. Der Pater Provinzial hatte ihnen in seiner Instruktion aufgetragen, wegen der vielen Versuchungen und Gefahren, die in ihrer Tätigkeit drohten, noch mehr zu beten als in den stillen Mauern des Kollegs. Sie gingen über [illegible]nen

Wunsch hinaus und verwandten alle freie Zeit auf den Verkehr mit Gott, der Quelle der Kraft und Heiligkeit.

Bald begannen die Klagen der Indianer über die Bedrückung durch die spanischen Soldaten. Die Dörfer lösten sich auf, und unsere Missionäre mußten wie zuerst von Gruppe zu Gruppe eilen, um ihres Amtes zu walten, und konnten nur hier und dort Notkapellen errichten. Ja es dauerte nicht lange, so hielt der neue Befehlshaber von Arauco auch dies für untunlich. Die Patres mußten mit ihrem Tragaltar fast von Hütte zu Hütte wandern und konnten kaum mehr als 20 Personen auf einmal unterrichten. Schließlich ward auch dies verboten, denn, so sagte der Spanier, es laufe das Gerücht, die Indianer planten wegen der Erteilung des Religionsunterrichtes einen Aufstand.

Die harte Prüfung ging vorüber. Es kam die Zeit, wo Arbeit und Frucht über Erwarten wuchs, daß die Missionäre freudig die Obern um Verstärkung baten. Aber statt neue Arbeiter zu senden, wurden auch die bisherigen nach Santiago zurückberufen. Der Hof von Madrid hatte nämlich ein Dekret erlassen, daß alle Araukanier, die nicht in zwei Monaten den Frieden annehmen würden, als Sklaven zu betrachten seien. Das Dekret war in Chile schon veröffentlicht, aber vom Statthalter Garcia Ramon, weil ungerecht, nicht ausgeführt worden. Aber es mußte nun doch bald geschehen. Damit war der Krieg unvermeidlich. Es scheint, daß der Rektor unter diesen Verhältnissen eine ersprießliche Tätigkeit der Missionäre einstweilen für unmöglich hielt. In der Tat brach der Krieg um die Zeit der Abberufung der Missionäre aus.

So kehrten denn unsere beiden Patres 1610 nach Santiago zurück. Der Statthalter Garcia Ramon maß ihrer Wirksamkeit die allergrößte Bedeutung für die Befriedigung der Araukanier zu. Er schrieb an Philipp III.: »Von größerer Bedeutung als das ganze königliche Heer seien zwei Missionäre, um die Wut der Feinde zurückzudrängen und die Freunde in der versprochenen Treue zu erhalten, deshalb wäre es angezeigt, Ihre Majestät befählen, daß nicht nur zwei, sondern zehn Jesuitenmissionäre an den Grenzen des Reiches auf Regierungskosten unterhalten würden.«

Auch der neue Statthalter, Juan de Jacaquemada, bat schon im ersten Monate seiner Amtsführung, Januar 1611, um die Rücksendung der Missionäre.

Im April traf P. de Aranda mit einem andern Begleiter, P. Gomez, wiederum ein. Zuerst erlebten die Missionäre eine nicht geringe Freude. Die ganze Besatzung feierte mit kirchlichem und militärischem Pomp die Seligsprechung des heiligen Vaters Ignatius. Und was mehr bedeutete, der Befehlshaber von Arauco feierte sie durch hochherzige öffentliche Aussöhnung mit dem Obersten der Kavallerie, mit dem er in Feindschaft gelebt hatte.

Die früheren Arbeiten sollten bald durch außergewöhnliche Anstrengungen, Leiden und Opfer vermehrt werden. Pocken und Hunger brachen unter den Indianern aus, und bei dieser doppelten Plage erglänzte die Liebe der Apostel in ihrem ganzen Lichte. Den Hungernden teilten sie Lebensmittel, gegen 50 Zentner Getreide, viel Fleisch usw., aus, den Kranken brachten sie Speise und Arzneien in die Hütten und pflegten sie auf ihren Schmerzenslagern, ohne auf die Unsauberkeit der Behausungen, das Ekelhafte der Krankheit oder die Gefahr der Ansteckung zu achten. Es war ein rührender Anblick, den einstigen schmucken Reiteroffizier Martin de Aranda zu sehen, wie er mittags und nachts an einem großen Kochtopfe stand und seine Suppe für die Kranken bereitete, dann mit einem gewaltigen Topfe voll der stärkenden Labung zu Pferde stieg und sie von Hütte zu Hütte austeilte. Mit der Krankenpflege verbanden die Missionäre die Lehrverkündigung. Aber auch jetzt noch waren die Vorurteile und die Angst, im Falle der Genesung, die Verpflichtung der Taufe auf sich nehmen zu müssen, zu mächtig, als daß die meisten die Bedingungen zum Empfange der Taufe erfüllt hätten. Von den 1100 Kranken, die im Laufe der vier Monate die Seuche dahinraffte, wurden nur 273 getauft, von denen 150 bald nachher starben.

Im Mai 1612 traf Luis de Valdivia nach seiner Reise zum Hofe des Königs wieder in Chile ein. Er hatte der Sache der Indianer am Hofe von Madrid zum Siege verholfen und zog nun als königlicher Friedensvermittler und gottbegeisterter

Apostel sofort nach Araukanien. Neben anderen Hilfskräften brachte er auch P. de Decchi wieder mit, den er in Arauco zum Obern machte.

Doch ungeachtet der günstigen Umstände waren P. Decchi und Aranda im Herzen überzeugt, nicht eher werde dieses Volk der Araukanier sich bekehren, als bis das Blut von Märtyrern, den Boden des Landes gerötet habe. Es war derselbe Gedanke, der nicht lange vorher den seligen Petrus Berno, einen der fünf Märtyrer von Salsette, gelehrt hatte, das Martyrium unter den Brahminen jener Halbinsel zu ersehnen.

Am 7. Dezember ritt eine glänzende Schar von über 70 Kaziken und Unterhäuptlingen in die Feste Paycovi, den am meisten vorgeschobenen Posten der Spanier, ein. Der bedeutendste unter ihnen war Utablame, der Kazike von Elicura, der tapfersten Sippe im ganzen Völkergebiete von Araukanien. Utablame rühmte sich, mit 16 Statthaltern von Chile gekämpft, mit keinem unterhandelt zu haben, von keinem je besiegt worden zu sein, vernünftigen Friedensbedingungen der Missionäre werde er aber gerne zustimmen. Die Nacht zwischen den beiden Tagen, an denen die Verhandlungen geführt wurden, brachten die Patres im Gebete zu. Der 8. Dezember sah die Einigung. Die Spanier — der Statthalter und P. Valdivia hatten die Verhandlungen geführt — versprachen, keinen dem servicio personal zu unterwerfen, Frieden zu halten, die Feste Paycovi abzubrechen. die Kaziken ihrerseits überreichten dem Statthalter feierlich einen Zimtzweig, das Zeichen der Huldigung an den König von Spanien, und baten, daß Patres der Gesellschaft bei ihnen ihren ständigen Wohnsitz aufschlügen, um das Evangelium zu predigen.

Am 9. Dezember fand der feierliche Abschied der beiden Missionäre, P. Decchi und P. Aranda, statt. Mit ihnen zog der Laienbruder Diego de Montalban. Seine Heimat scheint Mexiko gewesen zu sein, er war zuerst Schneider, wurde dann in Lima Soldat und zeichnete sich im Regiment durch Tapferkeit und Religiösität aus; selbst im Dienst beobachtete er streng die Fasten und hielt leichtsinnige Kameraden schon durch seine Anwesenheit im Zaum. Während er sich in Arauco aufhielt, leistete er

Die Märtyrer von Elicura.

unsern Missionären dort gute Dienste. Dann wurde er, weil er in die Gesellschaft einzutreten wünschte, zuerst als Knecht ins Haus genommen. In dieser Stellung befriedigte er durch sein Geschick in den verschiedenen Arbeiten und durch seinen Fortschritt in der Tugend so, daß er Oktober 1612 in die Gesellschaft aufgenommen wurde. Als er von der Sendung der Patres Aranda und Decchi ins Innere Araukaniens hörte, bat der mutige Mann auf den Knien den Pater Valdivia, ihn mitziehen zu lassen. So sollte durch Gottes gütige Auserwählung der eben erst aufgenommene Novizenbruder dieselbe Palme des Martyriums erringen, nach der die beiden Missionäre sich so lange gesehnt hatten.

Man feierte die heilige Messe, um die Glaubensboten und ihr Unternehmen Gott zu empfehlen. Der Statthalter, der größere Teil der Infanterie und Kavallerie begleiteten die Missionäre eine Strecke Weges, P. Valdivia empfahl dann noch einmal seine Söhne dem Utablame, dann umarmte er sie unter Tränen und erbat sich, obwohl ihr Oberer, von den heiligen Männern den Segen.

Man kannte die Gefahren, denen sie entgegengingen. Die ganze Ordensgemeinde von Santiago unterstützte darum die Apostel mit ihren Opfern und Gebeten. Bis man ihr Schicksal erfahren habe, sollten täglich zwei Priester die heilige Messe für sie lesen; einige sollten immer vor dem ausgesetzten Allerheiligsten dem Gebete obliegen. Man opferte 112 heilige Messen auf, 500 Geißelungen, 270 Tage mit andern Bußübungen, viele Fasten, Rosenkränze, Kommunionen, Gebetsstunden vor dem Hochwürdigsten Gute; ebenso taten die Zöglinge im neugegründeten Pensionate vom seligen Edmund Campion.

Gegen 5 Uhr abends kamen die Glaubensboten in Elicura an, das westlich von Peru zwischen dem Lanalhue-See und dem Flusse Tirma, in der Nähe des Meeres liegt. Die nächsten Tage erschienen viele Indianer, die Patres zu begrüßen und mit ihnen freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen.

Auch der mächtige Kazike von Puren kam, Angamanun, einer der tapfersten und wildesten Kriegführer der Araukanier. Er war es, der nach dem Sieg über das spanische Heer im Jahre

1589 bei der Siegesfeier aus dem Schädel des unglücklichen Oberbefehlshabers trank und dies grausige Trinkgefäß zum gleichen Gebrauche bei andern Trinkgelagen umhersandte. Jetzt kam er mit 200 jungen Leuten, die er befehligte. Wie es schien, voll Eifer für die christliche Religion, lud er die Missionäre ein, in sein Gebiet zu kommen. Durch die Bemühungen des P. Valdivia hatte er sich am 10. November von Herzen zum Frieden bereit erklärt und auch begonnen, für ihn zu wirken. Aber bereits war seine friedliche Gesinnung wieder in grimmigen Haß umgeschlagen.

Etwa 20 Tage vorher waren nämlich einige spanische Gefangene und zwei indianische Frauen, die mit dem Kaziken Anganamun zusammenlebten, zum Lager der Spanier entflohen. Die Frauen hatten noch zwei Töchter des Kaziken bei sich. Als dieser die Flucht merkte, eilte er herzu und verlangte seine Weiber zurück. Man antwortete ihm, die Spanierin sei Christin, und die beiden andern wollten es werden. Nach dem Gesetze Christi dürften aber nicht mehrere Frauen mit einem Manne leben. Man werde ihm die Töchterchen und jene Frau zurückgeben, mit der er in rechtmäßiger Ehe leben wolle. Der Kazike war mit dieser Morallehre Christi aber durchaus nicht einverstanden. Im geheimen schwur er Rache, und am Morgen des 14. Dezember überfiel er mit seinen Verschworenen plötzlich das nichts ahnende Elicura, schlug die sich entgegenstellenden Indianer nieder — auch Utablame fiel — und drang zum Zelte der Patres vor. Diese wollten eben das heilige Meßopfer beginnen und hatten gerade zur Vorbereitung beieinander gebeichtet. Dasselbe hatte eben auch Bruder Montalban zum Empfange der heiligen Kommunion getan. Gegen 9 Uhr ertönte mit einem Male Kriegslärm. Pater de Aranda trat aus dem Zelte heraus und wollte, die Wut des Kaziken gewahrend, ihn aufhalten. Doch dieser schrie ihm entgegen: »Warum kamt ihr, Lügen zu predigen? Gebt mir meine Weiber zurück!« Der Missionär antwortete würdig, wie es einem Apostel Christi geziemt, nur die Einehe sei erlaubt, bot aber die beim Verlust einer Frau landesübliche Zahlung an. Aber die Sittenlehre Christi war es ja, auf die der heidnische Krieger es abgesehen hatte. Wutschnaubend stieß er sein »Lape, lape«, d. h.

»sie sollen sterben, sie sollen sterben« hervor. In diesem entsetzlichen Augenblicke ahmte P. de Aranda den Herrn nach, der, selbst zum Opfer bereit, um Schonung für seine Jünger bat. Ruhig erwiderte er: »Willst du mich töten, weil ich deine und deiner Frauen Rettung suche? Gern sterbe ich für Christus. Aber da ich euer Wohl so sehr wünsche, so bitte ich dich, schone meiner Genossen, damit die Friedensschlüsse nicht gestört werden, von denen das Heil vieler unter euch abhängt. Denn wenn P. Horaz de Vecchi am Leben bleibt, so wird er euch in unserem heiligen Glauben unterrichten.« Doch Anganamun rief, er wolle weder Frieden noch Christentum, und keiner solle am Leben bleiben, der predige und lehre, daß man nur ein Weib haben dürfe. Wiederum erschallte das schreckliche »Lape, lape«, und die Verschworenen stürzten sich auf P. de Aranda, der in die Knie sank und Gott dankte für die Wohltaten, die er ihm je verliehen habe, besonders aber für die Gnade, die er in diesem Augenblicke empfangen dürfe, für das Martyrium. Inzwischen hatten die Mörder ihn entkleidet, ihm mehrere Säbelhiebe auf den Kopf versetzt, ihn mit Lanzen durchbohrt, sein Herz aus der geöffneten Brust gerissen und es verzehrt.

In derselben Zeit, da sich diese Szene vor dem Zelte abspielte, waren andere Verschworene in dasselbe eingedrungen, hatten zuerst den Bruder Montalban angegriffen, auf ihn eingeschlagen und ihn dann mit sechs oder acht Lanzenstichen getötet.

Als der Kazike Purenlipe diese Vorgänge sah, erinnerte er sich der Dienste, die der liebevolle P. Vecchi ihm während seiner Gefangenschaft bei den Spaniern erwiesen hatte, und wie er durch seine Vermittlung ausgewechselt worden war. Kurz entschlossen nahm er den Pater auf seine Schultern und begann mit ihm davonzulaufen. Aber Anganamun gab seinem Pferde die Sporen, holte Purenlipe ein und durchbohrte auch den P. Vecchi mit einer Lanze, indem er ausrief: »Dieser Betrüger soll sterben! Kein Pater soll am Leben bleiben!« P. Vecchi sank zu Boden, nahm das Kreuz in seine Hand und opferte Gott sein Leben auf. Einer der Unterhäuptlinge gab ihm einen Säbelhieb über das Ohr, andere Verschworene verwundeten ihn mit ihren Mord-

waffen, zuletzt durchbohrte ihm Anganamun selbst mit einer Lanze die Brust. Auch ihm rissen sie das Herz heraus und verschlangen es, aber auch seine Worte waren, solange noch Atem in ihm war, eine Aufforderung, die christliche Religion anzunehmen. So war denn die Gottesstimme, die einst im stillen Novizenhause zu Rom ihm den Tod in fernen Landen verkündet hatte, wahr geworden.

Der Tod dieser Mitbrüder entflammte die Patres zu einem heiligen Wetteifer, in Araukanien den heiligen Glauben verkünden zu dürfen. Ihre Tugenden, ihr Martyrium, auch von dem berühmtesten der damals lebenden Theologen, Franz Suarez, als solches beurteilt, Erscheinungen und Zeichen, die man von ihnen berichtete, erhielten ihr Andenken lebendig. 1655 wurde der kanonische Prozeß über ihr Martyrium von der bischöflichen Behörde von Concepcion und Santiago geführt und im Anfang des 20. Jahrhunderts von neuem aufgenommen. Ihre heiligen Leiber wurden 1912 bei der dritten Jahrhundertfeier ihres Todes wiederaufgefunden.

P. Peter Mayoral[1]. († 1754)

Am 11. November 1857 nahm der hochwürdigste Bischof von Concepcion in Chile, Hipolito Salas, in der Pfarrkirche von St. Aloisius in Rere — früher Buena Esperanza genannt — die kanonische Untersuchung der sterblichen Überreste des P. Petrus Mayoral vor, »dessen Ruf der Tugend und Wunder«, wie es im amtlichen Aktenstück heißt, »noch fortlebt in dieser Gegend, die er mit seinem apostolischen Eifer heiligte«. Zugleich verbot der Bischof, den in doppeltem Sarge dicht beim Hauptaltar ruhenden Leib des Dieners Gottes anderswohin zu übertragen oder die kostbaren Überreste des besagten Paters zur öffentlichen Verehrung der Gläubigen auszusetzen, bis die göttliche Vorsehung, durch das unfehlbare Urteil der Kirche, etwas anderes über ihren Diener beschließe.

[1] Fr. Enrich S. J. Historia de la Compania de Jesús en Chile, tomo 2, Barcelona, Francisco Rosal 1881. — P. Hernandez, La Comp. de Jesús en las Repúblicas del Sur de América 1836—1914, Barcelona 1914.

Zahlreich war das Volk zu dieser Feier erschienen, voll Vertrauen, von Gott neue Gnaden durch die Fürbitte des Dieners Gottes zu erlangen, und mit Dankbarkeit für die schon empfangenen Wohltaten. War man doch gewohnt, bei privaten und öffentlichen Nöten sich der Fürbitte des Verstorbenen anzuempfehlen, und oft erfolgte überraschende Erhörung. Wohl waren seine Mitbrüder wenige Jahre nach seinem Tode in die Gefangenschaft über das Meer geschleppt worden (1767), aber er, wenn auch gestorben, lebte und wirkte fort auf dem Arbeitsfeld, das sie verlassen mußten, ja sein Name überstrahlte alle.

P. Johannes Peter Mayoral, am 16. Oktober 1678 zu Madrid geboren, weihte fast sein ganzes Leben den Heidenmissionen. Die meiste Zeit arbeitete er in S. Cristobal bei Yumbel, im mittleren Chile, etwas südlich von S. Concepcion. Nur die letzten Jahre brachte er, von Krankheit gebrochen, im Kolleg von Rere im Hochgebirge der Anden zu.

Der »Heilige«, wie er allgemein genannt wurde, war in der Mission und im Kolleg, in gesunden wie in kranken Tagen, die Liebe und der Eifer selbst. In der Mission besuchte er ständig, auch ungerufen, all seine Pfarrkinder. Er hörte sie Beicht, tröstete sie, reichte ihnen die Medizinen und Speisen, die er selbst zuerst als Almosen hatte erbetteln müssen, mit einem Worte, war ihnen Vater und Mutter. Selbst als er, im Kolleg von Rere von mehrfacher und schwerer Krankheit, wie Leber- und Steinleiden, geplagt war, benutzte er die wenigen Tage, die er ausgehen konnte, um in der Kirche Beicht zu hören und die Kranken des Ortes in ihren Wohnungen aufzusuchen. Ja der Mangel an Priestern bewog ihn, in der übrigen Zeit, in der die Krankheit es ihm unmöglich machte, sich zu erheben, wenigstens von seinem Schmerzenslager aus die in seine Zelle eilenden Männer Beicht zu hören. Am 9. Dezember 1754 starb er mit einem Loblied auf den Lippen auf die Freuden des Himmels und den heiligen Franz Xaver.

Mayorals Eifer war jedoch nicht stürmisch, sondern gepaart mit nie versiegender Geduld, die von den neu- oder halbzivilisierten Indianern oft genug auf die schwerste Probe gestellt wurde. Seine Rede war, weil aus vielem Gebet geboren, voll Zart-

heit und Kraft. Die Worte, die von der Welt weg zum Himmel wiesen, wurden wirksam unterstützt durch das Beispiel seiner eigenen großen Liebe zur Demut und Armut. Für seine Person suchte er nur Geringschätzung, für seine Bedürfnisse ließ er nur das Geringste und Gewöhnlichste zu. Alles wertvolle, selbst wenn es Andachtsgegenstände waren, wollte er von seinem Zimmer ausgeschlossen wissen.

Gottes Vorsehung hatte in den Missionen manchen seiner Mitbrüder zahlreich mit besonderer Wundergabe ausgestattet, so im 16. Jahrhundert den ehrwürdigen P. Jos. Anchieta in Brasilien, so im 18. den Zeitgenossen Mayorals, den heiligmäßigen Glandorf, in Mexiko. Auch P. Mayorals Tätigkeit unter den Heiden, den Neubekehrten und Altchristen Chiles war von einem staunenswerten Reichtum von Wundern und Weissagungen und ähnlichen Geistesgaben begleitet.

Die Häufigkeit des übernatürlichen Wissens erläuterte die eine Tatsache, die wir berichten wollen. Als er einst einem leichtsinnigen Ordensmanne, der öfters widerrechtlich sein Kloster verließ, mit plötzlichem Tode außerhalb desselben drohte, gab dieser sein sündhaftes Vorhaben freilich nicht auf, äußerte aber dennoch voll Bestürzung, das Schlimmste an der Sache sei, es erfülle sich stets, was immer der Pater vorhersage. Und in der Tat, auch diesmal erfüllte sich seine Weissagung noch am gleichen Tage.

Welch tiefen Eindruck mußten erst die so auffälligen Wunder, die sein Leben aufweist, auf die Naturkinder machen! Die Prozeßakten wissen von vielen außerordentlichen Dingen zu erzählen. Gott wollte, so scheint es, den Glauben dieses Volkes in besonderer Weise bestärken und neu beleben.

Der Prozeß über Mayorals Leben und Wunder, 1767 vor der bischöflichen Behörde von Concepcion begonnen, wurde in neuester Zeit wiederaufgenommen.

Der hl. Alfons Rodriguez und sein Schüler, der hl. Peter Claver.

5. Kolumbien.

Der heilige Petrus Claver[1]. († 1654)

Die Kirche hat nach der Lehre und dem Beispiele ihres Stifters immer eine besondere Liebe den Bedrängten und Verlassenen zugewandt. Ein glänzendes Beispiel liefert uns das Leben des heiligen Petrus Claver, der mit wahrem Heldenmute sich dem Dienste der ärmsten der Armen geopfert hat. Er stammte aus einer einfachen, aber tieffrommen Familie in der spanischen Provinz Katalonien und war zu Verdu im Jahre 1580 geboren. Der Knabe erhielt seine erste wissenschaftliche Ausbildung bei seinem Oheim, dem Domherrn von Solsona. Die folgenden Studien machte er im Jesuitenkolleg zu Barcelona und trat am 7. August 1602 zu Tarragona in das Noviziat der Gesellschaft Jesu. Nach Ablegung der ersten Gelübde wurde er zuerst in das Kolleg von Gerona gesandt, um sich in den klassischen Sprachen zu vervollkommnen, und dann 1605 in das neugegründete Kolleg zu Majorka zum Studium der Philosophie. Hier lebte der Laienbruder Alfons Rodriguez, der am 15. Januar 1888 zugleich mit Claver heilig gesprochen wurde. Dieser schlichte Greis, dessen Ruf der Heiligkeit sich schon damals über ganz Spanien verbreitet hatte, war über die tiefsten Geheimnisse des Glaubens so erleuchtet, daß er von gelehrten Welt- und Ordenspriestern zu Rate gezogen wurde. Sobald der junge Ordensmann Alfons kennenlernte, fühlte er den Drang der Gnade, den heiligen Bruder als seinen Lehrmeister zu nehmen. Mit Genehmigung der Oberen bestimmten sie für jeden Tag eine Zeit, in der sie sich über göttliche Dinge unterhalten konnten. Claver schrieb sich die Grundsätze, die er von seinem heiligen Lehrer erhielt, sorgfältig auf. Dieses Büchlein, das er als einen kostbaren Schatz betrachtete, trug er von nun an immer bei sich.

Alfons hatte schon vorher von Gott eine Erleuchtung über die besondere Auserwählung Clavers erhalten. Ohne diese

[1] Herd. Höver, Der heilige Pater Claver[2], Laumann, Dülmen 1905. — J. Laures, Der Sklave der Negersklaven, Einsiedeln 1922. — Astrain, Hist. de la Compañía de Jesús en la Asistencia de España, Madrid 1916, V, 479—95.

seinem Schüler mitzuteilen, bereitete er ihn zu dem Berufe vor, zu dem die Vorsehung ihn ausersehen. Seine Worte begeisterten Claver für den Gedanken, den Heiden und namentlich den verlassenen Negern das Evangelium zu verkünden. Als der Ordensgeneral Aquaviva die Weisung gab, jede spanische Provinz möge einen jungen Missionär von erprobter Tugend nach Neu-Granada senden, wählte der Provinzial von Aragonien dazu Peter Claver, dessen Herzenswunsch er kannte.

Im April 1610 ging Claver mit den übrigen unter Segel und begann sofort auf dem Schiffe seine Liebestätigkeit durch opferwillige Pflege der Kranken. Nach einer monatelangen Seefahrt erreichten sie Cartagena. Fr. Claver wurde bald nach der Hauptstadt Bogota gesandt, um am dortigen Kolleg zwei Jahre die wegen der Verhältnisse so nötigen Dienste eines Laienbruders zu versehen. Er hatte in Europa nur ein Jahr Theologie studiert und konnte erst, als im Jahre 1612 Theologieprofessoren von Europa angekommen waren, die Studien fortsetzen. Nach der Priesterweihe wurde er zum Gehilfen des P. Sandoval, der Negerseelsorger war, bestimmt, mußte aber bald, da dieser nach Peru abberufen wurde, allein die schwere Arbeit übernehmen.

Jährlich wurden gegen zehntausend in Afrika geraubte Neger dort ans Land gesetzt, als Sklaven verkauft und in die verschiedenen Provinzen Amerikas verteilt und in den Bergwerken oder auf dem Lande zu den härtesten Arbeiten gezwungen. Claver betrachtete es nun als seine Lebensaufgabe, diese armen Menschen zu Christen zu machen und ihr Los zu lindern. Ja mit Erlaubnis der Obern fügte er bei seiner feierlichen Profeß das Gelübde hinzu, sein ganzes Leben dem Dienste der Sklaven zu weihen.

Große Hindernisse waren zu überwinden. Die Roheit und Verkommenheit der Schwarzen, ihr Haß und ihr Mißtrauen gegen die Weißen machten es außerordentlich schwer, ihr Vertrauen zu gewinnen. Dazu kamen die vielerlei Mundarten der Negersprache. Endlich waren die Händler darauf bedacht, die Sklaven sobald wie möglich zu verkaufen und fortzuschicken. Doch alle diese Schwierigkeiten konnten bei Claver das Vertrauen auf

die Erreichung seines Zieles nicht erschüttern. Der Heilige lernte die Sprache, die gewöhnlich in Angola gesprochen wurde, und nahm für die abweichenden Mundarten eine Anzahl Dolmetscher zu Hilfe. Bei der Behörde erwirkte er, daß kein Sklavenbesitzer die neuangekommenen Neger fortführen durfte, bevor sie in der christlichen Religion genügend unterwiesen waren.

Auch natürliche Hilfsmittel benutzte der Heilige, um das Vertrauen der argwöhnischen Neger zu gewinnen. Er ging in der reichen Handelsstadt von Haus zu Haus und sammelte Almosen aller Art für seine »lieben Kinder«. Alles, was man ihm gab, Zwieback, Zuckersachen, Früchte, Flaschen mit wohlriechendem Wasser, legte er in seinen Sack und den trug er durch die brennende Sonnenhitze nach Hause. Um Gottes Segen auf seine Arbeit herabzuflehen, betete er inbrünstig und geißelte sich bis aufs Blut. Sobald er nun Nachricht von der Ankunft eines Sklavenschiffes erhielt, eilte er zum Hafen, um schon bei den Untersuchungen zugegen zu sein, die wegen ansteckender Krankheiten vorgenommen wurden, und die für gewöhnlich die Landung um einige Tage verzögerten.

Aber welch ein Anblick bot sich ihm hier dar! Zusammengepfercht wie Tiere standen die Schwarzen auf dem Verdeck. Sie waren fast nackt, mit Unrat und Geschwüren bedeckt. Blutige Striemen auf dem Rücken bezeugten die unmenschliche Behandlung, die sie erlitten hatten. Claver tritt vor sie hin und bewillkommt sie mit unbeschreiblicher Liebe. Argwöhnisch schauen sie ihn an und angstvoll fahren sie zurück. »Habet Mut, Brüder,« rufen die Dolmetscher ihnen zu; »es ist euer Freund, euer Vater.« Claver winkt ihnen freundlich, näher zu kommen, und öffnet seinen Sack. Neugierig wie Kinder treten sie hervor. Jeder erhält etwas. Da hüpfen sie vor Freude. Der Missionär läßt ihnen nun durch die Dolmetscher sagen: »Fürchtet euch nicht, ihr werdet in Cartagena glücklicher sein als in Afrika.« Dann steigt Claver in das Zwischendeck; aber welche Luft strömt dem Heiligen aus den untern Schiffsräumen entgegen. Seine Gefährten weichen zurück. Da liegen die Schwarzen in ihrem Unrat, neben den Leichen ihrer gestorbenen Leidensgefährten. Der Heilige tritt ein und begrüßt sie mit freundlichem Blick, reicht ihnen Erfri-

schungen, reinigt ihre Wunden und küßt und umarmt sie. Dann lüftet er den Raum und bittet seine Begleiter, hinabzukommen.

Am Tage der Ausschiffung ist der Negerapostel wieder da. Jedem der Fremden, die ans Ufer kommen, hilft er und begrüßt ihn freundlich. Für die Kranken hat er Wagen und Hilfspersonal mitgebracht und läßt jeden an seinen Bestimmungsort fahren.

Zu einer bestimmten Zeit versammelte er die Sklaven in einem weiten, gedeckten Raume oder unter freiem Himmel für den Unterricht. Bänke, Kisten, alles mögliche hatte er für die Neger erbettelt, damit sie es während der Unterweisung weniger unbequem hätten. Bevor er sie entließ, trat er in ihre Mitte, nahm das Kruzifix in die Hand und wiederholte öfters die einfachen, aber tiefgefühlten Worte: »Jesus Christus, Sohn Gottes, du wirst mir Vater und Mutter und all mein Gut sein; ich liebe dich sehr; es schmerzt mich von Herzen, dich beleidigt zu haben. Mein Gott, ich liebe dich sehr, sehr, sehr.« Die Dolmetscher erklärten dann die Worte jeder Gruppe in ihrer Sprache. Ein Laienbruder, der gewöhnliche Begleiter des Heiligen, der unzählige Male bei diesem Akte zugegen war, bezeugte später, in diesem Augenblicke habe immer ein solcher Eifer des Geistes und eine so zarte Andacht aus dem Heiligen hervorgeleuchtet, daß die Schwarzen, wie von höherer Gewalt getrieben, bei diesen Worten sich zu Boden geworfen und voll Inbrunst, wie nur jeder konnte, das Gebet gestammelt hätte: Ich liebe dich sehr, mein Gott, ich bereue meine Sünden.

Waren dann die Neger nach unsäglichen Mühen so weit gebracht, daß sie die notwendigen Glaubens- und Sittenwahrheiten und die gewöhnlichen Gebete wußten, und hatten sie das Verlangen nach der heiligen Taufe ausgedrückt, so wurde der Tag für die Spendung des Sakramentes der Wiedergeburt festgesetzt. Diese Feier suchte er jedesmal so festlich als möglich zu begehen. Das große Altarbild, das er für diesen Zweck hatte malen lassen, stellte Christus am Kreuze dar. Aus klaffenden Wunden strömte das Blut hervor, das am Fuße des Kreuzes in ein kostbares Gefäß zusammenfloß. Ein Priester schöpfte mit einem silbernen Gefäße daraus, um einen Neger, der vor ihm kniete, zu taufen. Hohe Würdenträger standen in vollem Schmucke an beiden

Seiten. Auf dem unteren Teile des Bildes befand sich eine andere Gruppe, die eine Schar Neger in der Freude der Kinder Gottes zeigte, während zur Linken ein grausiges Gemälde den Zustand der Seelen jener Unglückseligen veranschaulichte, die die Taufgnade zurückgewiesen hatten. Beim Beginn des Unterrichts lagen alle Anwesenden auf den Knien. Claver mit dem Kruzifix auf der Brust erweckte noch einmal mit seinen Täuflingen so ergreifende Akte des Glaubens, der Liebe und der Reue, daß die rohen Neger laut aufschluchzten. Die Hände auf der Brust gekreuzt, traten sie dann an den Altar; dort knieten sie nieder und beugten ihr Haupt, das Taufwasser floß auf sie herab und schuf sie zu Kindern Gottes um. Überglücklich schworen sie, vom Priester aufgefordert, ewige Treue.

Nun aber begann für den Missionär die schwerste Aufgabe. Er mußte die Neugetauften zu guten Christen und folgsamen Arbeitern heranbilden. Solange sie in Cartagena blieben, fuhr er fort, sie täglich stundenlang zu unterrichten. Kam dann die Zeit, daß sie die Stadt verlassen mußten, so war der Abschied herzzerreißend. Weinend bestiegen die Sklaven das Schiff. Der Heilige ermunterte sie, umarmte jeden mit Zärtlichkeit und gab ihnen den priesterlichen Segen. Die Fähigeren unter ihnen hatte er besonders dazu angeleitet, daß sie mit den andern die wichtigsten Lehren und Übungen der Religion öfter wiederholten und den Sterbenden beiständen. Diejenigen, die in der Stadt und der nahen Umgebung wohnten, versammelte er regelmäßig zum Gottesdienst in der Jesuitenkirche. Auch solchen, die noch ungetauft auf dem Lande lebten, wandte er seine Aufmerksamkeit zu. Sooft die Zeit es erlaubte, besuchte er die Neger, die in den Bergwerken und auf den Pflanzungen Neu-Granadas arbeiteten. Beladen mit allem, was zur Feier des heiligen Meßopfers und zur Spendung der Sakramente nötig ist, wanderte er trotz des heißen Klimas über Berg und Tal, durch Bäche und Sümpfe, durch das Dickicht des Waldes zu den oft verlassenen Sklaven. Manche kamen aus ihrem Verstecke hervor, ließen sich unterrichten und zur Taufe vorbereiten oder legten eine Beichte ab. Viele Sklavenbesitzer suchten den Heiligen auf und baten ihn, sich ihrer Leute anzunehmen. Gott selbst kam nicht selten

seinem treuen Diener in auffallender Weise zu Hilfe. Bald wurde ihm die Gefahr offenbart, in der ein sterbender Neger sich befand; bald rief ihn eine innere Stimme zu einem entlegenen Ort, damit er eilig einen armen Sklaven mit dem ewigen Richter versöhne. Selbst Bewußtlose und Halbtote erhielten auf sein Gebet hin Bewußtsein und Sprache wieder, um noch die Sakramente zu empfangen und darauf in das bessere Jenseits zu eilen.

Zu den Mühen des Unterrichts gesellte sich die unermüdliche Sorge für die kranken Neger, die eine unglaubliche, heldenhafte Entsagung forderte. Im glühenden Klima Cartagenas entwickelten sich leicht Pocken und andere ansteckende Krankheiten. Die Zeugen geben uns Beschreibungen von der Art der Krankheit dieser Neger und des ekelhaften Zustandes, in dem sich diese befanden, daß unsere moderne Empfindlichkeit nicht einmal ihre Darstellung verträgt.

Und unser Heiliger war der Beichtvater und berufsmäßige Krankenpfleger aller dieser Unglücklichen, Verlassenen, die er, von Haus zu Haus eilend, aufsuchte.

Ein Beispiel möge genügen, um zu zeigen, welch heldenmütige Selbstüberwindung diese Pflege der Kranken und Sterbenden oft erforderte. Augenzeugen, die ungesehen ihn beobachteten, haben es nachher mitgeteilt. Er war zu einem Neger gerufen, den man wegen des unerträglichen Geruches seiner Geschwüre in einer Höhle untergebracht hatte. Claver öffnete den Verschluß. Da erblickte er einen verfaulenden menschlichen Körper, und ein so entsetzlicher Modergeruch strömte ihm entgegen, daß er unwillkürlich zurückwich. Aber alsbald überwand er seinen Widerwillen, näherte sich dem Elenden, küßte seine Wunden, reinigte sie und machte ihm das Lager bequem. Er hörte nicht bloß seine Beichte, sondern blieb noch bei ihm, tröstete ihn und leistete ihm alle Dienste, die seine Liebe ersinnen konnte.

Und solche Szenen waren nichts Außergewöhnliches im Leben des heiligen Claver; zu gewissen Zeiten waren sie etwas Alltägliches. Einmal mußte sein Mantel siebenmal an einem Tage von all dem Eiter und Schmutze rein gewaschen

werden, den die Kranken auf ihm zurückließen, da er ihnen denselben unterlegte, während er ihr Bett machte. Gottes wunderbare Güte bewirkte aber, daß dieser Mantel nie etwas von der Ausdünstung der kranken Neger annahm; ja hin und wieder strömte er einen besonders angenehmen Wohlgeruch aus, ein Zeichen, wie sehr Gott die überschwenglichen Beweise der Liebe wohlgefielen, die sein Diener den armen Negern erwies.

Aber der Eifer des Heiligen begnügte sich nicht damit, der Sklave der Sklaven zu sein. Auch die zwei Hospitäler des damaligen Cartagena erfuhren beständig seine sorgende Liebe. Wenn seine anderen Beschäftigungen ihm Zeit ließen, eilte er zum Hospital S. Sebastian, das für die gewöhnlichen Kranken bestimmt war. Dort gewann er alle durch seine Liebe so, daß selten einer es ihm abschlug, sich mit Gott zu versöhnen. Für das Spital der Unheilbaren, S. Lazarus — Aussätzigenheim würden wir es heute nennen — war er der Beichtvater, und er erwirkte bei den Behörden sowohl Verbesserung der äußeren Lage, als gewissenhafte geistliche Pflege der Insassen.

Außer den Spaniern und Negern traf man in Cartagena auch Mauren und Türken, Ruderknechte auf den spanischen Galeeren, oder solche, die in der Neuen Welt ihr Glück versuchten. Selbst über den mohammedanischen Fanatismus erfocht die demütige Liebe des Heiligen glänzende Siege. Die Bekehrungsgeschichte zweier dieser Seelen ist mehr bekannt geworden. Die Gewinnung der einen kostete den Heiligen 22, die der andern 30 Jahre des Bittens, der Wohltaten, der Ermunterungen, der Ertragung von Unbilden. Auch viele Irrgläubige, Engländer und Holländer, die in einer spanischen Expedition gefangengenommen waren, an ihrer Spitze ein Geistlicher, den sie Archidiakon von London nannten, wurden durch die Liebe des heiligen Claver zur wahren Kirche zurückgeführt.

Außergewöhnlich groß waren die Erfolge, die der heilige Apostel erntete. Vier Jahre vor seinem Tode fragte der beständige Begleiter des Heiligen denselben, wie viele Neger etwa er bis jetzt getauft habe. Der wahrheitsliebende und demütige Mann erwiederte, es seien schon mehr als 300000. »Wenige Menschen«, sagt P. Astrain, »werden an der Himmelspforte an-

gekommen sein, gefolgt von einer so großen Schar von Seelen, wie diejenige war, die den unvergleichlichen Apostel der Neger umgab.« Aber alle Erfolge, die der Heilige bei den Negern und bei den andern erzielte, schrieb er einzig der Gnade des barmherzigen Gottes zu. Gewiß, aber sein heiliges Leben machte ihn zum geeigneten Werkzeuge in der Hand des Allmächtigen.

Das Gebet war wie für alle Heiligen, so auch für Claver die Hauptquelle außerordentlicher Gnaden. Er war so innig mit Gott vereint, daß es ihm fast schwer fiel, die Unterhaltung mit ihm zu unterbrechen. Ein Besuch beim Allerheiligsten, ein Blick auf den Gekreuzigten oder auf das Bild seiner lieben Mutter Maria, reichten hin, Tränen seinen Augen zu entlocken oder ihn in den Zustand der Entzückung zu erheben. Vor dem heiligsten Sakrament verweilte er oft mit unbeschreiblicher Wonne. Hier schöpfte er seine opferfreudige Liebe zu Gott, seinen glühenden Seeleneifer. Während der Nacht ruhte er höchstens drei Stunden, die übrige Zeit war dem Gebete und schweren Bußübungen geweiht. Jeden Freitag machte er nachts seinen eigenartigen Kreuzweg. Mit einem Stricke um den Hals, einer Dornenkrone auf dem Haupte, in ein Bußkleid gehüllt, ging er mit einem schweren Kreuze auf der blutenden Schulter durch die Gänge des Klosters. Seine körperlichen Strengheiten waren über die Maßen groß. Man müßte sie mißbilligen, wären sie nicht auf eine besondere Anregung der Gnade zurückzuführen. Die Nahrung bestand meistens in einem Stück Brot und einigen gerösteten Kartoffeln; sein Trank war Wasser, eine einfache Strohmatte oder Tierhaut war sein Ruhelager, ein Stück Holz diente als Kopfkissen. Dreimal in der Nacht geißelte er sich bis aufs Blut und über den wunden Körper zog er dann das Bußkleid. Auf dem Rücken befestigte er unter dem Gewande ein Kreuz, aus dem Nägel hervorstanden, und Hände und Gesicht ließ er von den Moskitos zerstechen.

So zermartert, übernahm der Heilige die anstrengenden Arbeiten, errang er seine wunderbaren Erfolge. Doch er blieb der demütige, gehorsame Ordensmann. Wenn man seiner Heiligkeit die gebührende Achtung bezeugte, pflegte er mit voller Überzeugung zu sagen: »O, würde man mich kennen, wie ich bin,

so würde man vor mir wie vor einer modernden Leiche zurückschaudern.« Wiederholt bat er seine Oberen, ihn für die Dienste eines Laienbruders zu verwenden. Aber gerade diese Demut befähigte ihn um so mehr zu seinem erhabenen Amte.

Fünfunddreißig Jahre hatte der nicht besonders starke Körper des heiligen Mannes alle Mühen des Apostolates und der Krankenpflege ertragen und das in dem entnervenden Klima Cartagenas und bei all der grausamen Strenge, mit der der Heilige seinen armen Leib behandelte. Nicht umsonst hielten seine Zeitgenossen sein Leben und seine Anstrengungen selbst für ein Wunder Gottes. Im Jahre 1650 ergriff den nunmehr Siebzigjährigen eine schmerzhafte, den Ärzten unerklärliche Krankheit, die ihm allmählich allen Gebrauch der Glieder raubte. Da die Pest 1651 allein neun Mitbrüder des Heiligen in Cartagena weggerafft hatte, mußte man die Sorge für ihn einem Neger überlassen. Zufällig, aber zu spät, erfuhren die Obern die üble Behandlung, die der arme Gelähmte von dem ungeschickten und rohen Manne erdulden mußte. Gott fügte es so, und der Heilige schwieg. Es war ihm erwünscht, durch ein mehrjähriges Leiden sich auf den Tod vorbereiten zu können.

Ein süßer Trost ward ihm 1653 zuteil. Ein Exemplar des Lebens des Bruders Alfons Rodriguez, seines Führers im geistlichen Leben und zum Apostolate der Neger, war 1652 gedruckt worden und kam 1653 in Cartagena an. Der heilige Mann, der sich seiner Hände zu nichts mehr bedienen konnte, bat einen Laienbruder, hin und wieder das Buch zu nehmen und ihm daraus vorzulesen. Der Bruder tat es und der Heilige hörte mit unbeschreiblichem Troste die Berichte über die Tugenden seines Freundes und Lehrers. Der Bruder bemerkte, daß nicht selten, während er las, die Tränen über das Angesicht des heiligen Peter Claver liefen.

Mehreren Personen hatte P. Claver vorausgesagt, daß er am kommenden Muttergottesfeste sterben würde. Am 6. September 1654 ließ er sich von zwei Negern in die Kirche tragen, um die heilige Kommunion zu empfangen. Gegen Abend stellte sich ein heftiges Fieber ein. Am andern Morgen fand man ihn sprachlos. Er lag da wie ein Verklärter. Tags darauf, am Feste der Ge-

burt Mariens, gab er ruhig und sanft seine Seele in die Hände seines Schöpfers zurück. Er stand im 74. Lebensjahre und im 52. seines Ordenslebens. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht vom Tode des Heiligen. Hoch und niedrig eilte herbei, um ihn noch einmal zu sehen. Die armen Sklaven waren untröstlich. »Unser Vater ist tot«, hieß es in der ganzen Gegend. Alle drängten sich heran, um ein Andenken an ihn zu erhalten. Mit Mühe nur konnte man die Leiche in der Christuskapelle beisetzen. Von fern und nah strömte man zum Grabe, um sich dem Heiligen zu empfehlen. Wie mannigfache, wunderbare Tatsachen das Leben des Heiligen auszeichneten, so verherrlichte auch eine Menge Wunder die Grabstätte.

Papst Pius IX. versetzte am 16. Juli 1850 den Diener Gottes unter die Zahl der Seligen. Papst Leo XIII. erkannte am 15. Januar 1888 ihm die Ehre der Heiligen zu und ernannte ihn auf Verlangen aller Negerbischöfe zum besonderen himmlischen Patron der Negermissionen, und im Jahre 1917 gab der Heilige Vater Benedikt XV. ihn auf Bitten der Bischöfe Kolumbiens diesem Staate, wo der Heilige gewirkt hatte, als zweiten Patron.

P. Nikolaus Rodriguez[1]. († 1900)

»Gott will nicht, daß ich gelehrt, aber daß ich heilig sei«, sagte sich der Frater Nikolaus Rodriguez aus der kastilianischen Provinz, nach dem ersten erfolglosen Studienjahr, das er im Orden gemacht. Er hatte wohl recht. Ja, er zeigte so wenig Begabung, daß die Oberen darin nur ein Hindernis für den Beruf erblickten und ihn nicht zu den Gelübden zulassen wollten. Aber der verhängnisvolle Brief des P. Provinzial ging verloren, und dem Umstand verdankte es der Frater, daß er sich durch die ewigen Gelübde der Armut, Keuschheit und des Gehorsams Gott in der Gesellschaft Jesu zum Opfer darbringen durfte. Die Studien kürzte man ihm ab, ein Jahr Philosophie, zwei Jahre Theologie, dann durfte er auf die Insel Fernando Po gehen, die Neger zu bekehren. Ein Gelehrter war er nicht geworden, aber ein heiligmäßiger Ordensmann.

[1] D. Restrepo S. J., Un Santo de Ayer, El Mensajero del Cor. de Jesús, Enero 1924, Bogotá.

Der hl. Peter Claver.

Der Diener Gottes war am 5. Dezember 1830 zu Soto de Cameros in Spanien als Sohn eines Fabrikbesitzers geboren. Es hatte eine Zeit gegeben, so mit 15, 16 Jahren, da hatte sich Nikolaus, der damals Kaufmannslehrling war, ganz gehen lassen. Doch im 17. Lebensjahr war die Bekehrung gekommen, und er war zuerst von Haus weggelaufen in die Einsamkeit, um Gott zu dienen. Dann fühlte er sich zum Priester berufen, trat in das »Heilig-Berg-Seminar« zu Granada ein, um schließlich mit 25 Jahren sich der Gesellschaft Jesu anzuschließen. Sein ganzes Ordensleben war ein stetes Vorwärtsschreiten von Tugend zu Tugend, die vielen Mißerfolge in den Studienjahren hatten ihn gezwungen, ein solides Fundament der Demut zu legen.

Die acht Jahre Missionsarbeit auf Fernando Po zeigen manches wunderbare Geschehnis. So fühlte sich der Pater einmal mitten in der Nacht angetrieben, ein weit entferntes Dorf aufzusuchen. Es seien dort zwei neugeborne Kinder in großer Gefahr, ohne die Taufe sterben zu müssen. P. Nikolaus machte sich sofort auf den Weg. Aber er muß noch drei Flüsse überqueren; das ist zu gefährlich in der Dunkelheit. Er hält es für klüger, den Tag abzuwarten. Doch im gleichen Augenblicke hört er mitten im Urwald, wo niemand ein Wort Spanisch versteht und spricht, ganz deutlich den Ruf: »Anda, cobarde!« Vorwärts, du Angstmaier! — Er beginnt also zu laufen durch Wälder, Sümpfe und Flüsse, kommt morgens in aller Frühe gerade noch rechtzeitig, das eine Kind zu taufen. Der Pater war überzeugt, daß der Ruf ihm vom Himmel gekommen war.

Als man die Mission auf Fernando Po aufgab, wurde P. Nikolaus nach Covilhao in Portugal geschickt. 25 Jahre arbeitete er hier als Prediger und Oberer mit großem Erfolg. Als einst eine große aufgeregte Volksmenge mit Ausschreitungen drohte und weder die staatliche Obrigkeit noch der Bischof die Massen zu beruhigen vermochte, genügten ein paar Worte aus dem Munde des verehrten, heiligen Paters, und die Ruhe war hergestellt.

Im Jahre 1895 bat P. Nikolaus, wieder in die Mission geschickt zu werden. Er war 66 Jahre alt, von den apostolischen

Arbeiten aufgerieben, durch ständige Bußübungen geschwächt, besonders durch eine offene Wunde, von der er seit der Mission von Fernando Po bis jetzt noch kein Wort verraten hatte, aber sein Eifer überwand alle Bedenken der Oberen. 1896 wurde er nach Kolumbien in die Stadt des heiligen Peter Claver, Cartagena, geschickt. Die schwere Mission am Magdalenafluß ward sein Anteil; unermüdlich besuchte er die Dörfer und Hütten seiner Gläubigen, bis die Krankheit ihn niederwarf. Jetzt glaubte er auch die Wunde, die bei den Strapazen unter der glühenden Sonnenhitze wieder aufgebrochen war, dem Arzte zeigen zu müssen. »Das ist doch ein Heiliger, der mit so einer Wunde derartige Anstrengungen aufnehmen konnte«, rief der Arzt ganz betroffen beim Anblick der Wunde aus.

Am Feste seines Vorbildes, des heiligen Peter Claver, am 9. September 1900 ging P. Nikolaus Rodriguez in die ewige Ruhe ein. Sein Leib ruht in demselben Grabe, in dem der Peter Clavers bis zur Seligsprechung geruht hat. Der Ruf seiner Heiligkeit und Wundertaten vor und nach dem Tode läßt hoffen, daß wir ihn einst als den zweiten Apostel der Neger verehren dürfen.

6. Mexiko.

Mexiko[1].

Im Jahre 1572 sandte der heilige Franz Borgia fünfzehn Mitglieder der Gesellschaft Jesu nach Mexiko. Die Ankömmlinge nahmen sich zunächst der Indianer an, die in und bei den Städten der Spanier wohnten, hielten Volksmissionen ab und eröffneten Schulen zur Erziehung der Jugend, der spanischen sowohl wie der einheimischen.

Nach etwa 20 Jahren, im Jahre 1591, als die Zahl der Mitglieder der Provinz gestiegen war, wurde auf Anregung des Visitators P. Diego de Avellaneda damit begonnen, in den noch nicht unterworfenen nördlichen Teilen Mexikos ständige Missio-

[1] A. Perez de Rivas S. J., Coronica y Historia religiosa de la prov. de l. Comp. de Mejico. — Id., Historia de los triunfos etc. Madrid 1645. — Fr. Alegre S. J., Hist. de l. Comp. de Jesús en Nueva España. — A. Astrain l. c. IV, V, VI.

nen unter den heidnischen Eingeborenen zu errichten. Die ersten Missionen lagen im Staate Sinaloa, es folgte die Arbeit bei den Chichimecas, die zwischen Sierra Nayarit und Zacatecas wohnten, dann wurde von Durango aus, das sich wegen seiner günstigen Lage sehr als Stützpunkt eignete, das nördlich gelegene Land der Parras, im heutigen Staate Coahuila, in Angriff genommen, bald darauf das Land der Tepehuaner, die in den wilden Bergen von Nayarit bis zum Norden der Tarahumaren hausten. Schließlich dehnten die Patres ihre Tätigkeit auch auf das Gebirgsland Topia aus.

Nach etwa fünfzehn Jahren begann eine neue Gründerperiode. Zuerst schoben die Jesuiten die Missionsstation zu den Völkerschaften des Rio Mayo, im heutigen Staate Sonora, vor; 1617 begann die Missionierung der Stämme am nördlichen Rio Hiaqui; nach einem weiteren Jahrzehnt auch die des Gebirgslandes der Tarahumaren.

Hart war die apostolische Arbeit unter allen diesen Völkerschaften; denn der Charakter der Indianer zeigte sich sehr schwierig. Ein Missionär, P. Vinzenz Aquila, sagt in einem Bericht über die Indianer der Sinaloa-Mission — und das waren nicht die schlimmsten —: »Diese Völkerschaften sind ungezähmt wie umherschweifende Füllen. Wenn man in der Urkirche mit der Weisheit der Welt im Streite sich befand, so gilt der Krieg hier der Unwissenheit.... Man müht sich ab mit einem Volke, das so barbarisch, so roh, so undankbar, so treulos ist. Jeder Missionär muß zwei oder drei Sprachen lernen und jeder muß auch in vier oder fünf Dörfern die Ämter versehen, die sonst in einem Hause [der Gesellschaft Jesu] auf viele verteilt sind. Er muß das Geistliche und Zeitliche besorgen, von dem doch die Apostel sich befreien konnten (als sie die Sorge für die Tische den Diakonen überließen); wir können es aber nicht, da wir bei dem Baue der Kirche und Häuser, die in jedem Dorfe nötig sind, Hilfe leisten müssen.«

In jenen Jahren befand sich in der Mission von Sinaloa ein Missionär, der später einen großen Ruf als mystischer Schriftsteller erlangte. Es war der Engländer Michael Wadding, genannt Godinez. Er schrieb das weitverbreitete Buch »Práctica

de la teología mistica«, und erwähnt im 3. Buch, im 7. Kapitel, kurz das äußerst beschwerliche Leben, das die Missionäre jener Gegend führten, wie er es in der Mission von Sinaloa aus jahrelanger Erfahrung kennengelernt hatte: »Die Erde diente ihnen gewöhnlich als Bett und der Schatten eines Baumes als Haus; die Nahrung war gerösteter oder gekochter Mais und der Trank das Wasser des Baches, den man traf. Brot, Fleisch, Früchte und Eingemachtes kannte man nur aus den geschriebenen Büchern. Das Leben war immer den Zauberern preisgegeben.... So zogen sie umher, die geschwollenen Flüsse durchschwimmend, die rauhen Gebirge zu Fuß übersteigend, durch Wälder Täler, Einöden, Felsgestein, Schluchten, wobei ihnen oft das zum Leben Nötige fehlte, mit körperlichen Gebrechen beladen, ohne Ärzte und Arzneien, ohne Pflege und Freunde. Und bei all diesen Mühsalen diente man Gott sehr gut und bekehrte man viele Seelen.«

In der Tat zählte man in Sinaloa, wie P. Godinez (Wadding), weiter berichtet, 1624 schon über 82 000 Getaufte, bei den Mayas waren es 1620 etwa 30 000; dieselbe Zahl sah man 1622 bei den Hiaquis.

Aber noch eine andere Stärkung und Tröstung hielt nach dem erfahrenen P. Godinez Gott solchen Männern bereit. Hielten jene apostolischen Männer treu in den Prüfungen ihres Apostolates aus, so pflegte Gott ihnen in dieser Zeit des Apostolates selbst die Beschauung zu verleihen als eine Stärkung, die das Herz während der Mühen stärkt, oder auch als einen im voraus gegebenen Lohn. »Ich kannte einige dieser Missionäre, denen Gott überaus hohe Grade eingegossener Beschauung mitteilte, und sie ernteten nachher in ihrem stillen Wirken, was sie damit in jenen Missionen gesät hatten. Ich kannte einen von diesen, der drei Tage und drei Nächte in einer Ekstase sich befand, andere, die vier und sechs Stunden in sehr hoher Beschauung himmlischer Gunstbezeugungen sich erfreuten.«

Auch die Martyrien fehlten nicht. Der Geschichtschreiber der mexikanischen Missionen der Gesellschaft Jesu, Andreas Perez de Rivas, konnte in seiner Geschichte der mexikanischen Provinz der Gesellschaft Jesu nach etwa 50 Jahren bereits von

20 Mitbrüdern berichten, die ihr Apostolat mit dem Martyrium gekrönt.

Wir berichten hier nur von denen, für die kirchlicherseits die Ehre der Altäre beantragt wurde. Diesen Blutzeugen schließt sich ein großer Bekenner an, ein Xaver für die Heiden Mexikos.

1. Die Märtyrer der Tepehuaner († 1616).

P. Ferdinand de Santaren.

Der Veteran der Missionäre, die in den Schreckenstagen der Mission von Tepehua im Jahre 1616 dem Christenhaß zum Opfer fielen, war P. Ferdinand de Santaren. Aus dem Jesuitenkolleg, das sein Onkel Ortiz 1570 zu Huete in Spanien gestiftet hatte, war er der erste, der sich der Gesellschaft 1580 anschloß. Voll Verlangen, in den Missionen Seelen für Gott zu erobern, schiffte er sich nach Vollendung der philosophischen Studien nach Mexiko ein, studierte in der Hauptstadt die Theologie; katechisierte aber auch zugleich die Indianerknaben, die in einem eigenen Kolleg dort erzogen wurden.

Im Jahre 1594 fiel P. Gonsalvus de Tapia als Martyrer in der Mission von Sinaloa. P. de Santaren trat mutig an seine Stelle. Schon 1597 jedoch übernahm er für ständig die noch schwierigere Mission von Tapua, wo an den dort entdeckten Minen Spanier und Negersklaven, besonders aber zahlreiche Indianer seiner Hilfe bedurften. Eine Schwierigkeit ganz eigener Art war das unglaublich schwierige Terrain der Mission: Schluchten und wiederum Schluchten mit einem Fluß, der infolge seiner Windungen unzählige Male überschritten werden mußte, um all die Schluchten zu durchmessen. Und nun galt es, Jahr um Jahr hier umherzueilen. Ein Oberer, P. Johannes Andreas Tutini, der den kranken Missionär einst besuchte, berichtete nachher, alles, Land und Leute, schienen ihm hier so rauh zu sein, daß er es nur als ein lebendiges Bild der Hölle bezeichnen könne.

Aber durch Gottes Güte sollten Paradiesesfreuden in dieser Hölle erblühen. P. de Santaren schrieb wenige Jahre vor seinem Tode an den P. Provinzial: »Ihr dort kostet nicht jene innere Labsal, jene Freude, die der Herr, wenn es ihm gefällt, den Missionären dieser Länder einflößt. Hin und wieder teilt Gott

in einer solchen Verlassenheit, wie sie hier so häufig ist, wenn wir in Schnee und Regen und Dunkel der Nacht unter freiem Himmel, ohne irgendeine Verteidigung oder irgendeinen Schutz über diese Alpenberge wandern, Gott, sage ich, teilt uns da oft weit mehr Gnaden mit und läßt uns seine Huld weit mehr erfahren, als wenn man stundenlang im Gebete und in der Zurückgezogenheit verweilt.« Einmal gestand der apostolische Mann auch offen ein: als er sich einst allein in einer weiten, wüsten Gegend befunden habe, sei er Tag und Nacht nur damit beschäftigt gewesen, Gott zu loben, aber mit einer solch inneren Zufriedenheit seiner Seele, daß es ihm geschienen habe, er sei im Himmel.

Noch eine zweite Paradiesesfreude gab der Herr seinem Arbeiter zu verkosten. Es war dem P. de Santaren vergönnt, aus seinen Mühen eine große Frucht heranreifen zu sehen. Während der etwa 24 Jahre seines Apostolates baute er gegen 50 Kirchlein, manche auf fast unersteiglichen Höhen, manche in den unzugänglichsten Schluchten, wie es gerade den Bewohnern am nützlichsten war. Er taufte mit eigener Hand mehr als 50000 Heiden, und noch größer war die Zahl derjenigen, die dem umherschweifenden Leben durch seine Worte entsagten, um die Kirchlein, die er gebaut, sich ansiedelten und von den Missionären unterrichtet wurden. In der einen Mission von Xocotilma verließen einmal 7000 Indianer in achtzehn Monaten ihre Schluchten und Höhlen, um ein geregeltes Leben zu beginnen. Welche Freude durchströmte bei solchen Szenen sein Herz! Er selbst schreibt: »In der Tat, keine christliche Seele würde die Freudentränen zurückhalten können, wenn sie hier wäre und ganze Völkerschaften ankommen sähe: die starken Männer, wie sie die Greise und Kranken auf den Schultern tragen, die Frauen, wie sie mit ihren kleinen Kindern und mit ihrem armseligen Gepäck beladen sind; und wie alle in diesem Aufzuge nicht etwa eine, sondern fünfzehn Tagereisen über schreckenerregende Bergeshöhen machen, um zu mir zu kommen, und das nicht, um eine Gold- oder Silberader zu finden, wie das Brauch der Nationen ist, die sich kultiviert nennen, sondern um Gott zu suchen, ihre Seele zu retten und die Gnade der Taufe zu erlangen.«

Wie väterlich war aber auch der Verkehr des Indianerapostels mit diesen armen, oft so abstoßenden Menschen! Als er einst von weit her von seinen Indianern zurückkam, ging ein alter schmutziger Mann ihm entgegen, ihn zu bewillkommnen. Der Pater umarmte ihn alsogleich, drückte Brust an Brust, Antlitz an Antlitz und begann ihn mit großer Herzlichkeit zu fragen: »Wie geht es dir? Wie steht es mit deiner Familie? Siehe, da bin ich wieder, um euch wiederzusehen, euch zu helfen, euch zu dienen.« Der vorbildliche Missionär lernte in seinem Eifer, wie verschiedene Berichte melden, nicht weniger als elf der Eingeborenensprachen.

P. Ferdinand de Tobar.

Als Knabe schon war Ferdinand de Tobar dem Diener Gottes P. de Santaren lieb geworden. Die Familie de Tobar, reichbegütert und mit dem Herzog von Lerma, dem alles vermögenden ersten Minister Philipps III., verwandt, wohnte in Culiacan, südlich von der Stadt Sinaloa. So kamen manche Jesuiten, die in die südlichen Missionen sich begaben, durch Culiacan. Alle mußten bei der Familie de Tobar einkehren. So stieg auch einmal P. de Santaren, als er krank geworden war, dort ab. Der Sohn der Familie, Ferdinand, litt nicht, daß ein anderer dem Kranken Essen und Arznei reichte, überhaupt die Dienste der Krankenpflege versah, als er selbst.

Auch den anderen Missionären der Gesellschaft war der Knabe treu zu Diensten. Als der Protomärtyrer der Sinaloamission, P. Gonzalvus de Tapia, einst bei der Familie verweilte, trennte sich Ferdinand nicht von ihm, begleitete ihn zur Kanzel, diente ihm bei der heiligen Messe usw. Nach dem Martyrium dieses Dieners Gottes, 1594, wurde sein Haupt in das Haus de Tobar getragen. Die Mutter wollte es in ihr kostbares Gehänge für Juwelen bergen, es war aber zu groß. Da sagte der damals 13jährige Knabe zur Mutter, sie solle nur ein größeres anfertigen lassen, das kleinere aber für sein Haupt bewahren, denn auch er werde ein Martyrer für Christus werden.

Nach der Stadt Mexiko gesandt, um dort bei den Patres zu studieren, wurde der Jüngling mit 17 Jahren Novize der Gesell-

schaft. Im frommen Kreise des Noviziates hieß er ob des Glanzes seiner Reinheit und Tugenden nur der Engel. Besonders groß war die Andacht dieser jungfräulichen Seele zu Maria.

Die philosophischen und theologischen Studien machte Fr. de Tobar mit Auszeichnung. Aber weder sein Talent noch die Erfolge im Predigtamte noch der Name seiner Familie vermochten den jungen Priester davon abzuhalten, die Missionen unter den Indianern zu erbitten. Er hatte das Glück, sich unter der Oberleitung seines alten Freundes, des P. de Santaren, einzuarbeiten. Inzwischen hatte sich seine fromme Mutter als Nonne in ein Kloster der Hauptstadt zurückgezogen und wünschte sehnlichst, ihren Sohn noch einmal zu sehen. Der Provinzial glaubte, der großen Wohltäterin diese Bitte nicht abschlagen zu sollen. So machte sich denn P. de Tobar auf den Weg nach Mexiko. Es sollte sein Todesgang sein, der Weg zum Martyrium, von dem er einst als Kind seiner Mutter gesprochen.

P. Johann Fonte.

Der Superior P. Fonte war in die Fußstapfen des P. Ramirez, des Begründers der Tepehuaner-Mission, getreten. Gegen Anfang des Jahrhunderts dorthin versetzt, durcheilte er allein die rauhen Gegenden. Hin und wieder bekam er fast ein Jahr lang keinen Spanier zu Gesicht. Er führte immer ein kleines Zelt aus Leinwand mit sich, um unter ihm die heilige Messe lesen zu können und bei Unwetter etwas Schutz zu finden. Mais und allenfalls etwas gedörrtes Fleisch waren seine Speise, Regenwasser, oft aus einer Pfütze geschöpft, sein Trank. Und so wanderte er einher, hager, mit langem ungepflegten Bart, in elendem, fast zerfetztem Gewande. Wenn er dann die Wilden aus ihren Behausungen hervorgelockt hatte, so war er es, der sie lehrte Ziegel brennen und Hütten bauen, er, der ihnen beibrachte, den Pflug zu schmieden, Ochsen anzuspannen und das Land zu pflügen, er wiederum, der die Erkrankten heilte und pflegte.

Und doch erntete er für alle die Sorgen und Mühen von den Wilden oft nur Undank. Bald gedachten sie ihre Ansiedlung wieder zu verlassen, bald wollten sie ihm ein Leid antun, wie

sie ihn einmal zwei Tage gefangenhielten, ohne ihm auch nur etwas Essen zu geben.

Bei all diesen Schwierigkeiten hielt der Pionier des Missionswerkes aus. Ja zweimal, im Jahre 1607 und 1612, suchte er seinen Wirkungskreis auch auf das Land der Tarahumaren auszudehnen.

In dieses entsagungsvolle Leben, das er durch viele Bußübungen noch vermehrte, hatte den P. Johann Fonte der Seeleneifer getrieben. In Terraza, in Katalonien, geboren 1593 im 21. Lebensjahre der Gesellschaft Jesu beigetreten, war er nach Vollendung der theologischen Studien 1599 als Begleiter und Gehilfe des neuernannten Provinzials von Mexiko mit diesem in die Neue Welt hinübergefahren und bald darauf an den Ort seiner Sehnsucht, der Indianermission, gezogen.

P. Hieronymus de Moranta.

Die Gebete und begeisternden Worte des heiligen Laienbruders von Majorka, Alfons Rodriguez, haben der heiligen Kirche den großen Negerapostel, den heiligen Petrus Claver, geschenkt; sie führten auch unsern Apostel und Märtyrer zu den Heiden.

Aus einer der ersten Familien Majorkas entsprossen, besuchte Hieronymus die Klassen des Kollegs zu Palma, wo Bruder Alfons Jahrzehnte die Dienste des Pförtners versah. Die herzlichen und liebevollen Worte des Heiligen entzündeten in dem Knaben ein großes Verlangen nach der christlichen Vollkommenheit und dem Apostolate, so daß sich der junge de Moranta 1595 im Alter von 20 Jahren der Gesellschaft Jesu anschloß. Es war auch des Heiligen Rat, der ihn bewog, die Heidenmissionen zu erbitten. Bevor der junge Priester nun zehn Jahre später, 1605, nach Mexiko ging, kam er wiederum zu seinem heiligen Lehrer, um in langen Unterhaltungen in sich das Feuer der Gottes- und Nächstenliebe zu entzünden. Selbst von seiner Missionsstation aus blieb der Pater im Briefverkehr mit dem Laienbruder in Europa, dem er nach Gott den Beruf zu seiner lieben Mission verdankte.

Aber nicht nur Schüler eines Heiligen, de Moranta war selbst ein Heiliger; auch ihn nannten die Spanier und Italiener den

»heiligen Pater«. Als ein Oberer ihn einst besuchte und unter einem Zelt aus Leintuch erblickte, konnte er sich der Tränen nicht enthalten. Das Haupthaar und der Bart, beide lang gewachsen und nicht gepflegt, machten ihn fast unkenntlich, sein Kleid war über und über mit Flicken besetzt, so daß man den Stoff des ursprünglichen Gewandes kaum unterscheiden konnte. Gefragt, was er denn zu essen habe, antwortete P. de Moranta, für heute habe Gott etwas Gutes vorgesehen. Was war es? Mais mit Wasser, ohne Salz gekocht. Schon zwei Monate weilte der Missionär in dieser Einöde, um einige Indianer auf die Taufe vorzubereiten. Und was tat der »heilige Pater« in der Zeit, die ihm diese Tätigkeit dort übrigließ? Er ergab sich der Betrachtung, der geistlichen Lesung und strenger Buße. Höchst erbaut von der Weise, wie P. de Moranta ein Leben gleich den Altvätern in der Wüste mit dem Apostolate verband, schied der Obere von dem heiligen Manne, nachdem er vorher in Liebe die langen Haare des Missionärs geschoren und seine Armut etwas gemildert hatte.

Die Station, in der P. de Moranta an der Seite des P. Gonte wirkte, war wohl die schwierigste der ganzen Mission. Ein Lichtblick in der schweren Arbeit war die Expedition, die er einst bis an die äußerste Grenze des Tepehuanerbezirkes machte und auf der er 500 Neubekehrte in die Kirche aufnehmen konnte. Bald bereitete das Martyrium seinem Wirken ein Ende.

P. Bernhard de Cisneros.

Auf demselben Schiffe, auf dem P. de Moranta 1605 Spanien verließ, segelten noch zwei andere Jesuiten nach Mexiko, um den Indianern ihr Leben zu weihen. Einer von ihnen war Bernhard de Cisneros, aus Carion de los Condes in Altkastilien. Im Jahre 1583 mit 17 Jahren in die Gesellschaft Jesu aufgenommen, machte er die Philosophie in Spanien, die Theologie und das dritte Probejahr in Mexiko.

P. Bernhard war ein bescheidener, demütiger Pater, mit dem deshalb alle Hausgenossen und Auswärtige gerne verkehrten. Er liebte die Sammlung und Zurückgezogenheit, das Leben nach den heiligen Regeln und unter dem Gehorsam, ward

auch von Gott mit vielen außerordentlichen Tröstungen und Erleuchtungen im Gebete begnadigt. Die Mission unter den Tepehuanern hatte er nicht erbeten. Als sie ihm aber übertragen wurde, vertraute er auf Gottes Schutz, der den Gehorsamen im Kampfe wider die Feinde des Heiles nicht werde unterliegen lassen.

In der Mission wurde dem P. Cisneros die Hauptstation Papazquiero anvertraut. Hier warteten seiner manche Leiden, Verfolgungen und Bitterkeiten. Einst hatte er das Götzenbild, das ein Indianer in einem Tempelchen aufgestellt hatte, gestürzt. Der hartnäckige Heide richtete es im Dorfe Otinapa wieder auf, der Missionär aber warf es auch dort zu Boden. Da schlug der wütende Götzendiener so gewaltig auf den Pater los, daß dieser wie tot liegenblieb. Viel schwerer drückte den Missionär aber das Kreuz, aus seinen vielen Bemühungen nur so geringen Erfolg reifen zu sehen. Ja es wurde ihm so schwer, daß er überlegte, ob er nicht die Obern bitten solle, ihm ein anderes Arbeitsfeld anzuweisen. Aber der Gedanke, es könne Gott eine solche Bitte mißfallen, ließ ihn mutig ausharren. Seine Ausdauer sollte ihm den Weg zum Martyrium bereiten.

P. Diego de Orosco.

Am gleichen Tage in dasselbe Noviziat aufgenommen wie P. Bernhard de Cisneros, mit demselben Schiffe nach Mexiko abgereist, in der gleichen schwierigen Station mit diesem drei Jahre ältern Mitbruder arbeitend, sollte P. Diego mit ihm auch am gleichen Orte und Tage das Martyrium teilen.

P. Diego de Orosco war aus Placentia in Estremadura gebürtig. Schon als Knabe sagte er, er werde Jesuit, Missionär und Märtyrer werden. Trotz seiner Jugend, seiner schwachen Gesundheit, trotz des Widerstandes der vornehmen Eltern erlangte er schon im Noviziate die Erlaubnis, in die Missionen von Mexiko zu gehen. Um alle Gelegenheiten zur Rückkehr abzuschneiden, die Märtyrerkrone aber noch sicherer zu erlangen, hatte er gewünscht, von Mexiko nach Japan gesandt zu werden. Nachdem er nun in Mexiko seine Studien gemacht, in Los Angelos und Oaxaca Grammatik gelehrt und sein drittes

Probejahr beendet hatte, wurde er in die Mission der Tepehuaner geschickt.

Nach einem kurzen Apostolat schon sollte der erst Einunddreißigjährige die doppelte Krone der Jungfräulichkeit, die er immer bewahrt hatte, und des Martyriums erlangen.

P. Johannes del Valle.

P. Johannes del Valle, in Vittoria in Spanien 1576 geboren, war sehr jung in die Gesellschaft Jesu eingetreten und wurde schon als 18jähriger Scholastiker nach Mexiko geschickt. Nach Vollendung seiner Studien konnte er zwölf Jahre in der Tepehuaner Mission für Christus arbeiten.

»Pater de Paz« (Pater vom Frieden), so nannten die Spanier noch lange nach seinem Tode den Diener Gottes, weil er es so ausgezeichnet verstand, Frieden zu stiften, und weil sein Antlitz und seine Seele bei all den Wechselfällen eines an Widersprüchen und Mühen reichen Apostolates stets auch den heiteren Himmelsfrieden zu bewahren wußte. Ja es hatte sich bei ihnen das Wort eingebürgert: »So wahr mir Gott die Seelenruhe und den Frieden des P. del Valle gebe!« Einst fing ein Indianer, durch eine apostolische Mahnung des Paters in Wut versetzt, an, ihm Ohrfeigen zu geben. Friede und Tröstung in der Seele, kniete der Pater »vom Frieden« nieder und ließ die Mißhandlung ruhig über sich ergehen.

Die Sanftmut und Friedensliebe des Paters del Valle war aber keine Schwäche. Weit gefehlt. Er war es, der nach Überwindung der größten Schwierigkeiten sich bei Gründung der Dörfer S. Catarina und Zape die ausgezeichnetsten Verdienste erwarb. Oft brachte er acht Monate des Jahres auf mühseligen Wanderungen zu, bei denen ihn nichts vor den Unbilden der Witterung schützte, nicht einmal sein altes kurzes Kleid, unter dem noch ein Bußkleid war. In seiner Güte ging er so weit, nicht nur die Indianer das Pflügen usw. zu lehren, sondern auch für sie zu kochen, wenn sie arbeiteten, und wie ein Taglöhner beim Bau der Kirchlein, die er für sie errichtete, sich abzumühen.

Den Frieden in seiner Seele und die erfolgreiche Friedenstätigkeit verdankte P. del Valle nicht zum geringsten Teile seiner

großen Verehrung der Königin des Friedens. Dieser Königin hatte er sich auf einem Blatt, das er mit seinem Blute geschrieben, zum Diener geweiht; zum fortwährenden Zeichen dieses Dienstverhältnisses trug er ihren Rosenkranz um den Hals; ihr schenkte er alle guten Werke, die er an ihren Festtagen und den Samstagen des Jahres verrichtete. Tags und nachts besuchte er mehrere Male jenes heilige Bild seiner Königin, das einst gleich ihm beim Martyrium mit Pfeilen sollte durchbohrt werden. Und vor seinen apostolischen Arbeiten wandte er sich immer wieder an sie um Weisheit und Rat, an ihre Macht und Liebe um Schutz. Auch andere leitete er, besonders durch Stiftung frommer Vereine, zur andächtigen Verehrung der Gottesmutter an.

War es Zufall, daß dem Diener Gottes gerade dann die Krone des Martyriums zuteil wurde, als er in der Freude seines Herzens seine Mitbrüder um sich versammelte, um in seiner Station ein besonderes Fest seiner Königin zu feiern?

P. Ludwig de Alabez.

P. Ludwig war der jüngste der Märtyrer im Gebirge der Tepehuaner. Er war wie eine zarte Lilie auf dem Boden Mexikos gewachsen, immer der göttlichen Gnadensonne zugewandt.

Im Jahre 1589 in Oaxaca geboren — seine Eltern waren Herren eines mexikanischen Ortes — ward er zuerst in seiner Vaterstadt der Lateinschule, dann in Mexiko dem Kolleg von St. Ildefons anvertraut, beides Anstalten der Gesellschaft Jesu. Über sein Noviziat, das er 1607 begann, schrieb der Novizenmeister, P. Arnaya, nach seinem Tode an den P. General Vitelleschi: »Wir vermeinen, daß Ludwig immer die Taufunschuld bewahrte. Er war schon von jungen Jahren an ein Spiegel großer Demut für alle. Mit solcher Sorgfalt wachte er über sein Gewissen, daß er jeden flüchtigen Gedanken, jede kleine Unbedachtsamkeit durchforschte».

Auch in der Mission, in die er sofort nach den theologischen Studien, dem Priestertum und dem dritten Probejahr gesandt worden war, blieb sein Geist mit Gott in den drei bis vier Gebetsstunden so vereint, daß er im Hause oder auf dem Wege

stets gesammelt erschien. Seine Herzensreinheit verteidigte er durch eine große Wachsamkeit über seine Sinne, der er Bußgürtel und häufige Geißelung zufügte, vor allem aber durch eine zarte Andacht zur Jungfrau der Jungfrauen. Seine Güte war so groß, daß er seinen Unterhalt mit den Indianern teilte und selbst in äußerster Armut sein Leben fristete. Schlecht sollten bald die Undankbaren seine Liebe lohnen. Von seiner himmlischen Mutter soll er früh erfahren haben, daß er und seine Gefährten als Märtyrer fallen würden.

Das Martyrium.

Das Schmerzenskind der Patres in Mexiko war seit geraumer Zeit gerade das Missionsgebiet der Tepehuaner. Trotzdem die sieben Missionäre heiligmäßige Männer waren, war die Zahl der Bekehrten viel geringer als in den andern Missionen; sie hatte bis nach zehn Jahren die Zahl von 3—4000 nicht überstiegen. Dazu schienen die christlichen Wahrheiten weniger tief in das Herz der Tepehuaner einzudringen als in das der andern Völker. Im Jahre 1616 machte der Geschichtschreiber der mexikanischen Jesuitenmission, P. Andreas Perez de Rivas, eine Reise, deren Weg ihn durch die Missionsbezirke der Tepehuaner führte, und da berichtet er folgende Beobachtung: »Als ich den Weg von Sinaloa nach Mexiko machte, traf ich mit einigen der Patres zusammen, die die Siedlungen der Tepehuaner besorgten, und sie nahmen mich mit, damit ich einige ihrer Dörfer besichtige. Der Besuch brachte mir zwei Erkenntnisse: die eine war das Neue an dem Volke, daß ich bei ihm nicht jene Anhänglichkeit an die Kirche bemerkte, die ich bei unseren christlichen Völkerschaften in Sinaloa erfahren hatte; die Tepehuaner lebten nicht christlich, zeigten nichts Christliches, noch bestand bei ihnen jener freundliche Verkehr mit den Patres, ihren Seelsorgern, wie ich das bei andern Völkerschaften wahrnahm.«

Im gleichen Jahre 1616 stand ein berühmter Zauberer unter den Tepehuanern auf. Mit einem Götzenbild eilte er umher, gewann viele Heiden und stachelte auch Christen zum Abfall auf. Er und seine Anhänger beschlossen, mit einem Schlage alle Missionäre und mit ihnen das Christentum auszurotten. Auch

die Spanier sollten nicht geschont werden. Dann könnten die Tepehuaner zu ihrem früheren Leben zurückkehren.

Am 21. November, dem Fest der Darstellung Marias im Tempel, wollten die beiden Seelsorger des Bezirkes Zape oder S. Ignacio, die uns schon bekannten innigen Verehrer der Gottesmutter, P. del Valle und P. de Alabez, ein neues Bild der himmlischen Jungfrau in ihrem Kirchlein aufstellen. Vorher aber sollte dieses Bild, das bestimmt war, ein Gnadenthron für die ganze Gegend zu werden, in feierlichen Prozessionen und andern Festlichkeiten von dem Volke gleichsam Besitz ergreifen. Zu dieser Feier hatten die zwei Patres alle Missionäre des Gebietes eingeladen. Dies schien den Verschworenen die beste Gelegenheit zu sein, alle Missionäre auf einmal aus dem Wege zu räumen. Ein Zufall veränderte aber in etwa ihren Plan.

Einige Tage vor dem 16. November zog ein Missionär der Tapuas, P. Ferdinand de Tobar, durch das Land der Tepehuaner. Er wollte, wie oben berichtet, nach der Hauptstadt und führte Gerätschaften mit sich, die zum Teil für den heiligen Kult bestimmt waren. Das reizte die Habsucht der Wilden. Sie erwarteten den Diener Gottes in S. Catarina, einem südlich von Zape gelegenen Orte. Während sie ihn ergriffen, begann er ihnen von Christus zu predigen. Aber es schallten ihm die Worte entgegen: »Laßt uns sehen, ob sein Gott diesen heiligen Mann auferweckt! Was brauchen wir noch Leute, die nichts anders können, als uns »Vater unser« und »Gegrüßet seist du, Maria« zu lehren.« Sie töteten den Pater und scheinen ihren Festschmaus an ihm gehalten zu haben; man fand später nur ein Schienbein von ihm.

Da nun so die Ausführung des Planes schon vor der festgesetzten Zeit begonnen hatte, sollte auch der Hauptschlag nicht auf den 21. verschoben werden. Gleich am folgenden Tage, am 17. November, griffen die Indianer drei Dörfer an. Das erste war Atotolnico, südlich von S. Catarina gelegen. Fast alle Spanier wurden niedergemacht, unter ihnen zwei Franziskaner, die sich gerade auf der Durchreise im Dorfe befanden und von denen der eine, P. Guttierez, mit dem Kruzifix in der Hand die Mörder ermahnte, das Haus Gottes, in das sich die Spanier geflüchtet hatten, heilig zu halten.

Fast zur selben Zeit erfuhr das gleiche Schicksal die nahe Hauptstation Papazquiero. Sie lag nur etwa 30 Meilen von Durango entfernt. Als die im Dorf wohnenden Missionäre, Bernhard de Cisneros und Diego de Orosco, die beiden unzertrennlichen Gefährten im Noviziat, auf der Reise und in der Mission, den Überfall sahen, flüchteten auch sie mit den andern Spaniern und den christlichen Indianern in die Kirche. Die Spanier verteidigten sich mehrere Stunden. Da gebrauchten die Indianer eine List. Wie wenn sie am Erfolge verzweifelten, zogen sie sich mit Ausnahme einiger weniger zurück. Letztere näherten sich bald der Kirche und taten, als ob sie ihre Tat bereuten und die Patres aus ihrer Lage befreien wollten. Man glaubte ihnen nur zu leicht und hielt, um Gottes Schutz zu erflehen, eine Sakramentsprozession. P. Diego de Orosco trug das allerheiligste Sakrament und ein spanischer Offizier ein Muttergottesbild. Eben war die Prozession auf dem nahen Friedhofe angekommen und hatte einer der Patres begonnen, einige Worte an die Andächtigen zu richten, da hallte plötzlich der ganze Ort von Kriegslärm wider, zahlreiche Indianer stürzten sich auf die Prozession. Dem P. de Orosco schlugen sie die Monstranz aus den Händen und zertraten die heilige Hostie. Ihn selbst hoben acht Indianer in die Höhe und wiederholten dabei spöttisch die Worte, die sie bei der Messe so oft gehört hatten: »Dominus vobiscum«, »Et cum spiritu tuo«. Dabei durchbohrte ein Pfeil seine Schulter. Er sank zu Boden. Einige hielten die Arme des Missionärs in Kreuzesform ausgebreitet, und unterdessen spaltete ein anderer mit einer Axt den ganzen Körper von oben bis unten. Seine letzten Worte waren: »Meine Kinder, tut mit mir, was ihr wollt, denn ich sterbe für meinen Gott, dem ich alles schulde, was ich bin.« P. de Cisneros töteten die Wilden mit Lanzen und Keulen.

Noch mehr der Opfer sollte das nördlicher gelegene Zape sehen. Dort hatte der große Marienverehrer P. del Valle das Marienfest vorbereitet, dorthin hatten sich der Superior der ganzen Mission, P. Fonte, mit P. Moranta zur Festfeier begeben; auch einige Spanier waren herbeigeeilt. Von diesen retteten sich mehrere bei dem nun folgenden Blutbad. Die vier Missio-

näre aber wurden grausam erschlagen. Ihre Leichen ließen die Barbaren entkleidet und unbegraben liegen; nach etwa drei Monaten fand man sie. Es war ein erbaulicher Anblick! Drei Patres trugen noch den Bußgürtel, P. del Valle hatte um seinen Hals das Papier, auf das seine Weihe an Maria geschrieben stand.

Noch fehlte das letzte der Opfer, dem Gottes Güte bei dieser Verfolgung die Krone des Martyriums zugedacht hatte: P. Ferdinand de Santaren. Er war damals Seelsorger einer Niederlassung bei den benachbarten Gigimexas, mußte aber gerade in Angelegenheiten seiner Mission nach Durango. Das hörten die Patres in Zape und so baten sie den hochverehrten Mitbruder, bei der Aufstellung des Muttergottesbildes zugegen zu sein. P. de Santaren machte sich auf den Weg. Am Morgen des 18. November langte er im Dorfe Tenerapa an. Erstaunt und betrübt, das Kirchlein verwüstet zu finden, verzichtete er darauf, die heilige Messe zu lesen, und zog voll trauriger Gedanken weiter. Bald hörte er von weitem Stimmen und fand sich an einem Bache plötzlich Tepehuanern gegenüber, die ihn angriffen. Mit seiner gewöhnlichen Güte fragte er sie, warum sie ihn denn töten wollten. Ihre Antwort bestand in Säbelhieben auf sein Haupt. Seine Leiche warfen sie in den Bach.

So war in ein paar Stunden die Tepehuaner-Mission verwüstet und nur einer von den Missionären, der gerade abwesend war, P. Andreas Lopez, übriggeblieben.

Schon vor Ende des folgenden Jahres, 1617, hatte der spanische Gouverneur von Neu-Biskaya, Gaspar de Alveaz, in mehreren Streifzügen die Verbrechen der Tepehuaner bestraft. Während sich von den andern Missionären nichts mehr fand, konnte der Gouverneur zu seiner größten Freude die heiligen Leiber der vier in Zape ermordeten Missionäre nach Durango überführen. Viele Vornehmen und andere Einwohner der Stadt zogen den Reliquien entgegen, die zuerst einige Tage in der Kirche der Franziskaner niedergesetzt wurden. Von dort geleiteten sie am 7. März, dem Feste des heiligen Thomas von Aquin, die Franziskanerpatres in Prozession zur Kirche der Gesellschaft Jesu. Von dieser war eine andere Prozession ausgezogen: Der Klerus

der Stadt mit dem Generalvikar, die Patres und die Zöglinge des Kollegs, deren Häupter mit Blumen geschmückt waren. Mit diesen allen vereinigte sich das Volk unter Musik und Geschützsalven. In der Kirche wurde dann eine feierliche Messe gesungen und eine Predigt zu Ehren der tapferen Streiter gehalten.

An den General in Rom sandte man die Beschreibung des Martyriums und die Bilder der Märtyrer. Am 2. April 1618 antwortete er, er habe die Bilder malen lassen; mit großer Erbauung habe man ihre Taten und ihren Tod gelesen. Sehr werde man diese acht der Eingeborenensprache kundigen Patres vermissen, die durch die Tepehuaner gemartert worden, aber Gott werde für neue und eifrige Arbeiter in seinem neuen Weinberge sorgen, der von dem Blute der Diener Gottes befruchtet sei[1].

Die Erwartung sollte bald in Erfüllung gehen. P. Lopez, der einzige übriggebliebene Missionär, erreichte in seiner Klugheit und Milde, daß der Gouverneur denjenigen aus den Tepehuanern, die sich reuig erwiesen, verzieh und führte sie dann, in die verlassenen Dörfer zurück. Erst mußte einer, dann vier Mitarbeiter zur Hilfe gesandt werden. Nach sieben Jahren, 1628, konnte man die Mission wieder als hergestellt betrachten. Als in diesem Jahre der Bischof von Durango die Mission besuchte, sandte er ein Glückwunschschreiben an den Provinzial wegen der herrlichen Erfolge in so schwierigen Verhältnissen. Und als P. Rivas nach etwa zwölf weiteren Jahren seine Geschichte der Jesuitenmission schrieb, konnte er den Bericht über den Aufstand der Tepehuaner mit den Worten schließen: »Obwohl die Tepehuaner-Mission infolge des Schlages, den sie durch den Aufstand erlitt, viel weniger Leute zählt, so ist doch der Zustand der christlichen Religion in ihr besser als früher und erhält sich darin bis heute in tiefem Frieden.«

2. Im Lande der Tarahumaren.

Das mächtige Gebirge, das sich vom Norden Amerikas bis zu dessen Südspitze, dem Kap Horn, hinzieht, trägt im jetzigen Föderalstaat Chihuahua auch den Namen Sierra Tarahumara.

[1] M. Astrain V 548—549.

Es erfüllt den ganzen westlichen Teil dieses Staates, dessen Grenze es gegen Sonora bildet, und zeigt gigantische Bergspitzen, unergründliche Schluchten und schwer zugängliche Täler.

Die Mission in diesem Berglande hatte nach den Versuchen des eifrigen P. Fonte, 1607—1612, mehr oder minder geruht; 1631 wurde sie durch die Bemühungen der Patres Johann de Heredia und Gabriel Diaz fest begründet und nahm einen ständigen, wenn auch nicht raschen Fortgang. Da unterbrachen außerordentliche Ereignisse die ruhige Entwicklung der Mission.

P. Kornelius Beudin, genannt Godino († 1650).

Seit 1647 wirkte dort P. Kornelius Beudin, den Gott von Flandern zu den Gebirgen Mexikos geführt hatte. In Gravelingen 1615 geboren, fühlte er sich von Kind an besonders zur Mutter Gottes hingezogen. In kindlichem Eifer baute er ihr im Elternhause ein Altärchen, stellte ihr Bild darauf und verrichtete dort gern kniend seine Gebete. Alle Samstage lud der Kleine die Hausgenossen dahin zu einer religiösen Feier ein. Er zündete dann viele Kerzen auf seinem Altärchen an und schmückte es mit Blumen, und dann sangen alle vor dem Marienbild die Lauretanische Litanei und verrichteten andere Gebete. Während Kornelius später in Bergues am Kolleg der Gesellschaft Jesu studierte, war er ein eifriger Sodale der allerseligsten Jungfrau. Als er um Aufnahme in die Gesellschaft Jesu bat, mußte er, bevor man seiner Bitte willfahrte, ein Jahr die untersten Klassen leiten. Die Probe fiel zur vollen Zufriedenheit aus. So überschritt er dann im April 1635 die Schwelle des Noviziates in Mecheln, wo das Andenken an das heilige Beispiel eines Johannes Berchmans noch sehr lebendig war.

Nach Beendigung der Theologie in Löwen lehrte P. Beudin die klassischen Sprachen und leitete den Gesangchor; 1647 machte er sein drittes Probejahr. Schon früh hatte er den Wunsch ausgesprochen, nach Japan gehen zu dürfen, um sein Blut für Christus vergießen zu können. Da aber die Reisemöglichkeiten nach dem Reiche des Mikado immer aussichtsloser wurden, bewarb er sich um die Mission von Mexiko. Er sollte hier finden, was er so sehnlichst begehrte: die Märtyrerkrone.

Vor seiner Abreise veranstaltete die Gymnasialjugend in Bergues eine Festfeier mit Theatervorstellung und Gedichten; dabei wurde er unter anderem als der künftige Hirt wilder Völkerschaften gefeiert. P. Beudin aber meinte, er müsse unter Wölfe sich begeben, die nach Blut dürsteten.

Auf der Reise, die von Kadiz aus nach Mexiko ging, war der Missionär ungemein freudig gestimmt und teilte diese seine heilige Freude auch den andern mit. Des Abends spielte er auf dem Verdeck für die ganze Schiffsgesellschaft Geige und sang Psalmen und fromme Lieder dazu. Selbst die Matrosen gewannen ihn so lieb und schenkten ihm ein solches Vertrauen, daß sie bei ihm beichteten. Die Überfahrt von Kadiz bis Vera Cruz dauerte vom 13. Juni bis 20. September. In Mexiko hätten ihn die Obern gern im Kolleg von Tepotzotlan zurückbehalten, oder in S. Gregor in Mexiko verwandt, wo Indianerknaben erzogen wurden. Dort sollte er eine der mexikanischen Sprachen lernen und die Indianer in Musik und Gesang unterrichten. Er aber bat die Obern, ihn unmittelbar für die Bekehrung der Heiden zu bestimmen, wo ihm auch das Martyrium winke, deshalb habe er ja seine Provinz verlassen.

Als P. Beudin zugleich mit einem andern, der Sprache schon kundigen Pater im Gebiet der Mission ankam, war die Lage unruhig. Zauberer trieben wie gewöhnlich ihr Unwesen und reizten die Heiden gegen das Evangelium und seine Verkünder auf. Deshalb befahl der Obere der Mission dem neuangekommenen Missionär, zunächst nicht in das Innere des Landes sich vorzuwagen. So war P. Beudin erst etwa ein Jahr lang oder mehr in Außenstationen beschäftigt. Während dieser Zeit lernte er mit großem Fleiß und Erfolg zwei der schwierigen Indianersprachen so gut, daß er geläufig in ihnen predigte.

Nach einem Jahre lauteten die Nachrichten besser. Der spanische Gouverneur unternahm nun Schritte, die Tarahumaren zu bewegen, sich in der Nähe des spanischen Städtchens Aguilar anzusiedeln. Die geistliche Sorge für diese Dörfer übergab er den Vätern der Gesellschaft Jesu. P. Beudin unterstützte in allem die Gründung dieser Reduktionen. Er half den Indianern beim Bauen ihrer Hütten, errichtete Kapellen und stellte Kreuzbilder

vor ihnen auf. Eifrig unterrichtete er die Indianer in der heiligen Religion, wobei ihm seine Musik gut zustatten kam. Die göttliche Vorsehung gewährte dem Pater die Freude, auch den Erfolg seiner Mühen zu sehen und viele Indianer taufen zu können. Sie nahmen das christliche Leben gut in sich auf und betätigten es eifrig in religiösen Übungen.

Etwa zwei Meilen von Aguilar hatte P. Beudin ein Dorf von Tarahumaren angesiedelt, das den Namen Papigochi führte. Auch ein Kirchlein hatte er dort gebaut und ein hohes Kreuz vor demselben aufgepflanzt. Es sollte sein eigenes Todeskreuz werden.

Einige Tage vor Pfingsten 1650 führte ein Indianer einen Freund unter seine Stammesgenossen auf einen Berg, zeichnete ein Kreuz auf den Boden und sprach zu ihm: »Siehst du dieses Kreuz? Das ist es, woran die Spanier sich halten; aber ich werde diesem Wege nicht folgen. Ich habe schon alle meine Leute zusammengerufen, damit wir den Pater töten und alle die andern, die in diesem Land sich aufhalten. Und wir werden sehen, ob ihr Gott sie vor unserer Wut errettet, sie zum Himmel hinaufhebt oder sie in den Wolken verbirgt oder die Erde öffnet, um sie zu beschützen.« Es war die gewöhnliche Gefahr dieser Missionen: Zauberer stachelten die Heiden auf, um durch sie das Christentum zu vernichten.

Am Morgen des 4. Juni, am Tage vor Pfingsten, eilte eine Schar dieser aufgehetzten Indianer noch vor Sonnenaufgang in das Dorf Papigochi und zündete das Haus der Patres an. Der wachehaltende Soldat und andere Hausgenossen flüchteten zur nahen Kirche. Aber die Pfeile der Indianer empfingen sie. Dem Pater, der mit dem Kreuze in der Hand sich seinen Mördern zeigte, warfen die Indianer einen Strick um den Hals, zerrten ihn damit vom Hochaltar der Kirche zum Friedhof, an den Fuß des Kreuzes, schlugen mit ihren Holzjäbeln auf sein Haupt und banden den toten Leib an das Kreuz.

Am gleichen Tage noch kamen die Spanier von Aguilar. Voll Ehrfurcht zählten sie all die Wunden, die der Märtyrer erhalten hatte und schrieben sie auf. Dann hüllten sie ihn in die Albe, die er in Aguilar zu tragen pflegte und begruben ihn

in der Reduktion. Den blutigen Strick, mit dem der Märtyrer gebunden worden war, erbat sich die Gemahlin des Gouverneurs von Neu-Biskaya und ließ ihn in silbernem Schreine bewahren.

P. Jakob Anton Basile. († 1652)

Der Martertod des Dieners Gottes Kornelius Beudin hatte dem betörten Volke der Tarahumaren einen eifrigen Apostel geraubt. Aber andere bewarben sich um das Glück, Erben seines Apostolates und, wenn es Gott gefalle, Teilhaber seines Martyriums werden zudürfen. P. Jakob Anton Basile ward diese Auserwählung von Gott zuteil.

Der Gouverneur von Neu-Biskaya selbst hatte diesen Mann für den Posten in jenen schwierigen, unruhigen Zeiten erbeten; so groß war der Ruf, den er sich in Mexiko durch seine ununterbrochene Missionierung der Indianer und Neger, Mestizen und Spanier erworben hatte.

Er hatte etwas Überraschendes an sich, dieser Mann aus der Fremde. Im fernen Kalabrien, in Bitonto bei Bari, hatte er schon als Kind ein Ansehen, wie es vom jungen Bernhardin von Siena berichtet wird; kam er in Gesellschaft, so nahm man sich unwillkürlich in acht und wagte kein ungeziemendes Wort. Als Basile im Noviziat zu Neapel sich befand und seine Mutter, wohl etwas ungestüm, ihn zu besuchen verlangte, suchte er auch ihr großherzigen Opfergeist einzuflößen, sandte ihr ein Kruzifix und begleitete das Geschenk mit den Worten, sooft der Wunsch sie beschleiche, ihren Sohn zu sehen, möge sie auf dieses Kruzifix hinblicken.

Seine äußere Erscheinung war ehrfurchtgebietend in ihrer stattlichen Größe, den feuriglebhaften Augen und vornehmen Gesichtszügen. Zugleich aber hatte er, wie die Zeugnisse aus seiner ganzen Tätigkeit in Mexiko übereinstimmend besagen, etwas ungemein Bescheidenes, Anziehendes und Liebenswürdiges an sich. Kein Wunder, daß alle den Eindruck von ihm in das Wort zusammenfaßten: »Er ist ein Engel.«

Als P. Basile für Mexiko bestimmt wurde, hatte er in einem Brief geschrieben: »Seit ich in die Gesellschaft eingetreten bin, habe ich nie so viel Tröstungen und Süßigkeit im Herzen em-

pfunden wie jetzt. Gepriesen sei Gott, der mir Willen und Kraft gab, seinem Rufe zu folgen.« Wie er aber 1650 in einem Briefe nach Neapel verriet, hatte er schon alle die neun Jahre seines Aufenthaltes in Mexiko die Obern angefleht, ihn für eine Mission zu verwenden wie die der Tarahumaren. Als er nun der unmittelbare Nachfolger des P. Beudin wurde, da schrieb er voll Jubel: »Ich weiß nicht, was für ein neues Glück mir im tiefsten Innern meiner Seele verheißen ward; aber ich bin nicht mehr Herr aller meiner seligen Gefühle.«

1651 in der Mission angekommen, arbeitete der hochherzige Mann aus allen Kräften daran, sie wieder zu neuer Blüte zu bringen. Er baute die Kirche, welche die Indianer in Papigochi zerstört hatten, wieder auf, schmückte sie mit Bildern, führte Gesang und Musik ein und errichtete Kreuze an denselben Orten wie früher. Wie in der Hauptstadt, so trug auch hier seine Liebe und Geduld den Sieg davon. Er besuchte seine Tarahumaren, sprach mit ihnen von ihren Angelegenheiten, pflegte ihre Kranken, unterrichtete zu ihrer Freude gleich in ihrer Muttersprache; mit einem Worte, auch hier war er wie ein Engel unter diesen armen Menschenkindern. Trotz der großen Schwierigkeiten schienen gute Früchte zu reifen. So schrieb er selbst an die Patres der Mission in Sinaloa, in seiner Gegend seien in den letzten fünf Jahren 15 000 unterrichtet worden. Unter den Getauften habe sich auch eine 150jährige Indianerin befunden, die eine Viertelstunde nachher gestorben sei.

Aber der Eroberungszug des Evangeliums sollte bei diesem störrigen und treulosen Volke bald wiederum unterbrochen werden. P. Basile befand sich gerade in Temaichique, einer Station, die acht Meilen von Aguilar entfernt war, da teilte ihm ein treuer Kazike, Don Pedro, mit, einige unruhige Elemente trieben wieder ihr Unwesen und verbündeten sich mit den Heiden. Wenn der Pater nun einwillige, wolle er ihn nach S. Philipp oder einem andern Posten in Sicherheit bringen. P. Basile dankte für die Treue und Liebe, fügte aber bei, er sei der gemeinsame Vater aller, nicht nur der Bekehrten, sondern auch der Taufbewerber und der spanischen Altchristen, die er in den Stunden der Gefahr nicht verlassen dürfe, damit sie nicht ohne Beichte

stürben. Er bat nur um einen zuverlässigen Boten, den er zum Gouverneur von Neu-Biskaya, Diego Guajardo, schicken könne. Diesem gab er in einem Brief kurze Nachricht von der Gefahr, in der Aguilar und Papigochi schwebten, und verabschiedete sich von ihm auf ein Wiedersehen im Himmel.

In Papigochi angekommen, wartete P. Basile seines Amtes als Beichtvater bei den spanischen Soldaten und den christlichen Indianern, gab den zum Tod Geweihten die heilige Wegzehrung und ermunterte alle zu einem des Christen würdigen Tode. Die Indianer rückten heran und steckten das Fort in Brand. Der Pater eilte in die naheliegende Kirche, wo er von einer Anzahl von Pfeilen durchbohrt wurde. Gleich P. Beudin ward dann auch P. Basile zu dem nahen Kreuze geschleppt und zum Spott an dem einen Querbalken aufgehängt; an dem andern hängten sie seinen treuen Diener, den Indianer Philipp.

Bei dem Toten fand man einen Brief an einen Pater auf den Philippinen, in dem er seiner Sehnsucht nach dem Martyrium Ausdruck verleiht. Sein heiliger Leib ward in dasselbe Grab gelegt, in dem sein Vorgänger auch seine Ruhestätte gefunden hatte.

In dem kanonischen Prozeß, der zwei Jahre später in der Bischofsstadt Durango über das Martyrium der beiden Patres Beudin und Basile geführt wurde und der noch heute im Archiv der Gesellschaft Jesu sich findet, berichten viele Zeugen unter Eid: Im Augenblicke des Todes habe sich die Seele des Märtyrers aus seinem Körper in sichtbarer Gestalt losgerungen. In der Gestalt eines wunderschönen Kindes sei sie von zwei Engeln zu den Wolken emporgetragen worden — ein Fürbitter mehr am Throne Gottes für das harte Volk, ein Unterpfand mehr des Erfolges, der auch hier nicht ausblieb.

P. Hermann Glandorff[1]. († 1763)

Etwa 70 Jahre waren seit dem Martyrium der Patres Beudin und Basile vergangen, da langte 1719 ein Mann in Mexiko

[1] Bartolomeo Braun S. J., Vida, virtudes y santa muerte del P. Fr. H. Glandorff S. J., Mexico 1764. — Weltbott No. 654, 657, 662, 664, 753. — Mehrere Briefe im Privatbesitz. — Platzweg S. J.,

an, der in besonderer Weise auf den Ehrennamen eines Apostels der Tarahumaren Anspruch hat: P. Hermann Glandorff.

Der Diener Gottes, der kurz vor der Aufhebung der Gesellschaft die Taten und die Wunder eines heiligen Franz Xaver zu erneuern schien, war ein Sohn des Westfalenlandes. Geboren am 28. Oktober 1687 zu Osterkappeln bei Osnabrück, trat er nach Vollendung der philosophischen Studien am 23. Mai 1708 zu Trier in die Gesellschaft Jesu ein. In seinem Heimatsorte hatte er den Namen »Vater der Armen« und während des Studiums den noch ehrenvolleren »der studierende Apostel« erhalten. Ein Mitnovize von ihm war der berühmte Trierer Prediger Franz Hunolt. Der Gelübdeablegung im Jahre 1710 folgte ein Jahr der Vorbereitung auf die Lehrtätigkeit in den klassischen Sprachen, das er zu Geist bei Oelde (Münsterland) zubrachte. Rektor des Hauses, das zugleich die Priester beherbergte, die nach den höheren Studien das dritte Probejahr machten, war damals der bekannte aszetische Schriftsteller P. Johann Dirckinck. Von 1711—16 lehrte Fr. Glandorff im Kolleg zu Jülich von Jahr zu Jahr eine höhere Klasse. Zuletzt leitete er auch eine Kongregation von Handwerkern.

Schon im ersten Jahre des theologischen Studiums, das er 1716 in Paderborn begann, richtete er am 16. November an den Ordensgeneral Tamburini die Bitte, in die auswärtigen Missionen gesandt zu werden; es sei ihm einerlei, in welche. »Am liebsten freilich wäre mir ein Land, wo die Hoffnung auf den Martertod mir winkt.« Vor mehr als acht Jahren habe nach dem Urteil seines Obern der gekreuzigte Heiland diese Sehnsucht in sein Herz gelegt. Die Antwort des Generals, er habe ihn in die Liste der Missions-Freiwilligen eingetragen, machte ihm, wie er am 21. Januar 1717 erwiderte, »eine unbeschreibliche Freude. Das bezeugen Ihnen die Tränenströme, die aus meinen Augen flossen. Das bezeugen Ihnen die Geißelstreiche, mit denen ich Gott, meinem Gläubiger, bezahlte, was ich ihm schuldig war.« Er bittet um die Vergünstigung, die Priesterweihe eher als die

Lebensbilder deutscher Jesuiten in auswärtigen Missionen, Paderborn 1882. — St. Elisabeth-Blatt, Kassel 1894 S. 405—415, 437—442 (Vortrag des Oberstleutnant Otto Engelbert Freiherrn von Brackel).

andern empfangen zu dürfen, sobald er »die Moral und die andern notwendigen Fächer« beherrsche. Tamburini schlug die Bitte ab, obwohl er den »freudigen Heldenmut«, wie er sich äußert, lobte. Aber Gott fügte, daß dem Wunsche des apostolischen Mannes im folgenden Jahre dennoch entsprochen wurde. Die Not der Missionsländer ließ den General, so schreibt er Ende 1717 an den Provinzial der niederrheinischen Provinz, »Ihre und Ihrer Provinz Liebe anrufen. Empfinden Sie es nicht zu hart, wenn ich Sie bitte, den P. Eberhard Hellen und den Carissimus Hermann Glandorff der mexikanischen Provinz zu überlassen. Letzterer wurde mir für die Missionen sehr empfohlen.« So wurde denn der Frater anfangs 1718 auf Schloß Neuhaus, der Residenz der Bischöfe von Paderborn, zum Priester geweiht. Den vierjährigen Kurs der Theologie mußte er aber in Mexiko beenden. Am Tage bevor er und sein Gefährte, P. Hellen, von Amsterdam nach Spanien abfuhren, schrieb P. Glandorff dem P. General: »Freudigen Herzens danke ich Ihnen, hochwürdigster und im Herzen Jesu Christi, unseres Herrn, einzig geliebter Vater, für meine Bestimmung nach Amerika. Den Dank wollte ich eher mit der Tat als mit Worten beweisen. Deshalb habe ich das erste heilige Opfer am Altare für Sie, Paternität, Gott dargebracht. Um auch fernerhin mich dankbar zu zeigen, werde ich noch fünfzig heilige Messen für Sie lesen. Außerdem will ich mein Leben lang in allen heiligen Messen und apostolischen Arbeiten an Sie, hochwürdigster und in Christo geliebtester Vater, denken.«

In Spanien mußten die beiden Missionäre fast ein ganzes Jahr auf eine Fahrgelegenheit warten. So fanden sich allmählich zwanzig bis dreißig Patres und Scholastiker ein, die im Frühjahr 1719 zusammen die Reise nach dem Hafen von Vera Cruz antraten. Die niederrheinische Ordensprovinz hatte keine geringen Opfer gebracht. P. Hellen, aus Xanten gebürtig, hatte, wie 1717 an den General berichtet wurde, »in Aachen mit vielem Lob die spekulative Theologie gelehrt«. Und die vertraulichen Berichte der deutschen Obern an den Ordensgeneral über P. Glandorff stimmen darin überein, daß seine allseitige Begabung für die Wissenschaft sowohl wie für die Seelsorge zu den größten Hoff-

nungen berechtige. Nicht anders lautete das Urteil der mexikanischen Obern.

Aber Gottes Stimme rief den jungen, hoffnungsvollen Pater zu den ungebildeten und barbarischen Indianern. Und Gottes Ruf opferte sowohl P. Glandorff alle seine Fähigkeiten, als auch die Obern ihre andersgerichteten Hoffnungen.

Etwa 1722 ging P. Glandorff in die Mission des Tarahumaragebirges im nördlichen Mexiko. Er wollte seine Missionstätigkeit mit der Nachahmung seines großen heiligen Vorbildes, Franz Xaver, beginnen und bat, auf das Reittier, das ihn die mehreren hundert Meilen in seine Mission tragen sollte, verzichten zu dürfen; auch Xaver habe ja seine Wege zu Fuß gemacht. Der Obere antwortete, Xaver sei ein Heiliger gewesen, der Wunder gewirkt habe. Darauf bemerkte P. Glandorff einfältigen Sinnes, wenn es auf Wunder ankomme, so könne er es, mit Gottes Hilfe, dem heiligen Franz Xaver nachmachen. Schon in Deutschland hatte der Frater, als er einst mit einem Mitbruder am Ufer des Rheines spazieren ging, geäußert, so die Ehre Gottes es verlange, wolle er sich getrauen, ohne unterzusinken, über den Rhein zu gehen.

Zuerst wurde der Neuling nach Carichic gesandt, um von einem erfahrenen deutschen Missionär, P. Jos. Neumann, in die Missionstätigkeit eingeführt zu werden. Nach einem Jahre vertauschte P. Glandorff diese leichtere Station mit Tomochic, wo er bis an sein Lebensende arbeiten sollte.

Tomochic liegt in Tarahumara Alta. Glandorff selbst nennt in seinem Bericht das Gebiet »eine furchtbare Wildnis«, und ein deutscher Ordensmann, der 1752 den Pater besuchte, schrieb dem damaligen Rektor des Kölner Kollegs, P. Ludwig Dötsch, diesem Lande komme wegen seiner »kontinuierten und greulichen Gebirge kein Sauerland, kein Tirol und was immer er für Gebirge in Europa gesehen, gleich.« Es sei menschlicherweise fast unmöglich, dort zu Fuß zu gehen. Alle Missionäre besuchten die zu ihrem Bezirk gehörigen Ortschaften zu Roß. »Die Wege waren noch erschwert«, so beschreibt v. Brackel[1] die Gegend, »durch die wilden Schluchten und Erdspalten, Barrancas genannt,

[1] St. Elisabeth-Blatt, Kassel 1894, S. 405 ff. 437 ff.

welche in diesen Gebirgsgegenden häufig sich finden und den Wanderer zwingen, meilenweite Umwege zu machen, um endlich den Punkt zu finden, wo er dieselben oft mit Lebensgefahr durchschreiten kann.«

All die 40 Jahre machte P. Glandorff diese Wege zu den 20—30 Stunden voneinander entfernten Dorfschaften und Einzelbehausungen — der nächste Missionär wohnte 50 Stunden entfernt — zu Fuß. Und diese Wanderungen waren etwas Tagtägliches. »Oft mußte er«, fährt v. Brackel fort, »zu den höchsten und weitest entlegenen Gebirgskuppen hinaufsteigen, um mit apostolischem Eifer dorthin entflohene Neophyten zurückzuführen; oder er mußte hinauswandern, um Kranke zu besuchen, Sterbende zu versehen, so daß es geradezu in das Gebiet des Übermenschlichen gehört, welche Entfernungen P. Glandorff auf seinen ununterbrochenen Fußreisen durchwandert hat.«

»Durch Schnee und aufgeschwollenen Bach«, heißt es im Brief von 1750 nach Köln, »setzt er über in den Armen zweier Indianer, ob ihm schon das Wasser bis an den Hals kommt, und setzt darauf seine Reise zu Fuß fort und läßt sich die Kleider am Leibe trocknen, wie er mir selbst bekennt.«

Die Mühsale dieser beständigen Märsche vermehrte um ein bedeutendes die Schnelligkeit, mit der der eifrige Missionär sie ausführte, eine Schnelligkeit, die in ganz Mexiko berühmt wurde. »Was es aber auf sich hat,« sagt von Brackel, »um durch solche Leistungen [in der Schnelligkeit der Fußmärsche] in mexikanischen Landen die Aufmerksamkeit zu erregen, davon macht man sich in Europa schwerlich einen Begriff, denn die Leichtigkeit mexikanischer Fußgänger übersteigt alle europäischen Anschauungen und Erfahrungen. .« Es war aber die Schnelligkeit des langen Westfalen so in aller Munde im Land der Tarahumaren wie im sonstigen Mexiko, daß sie noch am Ende des 19. Jahrhunderts sprichwörtlich war.

Es kann nach alledem nicht wundernehmen, daß der apostolische Mann im Schreiben an den deutschen Provinzial von den großen Gefahren redet, die er bei diesen Märschen laufe, und hinzufügt: »Die nächsten Folgen solcher außerordentlichen Anstrengungen waren gewöhnlich schwere Krankheiten, welche

mich daniederwarfen.« Noch 1750 berichtet er einem Mitbruder von nicht kleinen körperlichen Leiden. Dennoch schreibt er 1752 dem Provinzial: »Ich befinde mich wohl und mit Hilfe meines Stockes schreite ich bei Tag wie bei Nacht munter wie ein Hirsch über Berge und Täler.«

Die Schwierigkeiten wurden doppelt fühlbar durch die große Armut des Missionärs. Die 300 Piaster, die die Regierung den Missionären als Unterhalt angewiesen hatte, und von denen noch die Kirchensachen bestritten werden mußten, genügten bei dem überaus hohen Preis mancher Gebrauchsgegenstände in Mexiko auf keine Weise. »Die ersten achtzehn Jahre«, so bekennt er selbst, »habe ich unter vielen, sehr harten Entbehrungen zubringen müssen, und um von anderm zu schweigen, nicht einmal Brot genossen.« Seine Unter- und Oberkleider bestanden aus tausend Lappen. Noch jetzt sieht man in Mexiko seinen vielfach gestopften und geflickten Mantel. In späteren Jahren besserten sich die äußeren Verhältnisse der Station, seine persönliche Lebensführung blieb aber immer sehr streng. Hier in Tomochic legte Glandorff 1725 auch die Profeßgelübde ab.

Aber die größte Schwierigkeit des Apostolats unter den Tarahumaren lag in den Indianern selbst, in ihrer unglaublichen geistigen Beschränktheit, wenn es sich um Auffassung der Glaubenswahrheiten handelte, und in ihrem entsetzlichen sittlichen Zustand, besonders in der Trunksucht und Unzucht. Der Erfolg pflegte äußerst gering zu sein, und die Entmutigung lastete wie ein Alp auf den meisten Missionären. So wenigstens etwa 40 Jahre vor der Ankunft des P. Glandorff.

»Diese Gegend,« so schreibt Glandorff selbst, »war zwar längst zu einer Missionsstation ausersehen worden, aber die Heiden hierselbst sind so wilde, ungesittete und barbarische Menschen, daß jedem davor schaudert, bis ich mich endlich entschloß, in Gottes Namen dahin zu gehen und im Weinberge des Herrn unter diesen Wilden zu arbeiten.«

»Aber welch ungeahnte Schwierigkeiten stellten sich meiner Wirksamkeit entgegen! Die Indianer wohnten ganz zerstreut, zwischen unzugänglichen Bergen und Tälern, in Klüften und Höhlen und auf Klippen. Sowohl Getaufte als Ungetaufte lie-

sen halbnackt umher und lebten wie das Vieh, ja in gewisser Beziehung noch schlimmer als das Vieh. Ebenso zügellos in ihren Begierden und in ihrer wilden Lust wie die Heiden fand ich die Getauften. Sie wußten ebensowenig von Gott und waren den sinnlichen Genüssen ergeben. Welche Greuel ich zuweilen in Gesellschaft dieser Menschen erlebte, wird sich jeder leicht vorstellen, der sich in meine peinliche Lage hineindenkt.«

»Unter diesen Umständen schien es mir am wichtigsten zu sein, vor allen Dingen die Sprache dieser unglücklichen Menschen zu erlernen, um sich mit ihnen verständigen zu können. Mit der Gnade Gottes gelang mir dieses sehr bald.«

»Nachdem ich einige zuverlässige Männer zum Christentum bekehrt hatte, erwählte ich dieselben zu meinen Gefährten, mit welchen ich gemeinschaftlich die beschwerlichen Fußreisen unternahm, um die Wilden in ihren Höhlen und Felsenwohnungen aufzusuchen und sie durch Unterricht zur Erkenntnis Gottes und zu einem gesitteten Leben anzuleiten. Ich begann dies gottgefällige Werk gleichzeitig an fünf verschiedenen Orten, wobei ich jedoch Bedacht nahm, daß zwischen den ringsumher emporragenden Bergen eine nahe Ebene sich befand, wo größere Ansiedlungen möglich waren. Hier habe ich alsdann fünf verschiedene Kirchen erbaut: die erste zu Ehren der unbefleckten Empfängnis Mariä, die zweite zu Ehren des heiligen Michael, die dritte zu Ehren des heiligen Joseph, die vierte zu Ehren des heiligen Aloisius und die fünfte zu Ehren der Mutter Gottes zu Aranza. Unbeschreiblich groß war die Volksmenge, die nach diesen geweihten Orten strömte, um Gott den Herrn kennenzulernen, ihn zu loben und zu preisen. So bildeten sich denn durch die göttliche Hilfe und Vorsehung fünf große christliche Dörfer.«

»Anfangs zeigten sich mir diese Menschen ganz gefügig und unterwürfig. Sobald ich aber den Männern befohlen hatte, nur eine Gattin zu behalten und die übrigen Nebenweiber aus ihren Häusern zu entfernen, da ergrimmten alle so sehr gegen mich, daß sie mir nach dem Leben trachteten und meine Stellung unter ihnen höchst gefährlich wurde. Glücklicherweise entging ich allen ihren Nachstellungen, wie das Wild, dem man Netze legt und

Fallgruben gräbt. Ich muß daher denken, daß der Himmel mich nicht für würdig hielt, die Sache unserer heiligen Religion mit meinem Blute zu besiegeln. Denn oft bin ich auf die wunderbarste Weise gerettet worden.«

Den Hauptgrundsatz, den P. Glandorff bei der Sorge für die Indianer befolgte, teilte er 1745 in einem Briefe an P. Joseph Wilhelmi mit, der als Missionär auf Mindanao sich an seinen berühmten Landsmann um Belehrung gewandt hatte. »Die Indianer, die gegen Osten liegen, sind von den Meinigen an Sitten und Neigungen weit unterschieden, und es ist deshalb schwer, Regeln vorzuschreiben, die eigens zum Nutzen der Ihrigen wären. Dies allein rate ich, daß Euer Hochwürden gegen alle liebreich seien, mit keinem aber sich gemein machen; denn das erstere zieht reine Liebe, das letztere Geringschätzung nach sich. Und daß Sie Gott beständig vor Augen haben, um allem Unheil, welches manchen, auch Nichtmissionären, öfters begegnet, zu entgehen. Es ist eine gefahrvolle Sache, unter den Barbaren in Wüsteneien zu wohnen.«

Gott vor Augen bei dem gefährlichen Missionsberufe! Diese Mahnung, die er seinem Mitbruder auf den Philippinen zurief, hatte er immer selbst befolgt. Noch heute heißt eine Höhle bei Tomochic »die Höhle des P. Glandorff«. Dorthin zog er sich oft zu langem Gebete zurück. »Schon sein Angesicht ist der Ausdruck besonderer Tugend und zeigt eine Verbindung von ehrfurchtgebietender geistlicher Majestät und freundlicher Liebenswürdigkeit.« So gibt ein Landsmann, der um 1752 mit P. Emanuel Klöber den großen Missionär besuchte, den Eindruck wieder, den Glandorff trotz seiner westfälischen Hünengestalt auf ihn machte.

Liebreich gegen die Indianer! So lautete sein Wahlspruch. Man sah den P. Glandorff die Arbeiten beim Säen und Ernten leiten und Hilfe beim Bauen leisten. Von seiner Armut spendete er noch reichlich Almosen, so daß viele Indianer, seiner Hilfe beraubt, wohl verschmachtet wären. Er war es, der am Krankenbett stand und pflegte. Mit viel Liebe sorgte er auch dafür, das Begräbnis eines jeden seiner Indianer, mochte es auch der ärmste und verachtetste sein, mit möglichster Feierlichkeit

zu begehen. Er war der eifrige Katechet der Kleinen und der geduldige Lehrer der Großen. An seine Liebe wandten sich seine Mitbrüder und die Franziskaner in benachbarten Missionsstationen, wenn sie Hilfe benötigten, und immer beantwortete er getreulich, wie ein deutscher Mitbruder berichtete, alle die auf Sprache und Behandlung der Indianer gerichteten Fragen, die man ihm stellte.

Übernatürliche Liebe atmeten auch die Worte des P. Glandorff. Seine Indianer nannten ihn »den Pater, der immer von den himmlischen Dingen redet,« oder »der Pater, der immer von unserm Herrgott spricht«.

Liebevoll verteidigte er ferner seine Indianer. »In Sachen, die etwa die Unterdrückung armer Indianer betreffen oder die wider das Gesetz Gottes oder königliche Verordnungen gehen, ist er gar rauh,« schreibt der Mitbruder nach Köln, »er nimmt kein Blatt vor den Mund, wes Standes auch immer die Personen sind, mit denen er zu tun hat.«

»Liebreich gegen alle sein, zieht reine Liebe nach sich«, so hatte er seinem Ordensbruder zum Troste geschrieben. Er durfte es auch selbst voll Freude erfahren. Nach den großen Anfangsschwierigkeiten »fingen alle an,« so berichtet er, »mich armseligen Menschen so sehr zu ehren und zu lieben, daß sie, wenn ich krank bin, in der größten Betrübnis mein Lager und meine Stätte umstehen und selbst krank zu sein scheinen. Diese Liebe und Anhänglichkeit rühren aber hauptsächlich daher, daß sie die Überzeugung gewonnen haben, ihr Wohl liege mir am Herzen, und ich sei einzig und allein darauf bedacht, sie zeitlich und ewig glücklich zu machen.« Der Missionär sollte nach vielen Jahren ein andres Beispiel der Liebe erfahren, die er den sonst so selbstsüchtigen Herzen eingeflößt hatte. Voll Mitleid mit seiner Kränklichkeit und Unpäßlichkeit in späteren Jahren suchten sie einige Plätze auf den Bergen zwischen den Klippen auf, um dort etwas Korn, Weizen oder anderes Getreide für den Missionär anzupflanzen.

Die Liebe der Indianer zu ihm wandte Glandorff ganz auf Gott und die göttlichen Dinge, und viele dienten mit nicht geringem Eifer dem wahren Gotte. »Viele Tausende,« so drückt

er sich aus, »habe ich nach dem Himmel mir vorausgesandt«. Auch Indianer fremder Distrikte führte er zu seiner Hürde. Als z. B. einst wieder einer der häufigen Aufstände gegen die Spanier in einem benachbarten Bezirke niedergeschlagen war, wurden zahlreiche Eingeborene von den Spaniern geschlagen und in die Gebirge zurückgetrieben. Da wandten sich die königlichen Beamten und der Provinzial an unsern P. Glandorff. Und ihm gelang es, wie er berichtet, »die unglücklichen Vertriebenen zu meinen Dörfern zu führen, wo sie sich jetzt sehr gut betragen und im allgemeinen meine besten Pfarrkinder und Pflegebefohlenen sind«.

In einem Briefe an P. Hellen spricht P. Glandorff von den vielen Mühen, die ihm 663 Indianer, die von einer ansteckenden Krankheit ergriffen waren, zuerst gemacht hätten, aber auch von dem nicht minderen Trost, den sie ihm bereitet; er habe bald diese, bald jene auf den Tod vorbereitet, und einige hätten ihm ihre Sünden auf Hölzlein aufgezeichnet und ihm zugesandt, damit er sie lossprechen könne, wenn sie vielleicht bei seiner Ankunft die Sprache verloren hätten.

»Die Liebe und das Vertrauen zu der gebenedeiten Gottesmutter«, schreibt er an anderer Stelle, »sind unter meinen Pfarrkindern so groß, daß viele derselben am Ende ihres Lebens zu sterben verlangen, nur um desto eher bei Maria zu sein. Das Bildnis dieser heiligen Gottesgebärerin tragen sie zweimal wöchentlich in einer Prozession umher und stellen dasselbe zur Zeit der Dürre auf ihre Äcker, bis der Regen vom Himmel herabströmt und das Erdreich erfrischt.«

»Gewisse, welche abgefallen und zu ihrem früheren heidnischen Leben in die Wildnis zurückgekehrt waren, pilgerten beim Herannahen des letzten Augenblickes von acht Tagereisen entfernten Orten bußfertig, einen Stab in der Hand, hierher (nach Tomochic) und sind nach Ablegung der heiligen Beichte und Empfang der heiligen Wegzehrung glückselig im Herrn entschlafen.«

Es gefiel Gott, Glauben und Glaubensleben dieser neugegründeten Christengemeinden auch durch wunderbare Tatsachen zu beleben. Hier einige Züge, die P. Glandorff selbst nach Deutschland berichtete.

»Unzähligen Kranken scheint Gott das Leben so lange gefristet zu haben, bis sie die heiligen Sakramente und den priesterlichen Segen empfangen hatten; dann erst starben sie. So entschliefen namentlich meine Täuflinge Basilius, Ignatius und Franziskus, welche vier Tage sprachlos und fast ohne Lebenszeichen daniederlagen, bis ich meilenweit zu ihnen geeilt war und ihnen die Tröstungen unserer heiligen Religion gespendet hatte. Kaum war ich bei ihnen, so schlugen sie die Augen auf, erhielten die Sprache wieder, nur um beichten und den süßen Namen Jesus aussprechen zu können, unter dessen Anrufung sie alsbald den Geist aufgaben.« Im allgemeinen gab P. Glandorff dem Provinzial gegenüber seiner Überzeugung von Gottes vielfachem Eingreifen Ausdruck mit den Worten: »Ja, wollte ich hier alle außerordentlichen Begebenheiten anführen, welche sich während meiner langjährigen Wirksamkeit in dieser Gegend ereignet haben, so könnte ich mehrere Foliobände damit anfüllen.«

P. Glandorff macht im Schreiben an den Provinzial der niederrheinischen Ordensprovinz die Bemerkung, Gott tue bei diesen Indianern manches, damit sie nicht mehr an der Unsterblichkeit der Seele zweifelten, und erzählt im gleichen Briefe zwei sehr auffällige Begebenheiten. »Höchst wunderbar ist, was sich am Abend des 22. Mai 1747 zu Tomochic, dem Missionsorte, wo ich zu wohnen pflege, zugetragen hat. Hier sollte nämlich Anastasia, die verstorbene Ehefrau meines treuen Reisegefährten Lukas, beerdigt werden Schon war alles bereit, die Hingeschiedene zu ihrer letzten Ruhestätte zu tragen, als diese plötzlich zum Leben wieder erwachte, sich aufrichtete und sprach: »O meine Lieben, wie schön und herrlich sind die Wohnungen der Seligen über den Sternen! Nichts auf Erden gleicht dem Glanze, den ich schon erblickte So lieblich und angenehm hatte ich mir das Jenseits nicht vorgestellt. Doch ihr werdet bald alles mit eigenen Augen schauen und euch an diesem Anblicke ergötzen. Ich gehe euch voran, sehr bald werdet ihr folgen.« Als die Selige dies gesprochen, neigte sie, gleich einer geknickten Lilie, ihr Haupt, entschlummerte sanft und erwachte nie wieder. Mehr noch als dies erregten die Folgen dieses Auftrittes meine höchste Verwunderung; denn was die Hingeschiedene den Umstehenden im

prophetischen Geiste verhieß, das traf sehr bald pünktlich ein. Mit wenigen Ausnahmen starben die Anwesenden in kurzer Zeit nach Anastasia, und zwar vor allen andern ihr Ehemann Lukas, mein getreuer Gefährte, dessen ich nicht ohne Rührung gedenke.«

Dann berichtet Glandorff von einem verstorbenen Indianer namens Balthasar: »Er erschien ein ganzes Jahr hindurch zur Zeit des gemeinschaftlichen Abendgebetes und betete das gewöhnliche Gebet der Indianer, welches ich in ihre Sprache übersetzt hatte, in der Kirche mit den andern Gläubigen, und zwar mit lauter Stimme. Um dieses Wesen beten zu hören, versammelte sich alsdann das ganze Volk in der Kirche, welche deshalb manchmal bis zum Erdrücken voll war. Nach Verlauf des Jahres hörte man nichts mehr von dem Geiste.«

»Ein Indianer Thomas, welcher in der letzten Zeit seines Lebens mein treuer Knecht war und am 6. April dieses Jahres (1752) gestorben ist, sagte in seinen gesunden Tagen seinen Tod voraus. Als der Tod nahe war, eilte er in die Kirche, um sich die heilige Wegzehrung reichen zu lassen. Nachdem er diese empfangen, kehrte er wieder nach Hause zurück und verhielt sich ruhig. Innige Freude schien auf seiner Stirne zu ruhen, und frohlockend sprach er: »Sehet, mein Jesus steht mir bei, der mich liebt.« Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so sank er auf das Kissen und verschied. Ich bin der festen Überzeugung, daß er diese Vorahnung und die Gnade eines so freudigen Hinscheidens durch die Fürbitte der allerseligsten Jungfrau erhielt, welche er fortwährend mit der größten Andacht verehrte. In der ersten Tagesstunde, sobald er sein Lager verlassen hatte, pflegte er vor dem Muttergottesbilde zu knien und andächtig den heiligen Rosenkranz zu beten. Dies geschah mehrmals des Tages.«

Die Demut des heiligen Mannes bewog ihn, wie das so oft bei den Heiligen der Fall ist, von den Wundern zu schweigen, die Gott durch ihn selbst zugunsten seiner Indianer wirkte. Zeugen, die von der bischöflichen Behörde zu Lebzeiten des Dieners Gottes gerichtlich vernommen wurden, sagten aus eigener Wahrnehmung aus, daß er trockenen Fußes über die Flüsse setzte und auch Indianer, die ihn begleiteten und ihn z. B. zum Kranken

gerufen hatten, auf gleiche Weise wunderbar über die Wasser brachte.

Demut hatte den Ordensmann gelehrt, seine wissenschaftlichen Talente in diese Einöde zu vergraben, wo er nur mit den ungebildeten Menschen umgehen sollte. Demut war es, daß er in jüngeren Jahren einen Brief an P. General unterschrieb, »der größte aller Sünder und der geringste Ihrer Söhne«, und daß er noch in seinen alten Tagen nach Köln schrieb, er sei nicht würdig, daß man sich seiner erinnere. Er sollte es aber erleben, daß alles vom Rufe seiner Tugenden und Wunder widerhallte.

Seinen Mitbrüdern in Mexiko hatte schon der Reisegefährte und Seelenführer des Dieners Gottes, P. Hellen, von der ganz außergewöhnlichen Tugend erzählt, die er auf der langen Reise bei Glandorff fortwährend hatte beobachten können. Es kam dahin, daß sich seine Ordensgenossen in Mexiko, auf den Philippinen, in Deutschland glücklich schätzten, einige Zeilen von ihm zu erhalten, die man dann als Reliquien aufbewahrte. Man machte Umwege von Tagen, um mit ihm zusammenzutreffen. Der Provinzial der niederrheinischen Provinz beauftragte die nach Mexiko reisenden Patres, die Füße des Apostels zu küssen. Immer wieder ließ man in den Berichten etwas von ihm einfließen. Der Visitator aller dortigen Missionen, P. Joseph de Chavarria, berichtete über ihn an seine Mitbrüder und an den Ordensgeneral: »Ich verlange nicht mehr, den Apostel, den heiligen Franz Xaver, kennenzulernen, nachdem ich mit P. Glandorff verkehrt habe.«

Ähnlich war das Urteil der Franziskaner, die mit zwanzig Jesuiten sich in die Pastoration der Tarahumaren teilten. Der Vikar für die Missionen des Kollegs der Propaganda von Zacatecas, P. Ignatius de Herize, der Provinzial der Observanten, P. Antonius Rizo, brachten große Opfer, um nach Tomochic zu kommen und P. Glandorff kennenzulernen. So antwortete Rizo, um den Grund seines langen Ausbleibens gefragt: »Warum wundern Sie sich über diese Verlangsamung, als ich nach Tarahumara kam? Konnte ich vielleicht den Fuß in dies Gebiet setzen und die Gelegenheit vorbeigehen lassen, einen Apostel kennenzulernen?

Glücklich die Provinz, die einen solchen Missionär hat! Glücklich der Orden, der unter seinen Mitgliedern einen so heiligen Mann zählt!« Ähnlich war der Missionsobere von Zacatecas der Bewunderung voll.

Überallhin verbreitete sich Glandorffs Ruf. Schon in den spanischen Häfen, auf den Schiffen während der Überfahrt, besonders in den Städten Mexikos und seinen Missionsbezirken feierte man seinen Namen. Und wie viele Erinnerungen umgeben denselben noch jetzt! Es hieß, er habe oft von Gott erfahren, welche Indianer schwer krank seien, und sich darum ungerufen auf den Weg zu ihnen gemacht; an mehreren Orten will man ihn zur gleichen Zeit gesehen haben; unsichtbare Hände hätten nicht selten die Glocken geläutet, wenn er in die Dörfer gekommen sei, um Gottesdienst zu halten; sein Verwalter habe aus leerer Truhe Mais für die Indianer hervorgelangt; viele schwere Krankheiten habe er augenblicklich geheilt; habe es sich um seine apostolischen Arbeiten gehandelt, so habe er 40 Stunden in 3—4 Stunden zurückgelegt. Noch jetzt heißt es in den dortigen Landen von einem, der schnell und ohne Ermüdung weite Strecken durchmißt: »Er trägt die Schuhe des P. Glandorff.« Dieses Wort beruht darauf, daß der Pater, wenn sein Begleiter auf den weiten, im schnellsten Tempo ausgeführten Wanderungen ermüdete, seine eigenen Sandalen auszog und sie dem Indianer gab, der dann sogleich wieder mit der früheren Leichtigkeit und Geschwindigkeit ihm folgen konnte, als habe er gar keine Ermüdung verspürt.

Der Bischof von Durango erklärte, die Sterberegister gesehen zu haben, in die der Diener Gottes zum Namen der Verstorbenen in lateinischen Sätzen das Urteil hinzufügte, das die Seele vom göttlichen Richter erhalten habe. Man erzählt sich auch folgende Begebenheit. »Als gerade in Tomochic ein anderer Missionär, den der Ruf des P. Glandorff angezogen hatte, zugegen war, verstarb im Orte eine vierzigjährige Indianerin, Nicolasa genannt, welcher er die heiligen Sterbesakramente gereicht hatte. Als Glandorff die Nachricht von ihrem Hinscheiden mitgeteilt wurde, befahl er den Angehörigen, die Verstorbene in weißen Kleidern, mit blauem Mantel und Blumen geschmückt in die

Kirche zu tragen, woselbst er ihr ein Hochamt halten wolle. Zur großen Verwunderung des anwesenden Geistlichen ordnete er dann statt einer feierlichen Seelenmesse ein Meßopfer an, zu dem er weiße Paramente anlegte und in dem das Gloria gesungen werden sollte. Der fremde Pater glaubte, gegen dieses Vorgehen als dem Ritus zuwider Einsprache erheben zu müssen. Dennoch hielt P. Glandorff seine Anordnungen aufrecht und vertröstete den Erstaunten damit, daß er ihm sagte, er werde ihn schon überzeugen, daß er im Recht sei, so zu handeln. Während des Hochamtes aber, bei der Erhebung der heiligen Hostie, richtete sich plötzlich die Tote in ihrem Schreine auf, und nachdem sie mit vernehmlicher und deutlicher Stimme die Worte »Quamdilecta tabernacula tua, Domine — Wie lieblich sind deine Gezelte, o Herr« gesprochen, sank sie von neuem auf die Totenbahre zurück.«

So war es nicht zu verwundern, wenn man nach Tomochic wie nach einem Heiligtum eilte. Von hundert Stunden und mehr kam man zu ihm, um zu beichten, und zog getröstet wieder von dannen. Andere kamen, um Heilung von Krankheiten zu erbitten, um seine Sehergabe in wichtigen Angelegenheiten zu befragen, um sich seinem Gebete zu empfehlen.

Das Beispiel des heiligen Franz Xaver hatte der weltentsagende Apostel angeführt, als er zu Fuß in seine weit entfernte Mission zog. Dem Beispiel desselben heiligen Missionärs sollte er in den Umständen seines Todes folgen. Als die letzte schwere Krankheit ihn in der Mission von Tomochic ergriff, ließ er keine andere Behausung zu als die eine armselige Hütte, keine andere Bedienung als einen Indianer. Als er dann sein Ende herannahen fühlte, rief er einige seiner Mitbrüder von auswärts, damit sie ihm die heiligen Sakramente spendeten. Dann zogen sie wieder ab. Und der Greis lag da, die Augen zum Himmel gewandt, das Kruzifix, das ihn auf all seinen Wanderungen begleitet hatte, an die Brust gedrückt. So gab er seinen Geist auf am 9. August 1763, im Alter von fast 76 Jahren.

Der Tod entriß den Missionär dem traurigen Los, das 1767 seine Mitbrüder traf, durch das Ausweisungsdekret Karls III. dem Schauplatz seiner Tätigkeit entrissen und nach Italien deportiert zu werden.

Die heiligen Überreste des Apostels wurden nach Landessitte in eine Binsenmatte gehüllt und dann in den Boden des Kirchleins eingesenkt. Zwei Jahre später langten die ersten Franziskanermissionäre, denen die Jesuitenmissionen Tarahumaras übertragen worden waren, in Tomochic an. Bald darauf wurden die Gebeine, Mantel und Birett nach Zacatecas übertragen. Im Jahre 1922 wurden die Gebeine des großen Glaubensboten seinen Mitbrüdern zurückgegeben und nach Mexiko übertragen.

Als der neugeweihte P. Glandorff 1718 in Kadiz eintraf, empfing er ein Schreiben des Ordensgenerals Tamburini, in dem die Worte standen: »Den Völkern, zu denen Sie geschickt werden, kann man wahrhaft von Herzen Glück wünschen. Die werden ja am ersten die Früchte Ihrer Begeisterung und Ihres grenzenlosen Seeleneifers kosten. Gehen Sie, Hochwürden, mit dem Segen des ganzen Himmels! Entsprechen Sie meinem Vertrauen! Erfüllen Sie die Erwartung der Gesellschaft! Stillen Sie Ihren eigenen Durst nach Seelen!« Er hatte seinen Durst nach Seelen gestillt, dem Vertrauen des Generals und der Erwartung der Gesellschaft entsprochen, den Segen des Himmels erfahren, und Mexiko hatte sich glücklich geschätzt, ihn zu besitzen.

Schon gleich nach seinem Tode wurden Stimmen laut, ihn auf die Altäre zu erheben. Die Ungunst der Zeiten hat es verhindert. Aber neuerdings lebte das Andenken an seinen heiligen Wandel wieder auf, und die oberste Ordensleitung hat Schritte getan, um einem der berühmtesten Söhne des Osnabrücker Landes die verdiente Ehre zuteil werden zu lassen.

7. Nordamerika.

Die kanadischen Märtyrer[1].

1. In den Urwäldern Kanadas.

Die Verfolgung des Gottesreiches bis zur Vernichtung ganzer christlicher Völker ist eines der schwierigsten Rätsel, die uns die

[1] Jesuit Relations, 73 vol. Cleveland 1891—1901. — C. de Rochemonteix S. J., Les Jésuites de la nouvelle France 2 vol., Paris 1896. — Parkman, Jesuits in North America, Boston

Kirchengeschichte zu lösen gibt. Die römische Christenverfolgung, aus der die junge Kirche als strahlende Siegerin hervorging, können wir begreifen. Daß aber die afrikanischen Gemeinden, die noch eben den alle späteren Jahrhunderte überragenden Geist eines heiligen Augustin hervorgebracht hatten, der völligen Vernichtung preisgegeben wurden, das müssen wir zwar mit der Liebe Gottes zu vereinigen suchen, erklären können wir es aber letztlich nur durch den Hinweis auf seine unerforschlichen Ratschlüsse. Ihren vollen Sinn wird uns einmal die Ewigkeit erschließen. Ähnlich ergeht es uns bei der Bekehrung und dem Untergang der Huronenstämme am Nordrand der großen kanadischen Seen. In wenigen Jahrzehnten hatten Jesuitenmissionäre unter dem grausamen, sittenlosen Indianervolk Herrliches erreicht. Nordamerika wäre schon im 17. Jahrhundert unter dem Segen des Kreuzes rasch und glücklich emporgeblüht, hätte nicht der furchtbare Irokesenkrieg den ganzen Huronenstamm fast bis zur Wurzel vernichtet. Und leider war es die Eifersucht europäischer Mächte, die die Waffen zu dem heidnischen Kampf schmiedete. Die religiösen Gegensätze der Weißen und der Stammeshaß der Indianer gaben dann dem Krieg das Gepräge einer wahrhaft teuflischen Grausamkeit. Ihr fielen auch mehrere Jesuitenmissionäre zum Opfer. Das leuchtende Beispiel ihrer Tugenden und ihres Todesmutes, das die schaurige Sterbensnacht des Huronenvolkes erhellt, gehört vielleicht zum Ergreifendsten, was Heiligenleben zu berichten wissen.

Im Jahre 1625 landeten die ersten Jesuiten, P. Johann de Brébeuf mit zwei Gefährten in Quebec. Von dort ging die Reise auf gebrechlichem Kanu zu den Urwäldern am Huronensee. War schon der Anblick der braunen Gesellen, die Gesicht und Leib häßlich bemalt hatten, abstoßend und widrig, war die Reise durch die Wildnis, in der die Missionäre schweres Gepäck zu tragen hatten, überaus beschwerlich, so erforderte der Aufenthalt in einer Indianerhütte einen geradezu heldenmütigen Seeleneifer. Da lagen Männer, Frauen, Kinder und Hunde in sol-

1885. — J. G. Shea, Life of Father J. Jogues, New York 1885. — Th. Campbell, Pioneer Priests of North America², 3 vol. New York 1913—1916.

cher Zahl zusammengepfercht, daß es ganz unmöglich war, sich auf dem Boden bequem auszustrecken. Im Winter, wenn die Bäume vor Kälte krachten und barsten, lag man auf dem Schnee. Gleichzeitig verbreitete das Feuer in der Mitte der Hütte einen Rauch, daß die Augen brannten und glühten. Trotzdem gingen die Missionäre mutig ans Werk, bis ein Angriff der Hugenotten und Engländer auf Quebec das ganze Unternehmen vereitelte und die Glaubensboten vertrieb. Erst 1635 konnte P. Brébeuf mit P. Daniel und P. Davost wieder die Reise zum Huronensee antreten. Unterwegs mußten sie unter unsäglichen Mühen die Kähne an zahlreichen Stromschnellen vorbeischleppen; man stahl ihnen einen Teil ihres Gepäckes und ließ sie schließlich in der Wildnis allein. »Auf unserer Reise mußten wir durch diese Leiden uns an das Kreuz gewöhnen«, schrieb P. de Brébeuf. »Es ist wahr, ich fühlte mich manchmal so zerschlagen, daß der Leib nicht mehr konnte. Aber auf der andern Seite jubelte meine Seele vor übergroßen Tröstungen bei dem Gedanken, für Gott zu leiden. Niemand versteht das, der es nicht erfahren hat.«

Nach der Ankunft im Huronendorf Jhonatiria, erbauten die Wilden den fremden Gästen eine Hütte. Jetzt hieß es, die schwierige Sprache lernen und den ersten Unterricht beginnen. Aber da kehrte lange Zeit die gleiche Antwort wieder: »Der Glaube ist gut für die Franzosen, wir sind Huronen und haben unsere eigenen Sitten.« Erst mußten viele Gebete und große Opfer den Segen der himmlischen Gnade herabflehen. Wie groß diese Opfer waren, zeigen die Schlußworte einer Unterweisung P. Brébeufs an seine Mitbrüder in Frankreich, die sich der Indianermission widmen wollten: »Erinnert euch daran, daß ihr Christus und sein Kreuz sucht. Wenn ihr irgend etwas anderes wünscht, werdet ihr nur geistige und körperliche Trübsal ernten.«

Allmählich eroberte die Güte der Patres, ihre Uneigennützigkeit, ihre Unerschrockenheit, ihr tugendhaftes Leben die Herzen der eigensinnigen Wilden. Häuptlinge entfernter Dörfer stellten die Bitte, sie möchten auch bei ihnen ihren Wohnsitz aufschlagen. Doch erfüllte man diese Bitte erst, als frische Hilfskräfte erschienen, unter ihnen im Jahre 1636 die Patres Karl Garnier und Isaak Jogues. Da natürlich die Kinder zuerst gewonnen wurden,

konnte man schon im selben Jahre einige Huronenknaben auswählen und sie nach Quebec senden. Die Patres Daniel und Davost sollten mit ihnen das Huronenseminar eröffnen.

Nach der ersten Glaubenspredigt harrte der Jesuiten eine noch schwierigere Aufgabe. P. de Brébeuf schreibt darüber: »Ich fühle nicht geringe Furcht, wenn ich daran denke, daß es Zeit wird, ihnen gegenüber eine neue Sprache zu reden; daß wir ihnen verkünden müssen, es sei Pflicht, die Gelüste des Fleisches zu zügeln, die Ehe heilig zu halten; daß wir ihnen die Gerichte Gottes gegen die Sünder schildern müssen. — Dann, fürchte ich, werden sie sich auflehnen gegen diese harte Lehre.« In der Tat, Keuschheit kannten die entarteten Wilden kaum dem Namen nach, und ihre Grausamkeit war nicht wesentlich geringer als die der Irokesen, von der wir noch berichten werden.

Doch die Missionäre verzagten nicht. Eine Seuche, die das ganze Land durchzog, gab ihnen von neuem Gelegenheit, ihre selbstlose Liebe zu offenbaren. Diesen Tatbeweis für die Wahrheit des Christentums unterstützte noch die Feierlichkeit und Pracht seines Gottesdienstes. So führte z. B. die Einweihung der Kapelle in der neuen Station Ossossane von allen Seiten Neugierige herbei. Die mit grünen Zweigen und Flitterwerk gezierte Tür, die glänzenden Metalleuchter und das Kreuz auf dem Altar, die lebensgroßen Bilder Jesu und Mariä und eine große Darstellung des Jüngsten Gerichtes, das alles waren Wunderdinge für die Indianer und verfehlten ihren Eindruck nicht. Am Dreifaltigkeitssonntag 1637 ließ sich der erste Erwachsene, der nicht in Todesgefahr schwebte, taufen. Die herrlichen Zeremonien der Kirche bei der Spendung des Sakramentes und dem anschließenden Hochamt, machten auf die Zuschauer einen überwältigenden Eindruck. Bald meldeten sich neue Taufbewerber. Aber nun brach auch von seiten der eifersüchtig grollenden Heiden, besonders der »Medizinmänner«, d. h. der Zauberer, ein Sturm los, der allen Missionären Tod und Verderben zu bringen schien. Fast wie durch ein Wunder legte er sich. Neben dem eifrigen Gebet zum heiligen Joseph, verdankten das die Patres ihrer Klugheit und Unerschrockenheit, mit der sie ihren Widersachern entgegentraten. Es kamen nun ruhigere Tage, in denen der unter so

vielen Mühen und Gefahren ausgestreute Same keimen und aufsprießen konnte.

Die Zahl der Bekehrten mehrte sich zusehends. Eine Reihe neuer Stationen konnte gegründet werden. Im Jahre 1641 war der Sieg des Christentums schon so vollständig, daß die Missionäre in absehbarer Zeit die völlige Bekehrung des Huronenvolkes erwarteten. Das meiste wirkte dazu das Tugendleben der Neubekehrten, das zu den Greueln des Heidentums und ihrem eigenen frühern Wandel in blendendem Gegensatz stand. Doch schon begannen die Einfälle der Irokesen, die für Volk und Mission so unheilvoll werden sollten.

2. P. Isaak Jogues.

Eines der ersten Opfer des Irokesenkrieges wurde P. Isaak Jogues. Er war am 10. Januar 1607 zu Orleans geboren. Schon zwölf Jahre gehörte er der Gesellschaft Jesu an, als er 1636 zum Priester geweiht und noch im gleichen Jahre nach Kanada geschickt wurde. Um die Mitte des Jahres 1642 schiffte er sich mit zwanzig Huronenkriegern nach Quebec ein, um Vorräte zu holen. Auf der Rückfahrt wurden sie von einer starken Bande Irokesen überfallen. Die machten sich mit Triumphgeheul über den »Schwarzrock«, der den feindlichen »Manitu« (Geist) in der Gewalt hatte. Sie zogen ihm die Kleider aus, und bald sank Jogues halbtot unter ihren Schlägen zu Boden. Kaum war er wieder zu Atem gekommen, da stürzten zwei junge Irokesen wie blutgierige Tiere auf ihn los, rissen ihm mit ihren Zähnen die Nägel von den Fingern und bissen die Vorderglieder seiner beiden Zeigefinger ab. Andere zerrauften ihm Bart und Haar. In diesem kläglichen Zustand mußte sich P. Jogues zehn Tagereisen voranschleppen, eine schwere Last auf den blutenden Schultern und ohne Nahrung.

Am Vorabend von Mariä Himmelfahrt kam man zum ersten Irokesendorf. Mit einem Hagel von Schlägen wurden die Gefangenen begrüßt und dann auf eine Schaubühne gebracht, damit alle sich an ihren Qualen weiden könnten. Die Unmenschen zerkratzten mit ihren Nägeln dem Pater den nackten Körper. Eine christliche Frau wurde gezwungen, ihm den linken Daumen ab-

noch viel durchzumachen, bis er am Weihnachtsfest 1643 in der Bretagne landete und zum erstenmal wieder einem katholischen Gottesdienst beiwohnen konnte. Ein Kaufmann nahm den aller Mittel entblößten Ordensmann nach Rennes mit, wo P. Jogues am Morgen des 6. Januar 1644 an die Pforte des Jesuitenkollegs klopfte. Er ließ dem Obern melden, er bringe Neuigkeiten aus Kanada. Der Rektor wollte gerade zur heiligen Messe an den Altar gehen; aber als er das Wort hörte, legte er die heiligen Gewänder ab und eilte zur Pforte. »Sie kommen von Kanada? Kennen Sie P. Jogues?« war seine erste Frage. »Sehr gut«, erwiderte der Ankömmling. »Ist er am Leben oder tot?« — »Er lebt.« — »Wo ist er?« — »Ich bin es.« —

Wer kann die Freude der Mitbrüder beschreiben, als sie den Totgeglaubten lebend vor sich sahen, als sie die verstümmelten Hände des Bekenners Christi küssen durften? Über ganz Frankreich verbreitete sich die frohe Kunde, und P. Jogues' Name war in aller Mund. Aber mehr als alle Ehren, die man ihm erwies — er wurde sogar an den königlichen Hof beschieden — freute den Diener Gottes eine päpstliche Gunsterweisung. Er durfte trotz der abgerissenen Finger die heiligen Geheimnisse feiern. »Denn es wäre unwürdig,« entschied Urban VIII., »wenn ein Märtyrer Christi das Blut Christi nicht trinken dürfte.«

Doch den seeleneifrigen Apostel hielt es nicht lange in der Heimat. Im Sommer finden wir ihn schon wieder in Kanada. Im Jahre 1646 war er als Friedensvermittler zum zweitenmale bei den Irokesen tätig. Aber als er bald darauf als Missionär wiederkehrte, wurde er von neuem gefangengenommen, grausam mißhandelt und am 18. Oktober 1646 in Ossernenon, heute Auriesville genannt, Montgomery Co., im Staate New York, durch einen Schlag mit dem Tomahawk getötet. Seinem grausamen Mörder aber, der in französische Gefangenschaft geriet, erlangte er die Gnade der Bekehrung, bevor er durch Henkershand starb. Am 19. Oktober wurde P. Jogues' Begleiter, Johann de la Lande, ein Laienbruder wie René Goupil, von den Irokesen getötet. Die Todesstätte dieser Märtyrer ist heute ein vielbesuchter Wallfahrtsort in den Vereinigten Staaten.

3. Der Untergang der Huronen.

Nachdem einmal das Kriegsbeil zwischen den Brudervölkern ausgegraben war, wütete es, bis der Stamm und damit die Mission der Huronen vernichtet war. Zwar versuchten die Missionäre, wie schon früher P. Jogues, zu vermitteln, aber ihre Bemühungen waren umsonst. Es blieb ihnen nur eines, möglichst viele Glieder der sterbenden Nation für das ewige Leben zu retten und mit ihnen und für sie ihr eigenes Leben hinzugeben.

Bis zum Jahre 1648 wehrten sich die Huronen mit Erfolg gegen die Angriffe der Irokesen. Da führte die Überrumpelung der festen St. Josephs-Mission den unheilvollen Umschwung herbei. Er brachte dem P. Anton Daniel als dem Ersten im Huronenlande den Martertod. Zu Dieppe in Frankreich am 27. Mai 1598 geboren, seit 1621 Mitglied der Gesellschaft Jesu, gehörte er zu den ersten Gefährten des P. de Brébeuf. Von seiner Sendung nach Quebec, wo er das Huronenseminar leiten sollte, kehrte er nach einiger Zeit wieder in die Mission zurück.

Es war am 4. Juli 1648. Zahlreiche Huronenkrieger hatten sich nach dem französischen Trois Rivières begeben, um mit Pelzen zu handeln. Diese günstige Gelegenheit nützten die Irokesen aus. Über 1000 Mann stark brachen sie plötzlich aus dem Wald hervor und fielen über das von Verteidigern entblößte Dorf her. P. Daniel hatte eben die heilige Messe vollendet, und die Christen knieten noch in der Kirche. Da erscholl der Ruf: »Zu den Waffen!« Unter den ersten eilte der Missionär an die bedrohteste Stelle und feuerte die Seinen zum tapfern Widerstand an. Gleichzeitig forderte er die, die bisher noch der Gnade getrotzt hatten, zur Bekehrung auf, eilte von Hütte zu Hütte, um Greise, Kranke, Kinder zu taufen und auf den Tod vorzubereiten. Er selbst wollte in der Kirche sterben, wohin auch viele Christen und Katechumenen geflohen waren. Die einen taufte er, den andern erteilte er die Lossprechung und tröstete alle, indem er immer wieder rief: »Meine Brüder, heute noch werden wir im Himmel sein.« Kühn trat er den gegen die Kirche anstürmenden Feinden entgegen. Anfänglich stutzten sie, dann aber ließen sie einen Hagel von Pfeilen auf ihn los. Doch er blieb

aufrecht stehen, bis eine Kugel seine Brust durchbohrte. Jetzt brach er mit dem Namen Jesus auf den Lippen zusammen und starb als guter Hirt inmitten seiner Herde. Erst zwei Tage hatte er die geistlichen Übungen vollendet und war daraus mit einem Herzen voll heiliger Sehnsucht nach der Marterpalme hervorgegangen.

Die Rückkehr der Huronenflotte von Trois Rivières ließ die Zerstörung von St. Joseph etwas vergessen. Vier neue Missionäre waren mit derselben angekommen und die Huronenmission zählte jetzt 11 Stationen und 18 Priester. Der Bericht des folgenden Jahres zählt an 2000 Bekehrungen. Aber dasselbe Jahr 1649 sollte auch neue blutige Kämpfe sehen, in denen viele Hunderte Huronen, darunter gerade die tüchtigsten Krieger, fielen. Mitte März, während noch eine starre Eisrinde Flüsse und Seen bedeckte und niemand an einen Angriff dachte, stürmten große Irokesenschwärme gegen die Station St. Ignaz vor. Der größere Teil der Einwohner, etwa 400, wurden gleich niedergemacht, die übrigen zum Tod am Marterpfahl aufgespart. Nur drei Huronen entrannen und konnten dem nahen St. Ludwig Kunde bringen, was seiner harre. Daraufhin ergriff dort alles die Flucht. Nur 80 Krieger und einige Kranke und Schwache blieben zurück. Auch die beiden Patres de Brébeuf und Lalemant wollten nicht fliehen, damit keine der ihnen anvertrauten Seelen ohne Taufe oder Lossprechung aus dem Leben scheide. Während in der Morgenfrühe des 16. März stundenlang der wilde Verzweiflungskampf tobte, standen die beiden Missionäre furchtlos mitten im Handgemenge, hielten das Kreuz empor und spendeten den Sterbenden die heiligen Sakramente. In der Ausübung ihres Amtes wurden sie von den Irokesen ergriffen und an der Spitze der Gefangenen unter Hohngeschrei und mit Rutenstreichen nackt durch den Schnee der Wälder getrieben. Die Qualen, die ihrer noch warteten, bis sie ihren Geist aufgaben — P. de Brébeuf starb noch am selben Tage, P. Lalemant erst am folgenden Morgen — waren noch furchtbarer als die des P. Jogues. Währenddessen beteten die Bekenner und ermunterten die Mitgefangenen zur Standhaftigkeit, bis man ihnen brennende Fackeln in den Mund stieß, damit sie nicht im Sterben

den anriefen, der doch aus ihrem Herzen nicht verdrängt werden konnte.

P. Gabriel Lalemant aus Paris war im Alter von 20 Jahren in den Orden getreten. Durch viele Jahre bestürmte er Gott mit Tränen und Seufzern um die Gnade, in die Indianermission gesandt zu werden, obschon sein zarter Körper und seine schwächliche Gesundheit nur vom Eifer für Gottes Ehre und von dem Verlangen für seinen heiligen Namen zu leiden, aufrecht gehalten wurden. Erst ein halbes Jahr hatte er unter den Huronen gearbeitet, als seine Sehnsucht nach dem Martertode gestillt wurde.

P. Johann de Brébeuf, ein Edelmann aus der Normandie, (geb. 25. März 1603) hatte als ein Held gelebt, wie er als Held starb. Schon von Natur eine Hünengestalt, voll männlicher Kraft und Ausdauer, begeistert für alles Edle und Große, wurde er unter dem Einfluß der Gnade ein kühner Vorkämpfer Christi, der als erster Jesuit die Frohbotschaft in die Urwälder am Huronensee trug und mit kurzer Unterbrechung 33 Jahre in der Wildnis ausharrte. Von allem Irdischen losgelöst, hatte er nur einen Wunsch, rastlos für Christus zu arbeiten und zu leiden. »Ich bin ein Ochse (bœuf) und tauge zu nichts als zur Arbeit«, sagte er manchmal scherzend, wenn er schwere Bürden schleppte, das Ruder führte oder ins Wasser sprang, um den Kahn voranzuziehen. Weihte er dann nach des Tages Last und Hitze mehrere Stunden der Nacht dem Gebete, so strömte sein Herz über von Liebe zu Gott, von Verlangen, noch viel mehr für seinen Heiland zu leiden. Und Jesus, der sich an Großmut nicht übertreffen läßt, senkte einen wunderbaren Frieden in das Herz seines Dieners und zeigte sich ihm manchmal mit dem Kreuz beladen oder daran geheftet, um neue Opferliebe in dem Pater zu entflammen.

Dem großen Unheil im Frühjahr 1649, das zugleich mit den beiden Missionären Hunderten von Indianern den Tod gebracht hatte, folgte ein ähnliches im Winter. Auf die Kunde von einem neuen Angriff der Irokesen waren die Huronen ihren Feinden entgegengeeilt. Doch diese kamen auf einem andern Wege in das jetzt von den Verteidigern entblößte Städtchen St. Johann, das

5—600 Familien beherbergte, und machten alles nieder. Der Seelsorger des Ortes, P. Garnier, der Christen und Katechumenen in der letzten Not nicht verlassen wollte, eilte durch die brennenden Gassen, seine Priesterpflicht zu erfüllen. Da streckten ihn drei Schüsse aus einer Büchse zu Boden, und zwei Axthiebe vollendeten das Blutwerk. Sein Mitbruder, P. Chabanel, der sich unterwegs befand, wurde einen Tag später, am 8. Dezember 1649, von einem abtrünnigen Christen erschlagen.

P. Karl Garnier, der am 25. Mai 1606 zu Paris im Schoß einer vornehmen Familie das Licht der Welt erblickt hatte, wirkte dreizehn Jahre in Kanada. Der protestantische Geschichtschreiber Parkman urteilt über ihn: »Ein Leben in Pracht und Freuden stand ihm offen; aber er wollte aus vollkommen freier Wahl als Verbannter inmitten der Mühsale und Schrecknisse der Huronenwildnis leben und sterben. Sein Leben und sein Tod sind seine beste Lobrede. Brébeuf war der Löwe und Garnier das Lamm der Huronenmission; aber das Lamm war so furchtlos wie der Löwe.« P. Garnier war wirklich ein Lamm voll milden Eifers für die Seelen, voll hingebender Güte für die elendesten Kranken, sein liebreiches Antlitz war der Spiegel seines reinen, unentweihten Herzens. Darum trug er eine besondere Verehrung zu den heiligen Engeln und zum Geheimnis der Unbefleckten Empfängnis in sich. »Maria hat mich«, pflegte er zu sagen, »während meiner ganzen Jugendzeit in ihren Armen getragen und mich in die Gesellschaft ihres Sohnes geführt.« Sie führte ihn auch am Vorabend ihres Festes zur ewigen Gemeinschaft mit ihrem verklärten Sohn.

Der letzte Kämpe, der auf der Wahlstatt fiel, hatte wohl einen leichtern Tod als seine Mitstreiter; dafür war sein Leben in der Mission ein ständiges, inneres Martyrium. P. Noel Chabanel (geb. 2. Februar 1606) hatte seine Obern inständig um die schwierige Mission von Kanada gebeten. Aber als er im Jahre 1643 in den entlegenen Huronenwäldern anlangte, belohnte Gott seine Bereitwilligkeit nicht mit himmlischem Trost, sondern mit Mißerfolg, Ekel und Überdruß. Dem begabten Priester gelang es nicht recht, die Sprache der Wilden zu erlernen. Auch vermochte sein von Seeleneifer glühendes Herz sich nicht an die

Indianer zu gewöhnen und irgend etwas Anziehendes an ihnen zu finden. Die unbequeme Wohnung und die landesübliche Kost waren ihm zuwider. Auf nackter Erde schlafen, am Morgen oft von Schnee ganz zugedeckt, tagsüber in den schmutzigen, rauchigen Hütten der Eingebornen weilen, ohne einen stillen Winkel und ein Viertelstündchen für sich allein zu haben, als leckerhaftes Mahl faden Maisbrei und Wasser aufgetischt erhalten, das ist auch für den ein Opferleben, dem Gottes Gnade das Herz weitet, stärkt, über das Irdische emporhebt. Aber P. Chabanels Seele glich einer wasserlosen Wüste; er seufzte nach Gott wie der Hirsch nach den Wasserquellen, und kein himmlischer Tau erquickte ihn. Doch deshalb gab er niemals der Versuchung nach, sich von seinem Kreuz zu trennen, um in der Heimat eine erfolgreichere Wirksamkeit zu üben, vielmehr heftete er sich selbst, durch ein Gelübde für sein ganzes Leben an dieses Kreuz fest, um daran zu sterben. Eine wahrhaft erhabene, übermenschliche Seelengröße!

In den Jahren 1649 und 1650 hörte das Huronenvolk auf, eine große Nation zu sein. Was nicht von den Irokesen getötet war, flüchtete in die Wälder und war dort dem Hungertod preisgegeben. Sobald sie sich zu gemeinsamem Fischfang vereinigten, wurden sie von neuem überfallen und erlagen den Feuerwaffen. Schließlich entschlossen sich die Missionäre, die Arbeit in diesen Gegenden aufzugeben, und siedelten einen Rest von etwa 1000 Huronen unter dem Schutz der Feste Quebec an. Bei diesem Häuflein harrten die Patres bis zur Aufhebung der Gesellschaft Jesu aus. Sie selbst konnten es kaum verwinden, daß ein reiches und starkes Volk seit der Annahme des Glaubens eine Beute des Elends und eines grausamen Todes geworden war, und schließen ihren Bericht über die Huronenmission mit den Worten: Judicia Dei abyssus multa, die Ratschlüsse Gottes sind ein unerforschlicher Abgrund!

Schlußwort.

Wir sind zu Ende mit unserer Wanderung durch die Missionsfelder der Gesellschaft Jesu. War es auch nur eine eilige Fahrt ohne langen Aufenthalt, so hat sich uns doch die Überzeugung aufgedrängt, daß den Glaubensboten der Gesellschaft Jesu kein Opfer zu groß, kein Land zu unwirtlich, kein Volk zu grausam war, wenn es galt, Christi Banner weiter zu tragen. Aber sie haben nicht bloß andern das Heil gebracht, sie waren vor allem selbst Heilige. Das ist die Frucht des großen Gedankens des Apostolates, den der heilige Ignatius seinen Ordenssatzungen eingehaucht hat. »Allen bin ich alles geworden, um alle für Christus zu gewinnen«, sagt der heilige Paulus, das große Vorbild aller Heidenapostel (1. Kor. 9, 22.) Nur Heilige besitzen die Kraft dieser vollständigen Selbstentäußerung, die die Herzen für Christus erobert.

Nachtrag zum 1. Band.

Seit der Drucklegung des ersten Bandes (1922) sind für folgende Diener Gottes, die Europa angehören, die ersten Schritte zur Eröffnung des Seligsprechungsprozesses geschehen:

1. P. Johann Philipp Roothaan, General des Ordens von 1829—1853. Er war 1785 zu Amsterdam geboren und trat 1804 zu Dünaburg, in Rußland, in das Noviziat ein. Unter seinem Generalat erlebte die wiedererstandene Gesellschaft Jesu ein rasches Aufblühen. Freilich fiel ihr auch in reichem Maße das alte Erbteil zu: die Verfolgung. Es war Roothaans Aufgabe, auch in der neuen Zeit den Geist des heiligen Ignatius lebendig zu erhalten. Sein heiliges Leben beweist, daß er ein würdiger Nachfolger des heiligen Ordensstifters war. Er starb am 8. Mai 1853 zu Rom.

2. P. Karl Odescalchi. Als Sohn einer römischen Fürstenfamilie gelangte er schon früh zu hohen kirchlichen Würden und wurde schließlich 1823 von Pius VII. zum Kardinal ernannt. Gregor XVI. verlieh ihm das Amt des Generalvikars von Rom, erlaubte ihm aber schließlich auf seine inständige Bitte, auf den Purpur zu verzichten und einfacher Novize der Gesellschaft Jesu zu werden. Leider starb er schon drei Jahre nach dem Eintritt in den Orden, am 17. August 1841 zu Modena im Alter von 55 Jahren.

3. P. Friedrich Tornielli, der als großer Volksmissionär zuerst in Sardinien, dann im Kirchenstaat und in Süditalien sich den Ruf eines Heiligen erwarb. Er starb 77 Jahre alt zu Castel Gandolfo am 25. November 1876.

4. P. Wilhelm Eberschweiler. Im öffentlichen Leben trat P. Eberschweiler kaum hervor. Um so größer war in seiner Ordensfamilie und in seinem Bekanntenkreis der Ruf seiner Heiligkeit. Die meiste Zeit seines langen Lebens bekleidete er das Amt eines geistlichen Beraters für seine jüngeren Ordensmitglieder. Mit treuester Pflichterfüllung verband er stets

ein heldenhaftes Ringen nach dem höchsten Tugendmaß. Schon früh verpflichtete er sich durch ein Gelübde, bei allen Handlungen immer das Vollkommenere zu wählen. Gott lohnte seinen Eifer durch viele mystische Gebetsgnaden. Im frohen Bewußtsein ihrer Auserwählung, von der göttliche Erleuchtungen sie öfters versichert hatten, eilte seine Seele himmelwärts am 23. Dezember 1921 zu Exaten bei Roermond. P. Wilhelm Eberschweiler war am 5. Dezember 1837 zu Püttlingen an der Saar geboren und am 30. September 1858 zu Münster i. W. in den Orden eingetreten. Er überlebte seine drei jüngeren Brüder, die ebenfalls der Gesellschaft Jesu angehörten.

Namenverzeichnis.

Aachen 262.
Abreu S. J., Ägidius de 54.
Abreu S. J., Emanuel de 49, 51.
Abul Fazil, Vertrauter Akbars 24.
Acosta S. J., sel. Simon 123.
Adamâs, Kaiser v. Äthiopien 107.
Agaua 96, 98.
Aguilar 256f, 259f.
Akafori S. J., sel. Thom. 77.
Akbar der Große 21ff, 31.
Alabez S. J., Ludwig de 249ff, 251.
Alarcon, Sebastian de 202.
Alcalá 148, 155.
Alcobaça 114.
Alegre S. J., Fr. 238.
Aleppo 112.
Alexander XII., Papst 213.
Alfons, Märtyrer 30.
Alloza S. J., Johannes de 172ff.
Almeida, S. J., Apollinaris de 111, 114ff.
Almeida S. J., Joq. de 121, 140ff.
Almeirim 102.
Alvarez S. J., Balthasar 124, 164.
Alvarez S. J., Bartholomäus 49, 51, 52.
Alvarez de Paz S. J. 154ff, 167, 172.
Alvaro 12.
Alveaz, Gaspar de 253.
Amakusa 71.
Amboina 8.
Amiens 69.
Amsterdam 262, 288.
Anchieta S. J., ehrw. Jos. 121ff, 141, 147, 226.
Andlauer S. J., Modest 67.
Andrada S. J., sel. Jak. 123.
Andrade S. J. 177.
Angelini S. J. 20.
Angamanum 221f.
Angelis S. J., sel. Hieronymus de 77.
Ansukiama 73.
Antonio, Dolmetscher 12.
Aquaviva S. J., Klaudius 21, 140, 158, 162, 213, 228.
Aquaviva S. J., sel. Rudolf 20ff, 77.
Aquila S. J., Vinzenz 239.
Aranco 212f, 215ff.
Aranda S. J., Martin de 211ff.
Aranha S. J., sel. Franz 27ff.
Aransio, S. J., Pater 145.
Aranza 266.
Arequiqua 178, 180.
Arias de Saavedra S. J., Hernando 182.
Arima 71.
Arima S. J., Matthias von 77.
Arona 196.
Arnaya S. J., Pater 249.
Arquico 107.
Ascona 27.
Assa 112ff.
Asteazu 205.
Astrain S. J., Antonio 54, 93, 147, 155, 156, 158f, 162, 163, 175, 182, 189, 211, 227, 233f, 238, 254.
Asuncion 182ff.
Atotolnico 251.
Atri, Herzog von 21.
Attimis 61.
Attimis S. J., Tristan de 60ff.
Auriesville 281.
Avellanea S. J., Diego 238.

Avendaño, Diego de 177.
Avignon 55, 58.
Avila 124.
Azevedo S. J., sel. Ign. de 28, 121ff, 124, 132.
Baeza S. J., Bruder Gonzalvus 177ff.
Bahia 132, 140, 141.
Baliarte S. J. 133.
Bambecque 66.
Barcelona 227.
Bari 258.
Basile S. J., Jakob Anton 258ff.
Batavia 46, 54.
Becari S. J., Camillo 104, 110.
Beja 117.
Beira S. J., Juan de 16.
Benedikt XV., Papst 236.
Berchmans S. J., heil. Johannes 255.
Beretarius S. J., Sebast. 125.
Bergues 255, 256.
Berno S. J., sel. Peter 27, 220.
Beudin S. J., Kornelius 255ff.
Biobio 211.
Neu-Biskaya 258.
Bitonto 258.
Bobadilla S. J., Nikolaus 21.
Boéro S. J., 70.
Bogotá 228.
Bologna 6.
Boranga S. J., Karl von 97.
Borgias S. J., hl. Franz 21, 105, 121ff, 125, 147, 164, 238.
Borromäus, hl. Erzbischof Karl 196.
Brackel, Freiherr von, Otto Engelbert 261, 263.
Braun S. J., Bartolomeo 260.
Brébeuf S. J., Joh. de 276ff. 282,
Britto S. J., sel. Joh. de 32ff.
Brou S. J., A. 3.
Bruni S. J., Bruno 111, 112, 116.
Bucherelli S. J., Franz Maria 42ff.
Buena Esperanza 224.
Buenos Aires 161, 185, 191, 198, 205ff.
Burgos 93, 140, 164.
Busen 76
Callao 177f.
Camerini S. J., Franz Xaver 52ff.
Caminha 178.
Camos S. J. 83.
Campbell S. J., Th. 276.
Capece S. J., Anton 88.
Cardeira S. J., Ludwig 111, 116.
Carichic 263.
Carillo S. J., Alfons 147.
Carion de los Condes 246.
Carnide 115.
Caro 186.
Carrion S. J., Franz 72.
Cartagena 176, 228ff, 238.
Carvalhal S. J., Georg 72.
Carvalho S. J., sel. Jakob 81.
Carvalho S. J., sel. Michael 82.
Casalmorano 196.
Castelgandolfo 288.
Castillo S. J., Franziskus del. 175ff.
Castillo S. J., Johann del. 181ff, 205.
Castillo de Villavega 200.
Castro S. J., Franz de 125.
Caun S. J., sel. Vinzenz 82.
Cavara S. J., sel. Ludwig 77.
Cavilhao 113.
Cella 114.
Cercado, del 169.
Chabarel S. J., Noël 285ff.
Charlevoix S. J., F. X. 181, 189.
Chavarria S. J., Joseph de 272.
Chaves S. J., de 51.
Chiloe 211.
Chinsuki S. J., sel. Paul 82.
Chomé S. J., Ignatius 206ff.
Christovao 12.
Cisneros S. J., Bernhard de 246f, 252.
Civitella 117.
Claver S. J., heil. Petrus 146, 176, 227ff, 238, 245.

Codiarcoil 36.
Coimbra 15, 17, 27, 81, 102, 105, 126.
Concepcion 184, 224ff.
Cordoba 160, 198, 205, 206.
Cornely S. J., Rud. 155.
Correa de S. Benavidio 146.
Costa S. J., Balthasar da 32f.
Costa da S. J., Bruder 103.
Costanzo S. J., sel. Kamillus 81.
Covilhao 237.
Cratz S. J., Johann Kaspar 45ff.
Cremona 196.
Criminale S. J., Anton 15ff, 37, 116.
S. Cruz de la Sierra 165, 189.
Culiacan 243.
Cunha S. J., Vinzenz da 49, 51.
Cusco 158, 164ff, 171.
Dahmen S. J., Peter 32.
Daifusama 85.
Dariel S. J., Ant. 277ff, 282.
Daroca 148.
Davila, Dr. Franz 152.
Davost S. J., P. 277ff.
Denn S. J., Paul 68ff.
Delhi 20.
Delplace S. J., L. 70.
Diaz S. J., Gabriel 255.
Diaz S. J., Peter 97.
Diaz S. J., ehrw. Petrus 121, 125.
Dictionmaire d'Histoire et de Géographie ecclésiastique 172.
Die katholischen Missionen 111.
Dieppe 282.
Dirckinck S. J., Johann 261.
Doering S. J., Erzbischof Heinrich 32, 111.
Doménech S. J., P. 193.
Dominik 27, 30.
Dötsch S. J., Ludwig 263.
Dschindschi 35.
Dünaburg 288.
Durango 239, 252, 253ff, 260, 273.
Düren 45.
Düsseldorf 45.
Eberschweiler S. J., Wilhelm 288.
Elicura 211, 220f.
St.-Elisabeth-Blatt, Kassel 261, 263.
Enrich S. J., Fr. 224.
Escrivano S. J., sel. Gregor 123.
Espirito Santo 132, 140.
Evora 89, 114.
Exaten 289.
Faber S. J., sel. Peter 4, 105.
Fatihpur 22, 25.
Fernandez S. J., sel. Ambrosius 78.
Fernandez, sel. Ignatius 80.
Fernandez, sel. Isabella 80.
Fernandez S. J., Johannes 143.
Fernandez S. J., Br. 10.
Fernandez S. J., P. 103.
Fernando Po 236f.
Ferreira S. J., Christoph 85ff.
Ferrer S. J., Raphael 152.
Ferrusino S. J., Joh. Bapt. 197.
Fo-hien 62.
Foley, Henry 140.
Fonte S. J., Johann 244ff, 252ff.
Formosa 89.
Fort Julian 53.
Franceschi S. J., Hyazinth 111ff.
Francisco S. J., sel. Anton 27ff.
Fremona 108ff, 114ff.
Freyre S. J., P. 33.
Fugirima Nov. S. J., sel. Dionys 81.
Furnaletti S. J., Jos. 72.
Fusai S. J., sel. Gonsalvus 77.
Fuschini 76.
Gaga S. J., Alfons 142.
Gain S. J., L. 55.
Gamba 103.
Gaudia 105.
Garnier S. J., Karl 277, 285.
Geist bei Olde (Haus) 261.
Genua 197.
Georgius S. J., Abraham de 110ff.

Gerona 227.
Gimenez S. J., Raphael 208.
Glandorff S. J., Hermann 226, 260ff.
Goa 7, 11, 16, 21, 24, 26, 28, 33, 52, 59, 86, 89, 103, 107, 33, 52, 59, 86, 89 103, 107ff, 114.
Godigno S. J., Nikolaus 101.
Godinez (Wadding) S. J., Michael 239f.
Godino 255.
Godoy S. J., sel. Franz Perez 124.
Goes S. J., Kaspar 125.
Golkonda 33.
Goltzheim 45.
Gomez S. J., P. 219.
Gonzaga S. J., hl. Aloisius von 111, 177.
Gonzalez de Santa Cruz S. J., Rochus 161, 181ff, 205.
Görz 43.
Goto 71.
Goto S. J., hl. Johannes von 72, 73.
Goupil S. J., René 280f.
Gouvea, Dr. Diego de 6.
Granada 237.
Granada O. Pr, ehrw. Ludwig von 148.
Gravelingen 255.
Greff S. J., N. 3.
Gregor XIII., Papst 87.
Gregor XVI., Papst 288.
Gruber S. J., Hermann 20.
Guabra Christos 112, 113.
Guam 98.
Guajerdo, Diego 260.
Guamanga 147.
Guilhermy S. J., El. 52, 54, 177.
Guipuzcoa 204.
Guttierez S. J., Martin 163.
Guttierez O. F. M. 251.
Hagamura 73.
Han-Aschong 57.
Hellen S. J., Eberhard 262, 269, 272.
Hanoi 43, 49.
Henriquez S. J., Anton J. 60ff.
Henriquez S. J., P. 22.
Heredia S. J., Johann de 255.
Herize O. F. Min., Ignatius de 272.
Hernandez S. J., Pablo 181, 188f, 224.
Herran S. J., Pater 206.
Hidetada 76, 88.
Hideyoshi (Taikosama) 71, 87.
Höver S. J., Ferd. 227.
Huamanga 173.
Huancavelica 173.
Huanuco 173.
Huarochiri 152.
Huete 241.
Hunolt S. J., Franz 261.
Jhonatiria 277.
Ikitsuki 72.
Ingre 210.
Inhambane 103.
Innozenz X., Papst 32.
Isoré S. J., Remig. 66.
Iva 173.
Izida S. J., sel. Anton 84.
Jacaquemada, Juan de 219.
Jedo 86.
Jerusalem 117.
»Jesuit Relations« 275.
Jogues S. J., Isaak 277ff.
Johann III. v. Portugal 106, 121.
Injuy 201.
Juan S. J., sel. Johannin de San 124.
Juki S. J., Didakus 88.
Jülich 261.
Kabul 25.
Kadiz 256, 275.
Kagoschima 9f.
Kanagâpen, Katechist 36ff.
Kanton 48.
Karl III. 274.
Kassui S. J., Petrus 88.

Ke-cho 43, 49.
Ke-ſat 43.
Kiang-Hehen 56.
Kilger O. S. B., Laurenz 101.
Kimura S. J., ſel. Leonh. 77.
Kimura S. J., ſel. Sebaſtian 77, 80.
Kioto 10, 73, 87.
Kiſai S. J., hl. Jakob 72ff.
Kiuni S. J., ſel. Anton 77.
Kiuſako S. J., ſel. Johann 82.
Kiuſchiu, Inſel 70f.
Klaudius, Kaiſer v. Äthiop. 107.
Klemens XII., Papſt 210.
Klemens XIV., Papſt 53.
Klöber S. J., Emanuel 267.
Kolei 34.
Komorin, Kap 18, 37.
Köln 173, 264, 268.
Koſtka S. J., heil. Stanislaus 21, 177.
Krakau 88.
Kranganor 38.
Kraus S. J., Joh. B. 3.
Kumara Pilley 35ff.
Kuto 87.
Ku-tſcheng 68.
Kuttur 35.
Laimbeckhoven S. J., Gottfried von, Biſchof von Nanking 64.
Lalemant S. J., Gabr. 283ff.
Lande S. J., Joh. de la 280f.
Lan-tſcheu 57, 58.
Lanzi, Primo 196.
La Rochelle 122.
Laures S. J., Joh. 227.
Ledesma Valderrama, Martin 200.
Lefèvre S. J., Stephan 55ff.
Legaſpi, Miguel Lopez de 95.
Leitão, Biſchof 132, 139.
Leo XIII., Papſt 236.
Lerma, Herzog von 243.
Lille 68.
Lima 149, 150, 159, 162, 164, 167, 169, 171, 172, 173, 175, 177ff, 212, 213, 214, 220.
Lima S. J., Emanuel de 142.
Lima, hl. Roſa von 177.
Liſſabon 7, 52, 60, 77, 89, 102, 112, 114f, 122, 146, 198f.
Lizardi S. J., Julian de 204ff.
Loanda 146.
Lobald S. J., Johannes 145.
Lo-Heu 49.
Loinoz, hl. Martin von 204.
Lomüller S. J., Viktor 70.
London 77, 140.
Lopez S. J., Andreas 253, 254,
Lopez S. J., Gregor 54, 55.
Los Angeles 247.
Löwen 105, 255.
Loyola S. J., heil. Ignatius von 4, 5, 9, 13, 14, 15, 17, 18, 20, 48, 93, 121, 128, 219.
Lozano S. J., Juan de 182, 211.
Lozano S. J., Pedro 204.
Lüdenbach, Auguſt 45.
Lugo S. J., Kardinal Johannes de 199.
Lüttich 173.
Lyon 156, 173.
Macao 48f, 60, 62, 64, 76, 81, 83.
Machado S. J., ſel. Joh. 76.
Madeira 122, 125.
Madeira, Diego 62, 63.
Madrid 218f, 225.
Magelhães, Fernão de 95.
Mailand 196f.
Majorka 227, 245.
Maiſſur 33.
Malagrida S. J., Gabr. 121.
Malakka 8, 12, 13, 16.
Maldonado O. S. Aug., Biſchof Melchior 199.
Manapad 18.
Mangalam 36.
Mangin S. J., Leo Ignaz 68.
Manila 54, 61, 76, 86, 95.
Mantels S. J., Theod. 72.
Marangua 187.
Margar 27.

Maria Anna v. Öſterreich 95.
Maria Thereſia, Kaiſerin 53.
Marquez S. J., Franz 88.
Martinez S. J., Biſchof Petrus 72, 73.
Martinez S. J., Diego 155, 163ff.
Maſtrilli, Gabriel 86.
Maſtrilli S. J., Marzellus Frz. 52, 85, 86ff, 137.
Maſtrilli S. J., Nikolaus Duran 200.
Matapang 98.
Mauricio de Zabala, Bruno 207.
Mayoral S. J., Petrus 211, 224ff.
Meade S. J., Johann 140.
Mecheln 255.
Meczinſki S. J., Albert 88.
Meczinſki, Stanislaus 88.
Medina del Campo 163.
Medina S. J., Ignatius 201.
Medina S. J., Luis de 97.
Mendez S. J., Patriarch Alfons 110f, 114.
Mendez S. J., ſel. Alvarus 123.
Mendoza S. J., Chriſtoph de 188ff.
Meſſari S. J., Joh. B. 42ff.
Mexiko 243, 247f, 250, 256.
Miki S. J., hl. Paul 72ff.
Mindanao 267.
Misque 165.
Miyako 10, 11, 73, 82, 87.
Modena 288.
Monomotapa 104.
Montalban S. J., Br. Diego de 211, 220ff.
Montoya S. J., A. Ruiz de 177, 182, 188.
Montſerrat S. J., Anton 22.
Monumenta Hist. S. J., 3.
Moralez S. J., Didakus de 88.
Moranta S. J., Hieronymus de 245f, 252.
Morecon S. J., Pet. 73.
Morières 55.
Moſambik 7, 103.
Muni 39.
Münſter i. W. 289
Murad, Prinz 24.
Nacaura S. J., Julian 87, 88.
Nagaſaki 72ff, 83ff.
Nakacima S. J., ſel. Michael 84.
Nan-cheo 49.
Nanking 64.
Navarro S. J., ſel. Paul 81.
Nazianz, heil. Gregor von 154.
Neapel 106, 258f.
Nepomuk, heil Johannes von 210.
Neuhaus, Schloß b. Paderborn 262.
Neumann S. J., Joſ. 263.
Nickel S. J., Goswin 93.
Nieza 184ff.
Niezu 186.
Nizäa 111, 114.
Nobili S. J., Robert de 32.
Nobrega S. J., Emanuel da 121, 130, 135.
Nobunaga 71.
Nuñez de Barreto S. J., P. 107, 108.
Oaxaca 247, 249.
Oddi, L. degli 141.
Odescalchi S. J., Karl 288.
Oelde 261.
Okayama 73.
Omura 78, 86.
Oñate S. J., Peter de 159, 177.
Onizuki Nov. S. J., ſel. Petrus 81.
Orleans 279.
Orlim 27, 28.
Ortmann S. J., Franziskus 45.
Orniur 40f.
Orosco S. J., Diego de 247, 252.
Ortiz 241.
Ortiz de Zarate, Juan 201.
Oſaka 73, 82, 86.
Osnabrück 261.
Oſorio Valderrabano S. J., Kaſpar 196ff.
Oſſernenon (Auriesville) 281
Oſterkappeln 261.

Ota S. J., sel. Aug. 81.
Otinapa 247.
Outschi Yoschitaka 11.
Oviedo S. J., Andreas 104ff.
Pacheco S. J., sel. Alfons 27.
Pacheco S. J., sel. Franz 82, 83.
Pachtler S. J., G. M. 42.
Paderborn 261.
Padua 61.
Paez S. J., Kaspar 111, 112ff, 116.
Paez S. J., Pedro 110.
Paez S. J., Stephan de 165.
Pagany 36.
Palma 245.
Papazquiero 247, 252.
Papigochi 257, 259f.
Paraguay 163.
Paris 3ff, 105, 156, 284ff.
Parkman 275, 285.
Parma 15.
Parra S. J., Johann Sebastian de la 147ff, 211.
Pasius S. J., Franz 74.
Pastells, Pablo 143, 159, 181, 189.
Patiß S. J., G. 70.
Paul III., Papst 6.
Paul V., Papst 156.
S. Paulo 128, 136, 143, 146, 198.
Paycovi 220.
Paz, la 165.
Pedro 259.
Pedro, Don, Infant v. Portugal 33.
Pedro, Don, Kazike 259.
Peking 14, 59ff.
Peñafiel S. J., Leonhard de 170ff, 177.
Pereira S. J., Joh. 111, 112, 116.
Perez de Rivas S. J., Andreas 238ff, 250, 254.
Pernambuco 140.
Peru 147ff, 212.
Pernambuco 140.
Philipp II. 211.
Philipp III. 153, 212f, 218, 243.
Philipp IV. 95, 199.
Pinto S. J., Franz 137.
Piratininga 128.
Piscalar S. J., Al. 121.
Pius V., heil. 21., 125.
Pius VII. 288.
Pius IX. 75, 90, 236.
Placentia 247.
Plata, la 166, 172, 198, 207.
Platzweg S. J., K. 260.
Plaza, la 164.
Pombal 52.
Pons S. J., Joseph 206, 210.
Ponte S. J., Ludwig de 126.
Porro S. J., Pater 76.
Potosí 149, 151, 159.
Poulain 155.
Praga 82.
Prat S. J., Pater 32.
Purenlipe 223.
Püttlingen (Saar) 289.
Quebec 276ff, 282, 286.
Quito 170.
Ramanankor 19.
Ramirez S. J., Pater 148, 163, 244.
Ramon, Garcia 213, 218.
Ramnad 37, 40.
Ranganâda Dewan 37ff.
Ratschol 29, 31.
Rennes 281.
Rere 224ff.
Reritiba 133, 137, 139.
Restrepo S. J., D. 236.
Reviére, E. M. 155.
Rhodes S. J., Alexander von 42.
Rhodesia 103.
Ribadeneira S. J. 17.
Ribera 163.
Ricci S. J. 53.
Rinrei S. J., sel. Peter 82.
Riobamba 170, 214.
Rioja, la 200.
Rio de Janeiro 132ff, 143ff, 146.
Ripari S. J., Anton 196ff.

Rivière, C. M. 155.
Rizo O. F. Min., Antonio 272.
Rizzolati, Apoſt. Vikar 58.
Rochemonteix S. J., C. de 275.
Rodriguez 29.
Rodriguez S. J., hl. Alfons 227, 235, 245.
Rodriguez S. J., Alfons (Märtyrer) 181ff, 205.
Rodriguez S. J., Franz 111, 114.
Rodriguez S. J., Nikolaus 236ff.
Rodriguez S. J., Simon 16, 126.
Roermond 289.
Roija, la 161.
Rom 6, 15, 17, 21, 22, 27, 52f, 88, 90, 106, 112, 155, 197, 224, 288.
Romero S. J., 194.
Roothaan S. J., Johann Philipp 288.
Rosheim 67.
Roſſi S. J., Gabriel M. 42.
Roubaix 66.
Rubino S. J., Anton 88, 89.
Ruinupta 96.
Ruiz de Montoya S. J., Antonio 188ff.
Runkolim 26, 27, 32.
Saguêd, Malâc 108.
Sainte Foi, Charles 140.
Sakai 81.
Salamanca 163.
Salas, Biſchof Hipolito 224.
Saldamando S. J., P. 147, 155, 159, 163, 170.
Salta 161, 202.
Samiego S. J., P. 165.
Sampo S. J., ſel. Mich. 77.
Sancian 12, 14.
S. Criſtobal de la Laguna 125.
S. Criſtobal (bei Yumbel, Chile) 225.
Sandamatzu S. J., ſel. Kaſp. 82.
Sandoval S. J., P. 228.
S. Ignacio Guazu 184.
San Sebaſtian 205.
Santa Fe 161.
Santaren S. J., Ferdinand de 241ff, 253.
Santiago 160, 206, 213, 215, 218, 221, 224.
Santos 146.
S. Vicente 130ff.
San Vitores S. J., Diego Luis de 93ff.
Saragoſſa 148.
Satſuma 88.
Savona 197.
Schall S. J., Adam 60.
Schang-hai 68.
Schuren, Katechiſt 35ff.
Schurhammer S. J., G. 3.
Sebaſte 124.
Secco S. J., Jac. 114.
Selectae Jndiarum Epistolge 15.
Sendai 81.
Sevilla 93, 197f.
Shea, J. G. 276.
Siao-kai-ſe 60.
Sibin S. J., Ph. 50.
Siena 213.
Siena, Bernhardin von 258.
Sigliani S. J., Laurentius 53.
Silvei, Katechiſt 35ff.
Silveira S. J., Gonſalvo da 101ff.
Silveira da Sortelha, Luis da 102.
Sinaloa 241, 243, 250, 259.
Sindh 25.
Si-ngan 56, 57.
Singapore 54.
Sirukarambur 34ff.
Sirupallei 39.
Siſſa 15.
Solano, heil. Franziskus von 151.
Solim, Sohn Akbars 24.
Solſona 227.
Sommervogel S. J., C. 155, 170, 172.
Soto de Cameros 237.
Sotwel S. J. 174.
Sourie 122.
Sou-Aſeu 62, 65.

Spinola S. J., sel. Karl 77ff, 83.
Strobach S. J., Aug. 97.
Suarez S. J., Franz 171, 224.
Suarez de Figueroa, Lorenz 165.
Sucre 166.
Surat 22.
Tadayadeven 39ff.
Taikosama 71ff.
Talle 38.
Tamburini S. J., Mich. Aug. 261f.
Tapia S. J. Gonsalvus de 241, 243.
Tapua 241.
Tarahumara Alta 263.
Tarija 204, 210.
Tarragona 227.
Tattuwantscherry 34.
Tenerapa 253.
Tepehua 241.
Tepotzotlan 256.
Teria Dewan 39f.
Ternate 8.
Terraza 245.
Terrien S. J., J. 52.
Teschauer S. J., Carlos 181.
Thereſia, hl. 124.
Tobar S. J., Ferdinand de 243ff, 251.
Tokio 86.
Tokuum S. J., Sixtus 88.
Toledo 94, 104, 155.
Tomochic 263, 265f, 269f, 274f.
Tongue 103.
Topo 37.
Tornielli S. J., Friedrich 288.
Torres S. J., sel. Balthaſar 82ff.
Torres Bollo S. J., Diego de 160, 181, 215.
Tosa 71.
Tozo S. J., sel. Michael 82.
Trawankur 8.
Trichinopoly 34.
Trier 261.
Trois Rivières 282ff.
Tscheng-ku 58.
Tschikugo 76.
Tschongocu S. J., sel. Joh. 77.
Tschu-kia-ho 67, 68.
Tumhon 98.
Turin 88.
Tutini S. J., Johannes Andreas 241.
Tuyiguarani 130.
Tzugi S. J., sel. Thomas 88.
U-i 67.
Unumondo 85.
Urban VIII., Papſt 85, 281.
Urrea S. J., Michael de 152, 214, 215.
Utablame 220.
Vagnoni S. J., Alfons 56.
Val de Roſal 122.
Valdivia S. J., Luis de 162, 212, 213, 216, 219ff.
Valencia 105.
Valetirel 38.
Valignani S. J., A. 71.
Valladolid 159, 164.
Valle S. J., Johannes del 248ff 251ff.
Valleferril 200.
Vaughan, Kenelm 204.
Vasconcellos, Simão de 122, 125.
Vecchi S. J., Horaz 211ff.
Vera Cruz 256, 262.
Venedig 5, 6.
Verdu 227.
Verny 68.
Viana 140.
Vieira S. J., Ant. 89, 121.
Vieira S. J., Sebaſtian 78, 85f, 89.
Villagarcia 200, 205.
Villarica 214.
Vitelleschi S. J., Mutius 162, 249.
Vittoria 248.

Vos S. J., Ed. de 3.
Wedalai 19.
Weltbott 93, 260.
Wilhelmi S. J., Joseph 267.
Xanten 262.
Xaver S. J., heil. Franz 3ff, 15ff, 21, 29, 33, 54, 67, 71, 86, 94, 161, 225, 263.
Ximabara 84.
Xocotilma 242.
Xumpo S. J., sel. Mich. 77.
Yamagutschi 11.
Yaschiro 8, 9.
Yeyasu (Daifusama) 75ff.
Zacarias 208.
Zacatecas 272f, 275.
Za-Mariam 116.
Zape 248, 251ff.
Zarate O. Pr., Gabriel de 147.
Zola S. J., sel. Johannes 82, 83
Zumarraga, sel. Thomas von 204.

Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G. Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Straßburg i. Els.

Vom nämlichen Verfasser sind in unserm Verlage erschienen:

Die Heiligkeit der Gesellschaft Jesu

Zum 300jährigen Gedenktag der Heiligsprechung von Ignatius von Loyola u. Franz Xaver, 12. März 1922.

1. Band: **In Europa.** Mit 3 Einschaltbildern in Dupley-Autotypie. 8°. X und 366 Seiten. Broschiert oder gebunden.

Dechant Könn in Köln-Mülheim schreibt:

...Wer mit sinnender Seele in diesen Blättern liest, atmet in einer anderen Welt und gewinnt ohne Zweifel für sich selber Mut und Kraft zu neuem, innerem Streben. Für die Jugend, die im allgemeinen an Biographien eine besondere Freude hat, stellt das Buch eine hervorragende Festgabe dar...

Durch ein päpstliches Schreiben ausgezeichnet.

Die Heiligkeit der Kirche im 19. Jahrhundert

Ein Beitrag zur Apologie der Kirche.

7. vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit Titel und Einschaltbild in Lichtdruck.

432 Seiten. 8°. Broschiert oder gebunden.

...Für unsere unheilige und doch so heilsbegierige Zeit ist das Buch von besonderem Reiz und Wert... B. Arens, S. J.

...Für Exempelpredigten und Unterweisungen bildet das prächtige Buch eine reichhaltige Beispielsammlung, deren Gebrauch durch das neu beigefügte Sachregister erleichtert ist. Georg Beyer, S. J.

Durch alle Buchhandlungen.

Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G. Einsiedeln, Waldshut,
Köln a. Rh., Straßburg i. Els.

Wege und Winke

Asketische Jugendbibliothek

Mit Orig.-Kopfleisten von Kunstmaler W. Sommer.

In farbigem Umschlag broschiert und beschnitten,
hochformatig 81:139 mm.

Heft 1: **P. Thomas Jüngt O. S. B.: St. Paulus, der Völkerlehrer** Sein Werden, Wirken und Wandern als Weltmissionär. 3. Auflage. 80 Seiten.

Heft 2: **Dr. P. Leodegar Hunkeler O. S. B.: Jünglinge der Märtyrerzeit** Erzählungen und Erwägungen für Jünglinge. 3. Auflage. 72 Seiten.

Heft 3: **Alfred Ammann, Pfr., Hoch dein Ideal!** Ein zeitgemäßes Wort an die Jünglinge. 4. Auflage. 40 Seiten.

Heft 4: **Dr. P. Odilo Ringholz O. S. B.: St. Meinrad** Die Vorsehung Gottes in einem Menschenleben. 64 Seiten.

Heft 5: **P. Ambros Zürcher O. S. B.: Die heilige Elisabeth.** Eine gottbegnadete Almosenspenderin. 96 Seiten.

Heft 6: **Dr. P. Odilo Ringholz O. S. B.: St. Odilo** Der große Marienverehrer. 80 Seiten.

Heft 7: **Dr. P. Athan. Staub O. S. B.: Der heilige Benedikt** Patriarch der abendländischen Mönche. Sein Leben und seine Regel. 80 Seiten.

Heft 8: **Eugen Schmid S. J.: Der heilige Johannes Berchmanns** aus der Gesellschaft Jesu. († 13. August 1621). Groß im Kleinen. 104 Seiten.

Heft 9: **Leo Ueding S. J.: Der hl. Ignatius von Loyola** Stifter der Gesellschaft Jesu. 96 Seiten.

Heft 10: **Joh. Laures S. J.: Der Sklave der Negersklaven** Der hl. Peter Claver aus der Gesellschaft Jesu 1580—1654. 90 Seiten.

Heft 11: **P. William Doyle S. J.: Soll ich Priester werden?** Aus dem Englischen frei übersetzt von Ph. Küble S. J. 64 Seiten.

Heft 12: — **Ordensberuf?** Nach dem Englischen bearbeitet von P. Ph. Küble S. J. 64 Seiten.

Heft 13: **P. Ph. Küble S. J.: Hast du Mut?** Charakterbild des P. William Doyle S. J. 74 Seiten.

Heft 14: **P. Balduin Würth O. M. C.: St. Fidelis von Sigmaringen** Der getreue Heilige. 2. Aufl. 58 Seit.

Heft 15: **P. Joh. Bapt. Kraus S. J.: Der hl. Franz Xaver.** Apostel Indiens und Japans. 100 Seiten.

Heft 16: **P. Thomas Jüngt O. S. B.: St. Cäcilia** und die übrigen Frauengestalten des Meßkanons. 72 S.

Heft 17: **Dr. P. L. Hunkeler O. S. B.: Der Geist des hl. Joseph** Gedanken über christliche Lebensauffassung, den Ib. Jünglingen dargeboten. 100 S.

Heft 18: **P. Balduin Würth O. M. C.: Die hl. Makrina** Ein verborgener Himmelsweg. 56 Seiten.

Heft 19: — **Der heilige Laurentius von Brindisi** Für Gottes Reich. 80 Seiten.

Heft 20: — **Fr. Joseph von Palermo, Kapuzinernovize** Die wiedererkämpfte Tugend. 64 Seiten.

Heft 21: **Otto Karrer: Augustinus** 80 Seiten.

Heft 22: **P. Thomas Jüngt O. S. B.: Der hl. Gabriel Possenti** ein heiliges Marienkind der neuesten Zeit. 92 Seiten.

Heft 23: **Fr. Othmar Decker: Der hl. Dominikus** Gründer des Dominikanerordens. 120 Seiten.

Heft 24: **P. Pelegrinus Hofmann O. S. B.: Die hl. Theresia vom Kinde Jesu und vom hl. Antlitz.**

Verlagsanstalt Benziger & Co. A.-G. Einsiedeln, Waldshut,
Köln, a. Rh., Straßburg i. Els.

Moderne Bibelfragen

Vier populär-wissenschaftliche Vorträge
in erweiterter Form
Von **Dr. Leopold Fonck S. J.**

Auflage 1. — 3. Tausend, VIII und 246 Seiten.
Broschiert oder gebunden.

Die „Schweizer. Kirchenzeitung", Luzern, schreibt:

Wir empfehlen aufs neue diese bei aller Knappheit gründliche, aufklärende, von wärmster Liebe zum Buche der Bücher durchwehte Schrift. Der hervorragende Bibelforscher und Kenner des Heiligen Landes schöpft aus dem Vollen und versteht es, mit weisem Masse für weite gebildete Kreise hier das Notwendige, das Fruchtbare, das apologetisch Entscheidende herauszuheben; dabei geht er auch auf sehr viele Einzelheiten ein. Die Irrtumslosigkeit der Bibel wird auf das gründlichste behandelt. Eine wertvolle Übersicht der Evangelienkritik wird gegeben. Endlich führt der Verfasser mit tiefer Sachkenntnis und Erfahrung in die Kunde des Heiligen Landes ein. Wir möchten den Klerus aufmerksam machen, daß das Buch besonders auch in den Händen der Lehrerschaft namentlich der höheren Volks- und Sekundarschulen für deren eigene Fortbildung sehr viel Gutes wirken könnte. Die Ausstattung durch den Verlag ist eine sehr schöne.

Durch alle Buchhandlungen

Verlagsanstalt Benziger & Co. A.-G. Einsiedeln, Waldshut,
Köln a. Rh., Straßburg i. Els.

Kirche u. Reformation

Aufblühendes katholisches Leben
im 16. und 17. Jahrhundert.

Unter Mitwirkung hervorragender Historiker
und Gelehrter herausgegeben von

Prof. Dr. Joseph Scheuber.

VIII und 840 Seiten. 8°. 5. Tausend Broschiert
oder gebunden.

Die „Schweizerische Rundschau" schreibt:

„... Die äußere Form, welche der Verlag dem Werk verlieh, macht es zu einer Zierde der Bibliotheken. Die innere Ausrüstung mit trefflichen Vermerkungen, Seitenüberdrucken und Registern erhebt den Gebrauch zu einem Genuß. Auf solche Vorzüge und so Große Namen konnte noch selten ein Buch zur Reklame hinweisen. Es empfiehlt sich selbst."

Das „Oberr. Pastoralblatt" Freiburg, schreibt:

„... Ein inhaltsreiches, höchst zeitgemäßes Werk, dessen einzelne Abhandlungen wohl literarische Meisterwerke genannt werden dürfen."

Die „Rundschau für den kathol. Klerus", Innsbruck, schreibt:

... Katholische Fachgelehrte vom besten Ruf haben hier ihr reiches Wissen zusammengetragen und zu einem Buch vereinigt, was uns die Gediegenheit des Werkes verbürgt. Das Buch hat nicht nur hohes Interesse für den Historiker, sondern wird auch dem Apologeten große Dienste leisten, weshalb wir ihm die weiteste Verbreitung wünschen."

Durch alle Buchhandlungen

D 3304

060.96
K 324

39256

KEMPF, S.J., KONSTANTIN
AUTHOR

Die Heiligkeit des Gesellschaft
TITLE Jesu

DATE LOANED	BORROWER'S NAME
	Slater
July 26 '58	Haga
AUG 8 1974	CLS

060.96
K 324

39256